



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

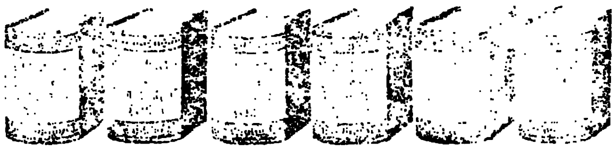
Das billigste Lexikon ist:

Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon.

Die siebente, vollständig umgearbeitete Auflage wurde mit einer **Aussprachebezeichnung** und **zahlreichen Illustrationstafeln** vermehrt, so daß es neben seinem übrigen, erstaunlich reichen Inhalt auf jede Frage eine prompte und zuverlässige Antwort geben kann.

Elegant in Ganzleinwand gebunden

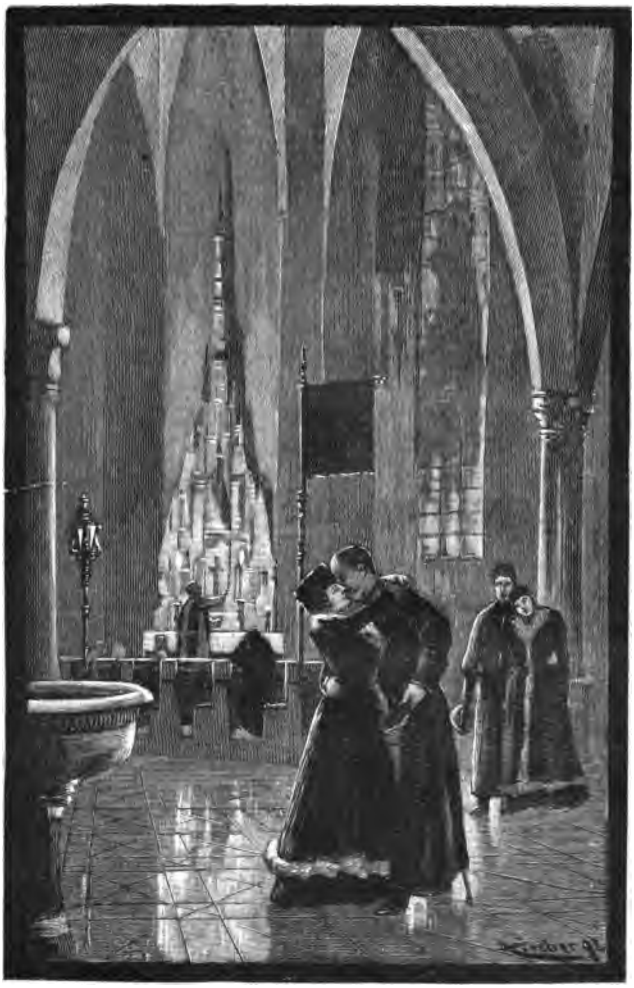
✻ **nur 3 Mark.** ✻



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novelle „Die Aelteste“ von A. Vogel vom Spielberg (S. 112)
Originalzeichnung von A. Kircher.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Dreizehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

In den Fluthen.

Roman

von

Jenny Hirsch.

(Fortsetzung u. Schluß)

11.

Hoch erhobenen Hauptes, aber mit düsterem Blick und tief gefurchter Stirn schritt Herr v. Melnik die schöne, breite, mit Platanen, Ulmen und Kastanienbäumen besetzte Allee entlang, welche von der kleinen Villenkolonie auf dem Schiffbauerdamm bis zur Stadt führt. Die sonst recht belebte Promenade war heute ziemlich menschenleer, denn das Wetter war zum Spazierengehen durchaus nicht einladend. Schon seit dem frühen Morgen war der Himmel bleigrau und schien sich tief auf die Erde herabsenken zu wollen. Eine schwere, drückende Luft lastete auf Menschen und Thieren, und ließ auch Bäume und Pflanzen die Blätter senken. Einzelne aufspringende Windstöße brachten keine Kühlung, sondern wirbelten nur dicke Staubwolken athembeklemmend empor. Alles lechzte nach Regen, dessen Vorboten vorhanden waren und der doch nicht kommen wollte.

Die wenigen Personen, welche sich auf der Promenade befanden, hatten genug zu thun, Hüte und Kleider gegen

den immer heftiger werdenden Wind zu schützen und achteten wenig auf die Begegnenden; auch Herrn v. Melnik fuhren die Staubwolken mehrmals in's Gesicht und hinderten ihn am Sehen, trotzdem setzte er die Höflichkeit keinen Augenblick bei Seite und tauschte mit Bekannten Grüße aus.

Endlich mochte es ihm aber doch zu viel werden. In der Nähe des Thores rief er einen dort mit seinem Gefährt haltenden Droschkenkutscher an, nannte ihm die Straße, wohin er gefahren sein wollte, und stieg ein, den Schlag dröhnend hinter sich zuwerfend.

Kaum saß er im Wagen, so verschwand der hochfahrende Ausdruck seines Gesichtes, statt dessen malten sich Angst und Unruhe in seinen Zügen. „Verwünscht!“ stöhnte er, und knirschte wüthend mit den Zähnen. Aufgeregt murmelte er unverständliche Worte vor sich hin, doch gelang es ihm nicht, sich zu beruhigen, denn sein Gesicht war erschreckend bleich, als er den Wagen verließ, um den Rest seines Weges wieder zu Fuß zurückzulegen.

Er durchschritt ein paar der verkehrsreichsten Straßen und blieb in der Georgenstraße vor einem Schaufenster stehen, wie unwillkürlich gefesselt von den darin ausgelegten Gegenständen. Der Laden war nur klein und schien sich unter den rechts und links davon belegenen, prächtig ausgestatteten Magazinen, in welchen Modewaaren und Möbelstoffe feilgeboten wurden, völlig zu verkriechen, übte aber auf den Liebhaber und Kenner eine große Anziehungskraft aus, denn er enthielt Raritäten und Antiquitäten der mannigfaltigsten Art.

Melnik trat in den Laden. Er hatte schon öfter hier verkehrt und manches seltene Stück nach Hause getragen; heute hielt er sich jedoch bei der Betrachtung der einzelnen Stücke nicht auf, sondern bat einen der im Geschäft anwesenden jungen Leute, ihm die im Schaufenster befind-

liche Schildpattdose mit dem weiblichen Miniaturporträt hervorzulangen.

„Sie sind ein feiner Kenner, Herr v. Melnik," sagte der Verkäufer, ein schmächtiges Bürschchen von etwa zwanzig Jahren mit einem blassen, schmalen Gesicht voll Sommersprossen, mit weißblondem Haar und sehr hellen Augen, an welchen die Wimpern nur sehr spärlich waren und die Brauen beinahe ganz fehlten. „Sie suchen sich sofort unser feinstes Stück heraus. Das Porträt stellt Maria Mancini, die Nichte des Kardinals Mazarin, die schöne Jugendgeliebte Ludwig's XIV. dar; es ist von Mignard gemalt —"

„Schon gut, Herr Kretschmann," unterbrach ihn Melnik mit nachlässiger Handbewegung und der Miene des vornehmen Herrn. „Ich gebe Ihnen das Kompliment in anderer Weise zurück, Sie sind trotz Ihrer Jugend ein sehr feiner Geschäftsmann. Was soll denn die Dose kosten?" fragte er, das kleine Kunstwerk nach allen Seiten drehend und genau betrachtend.

„Die Fassung des Bildes ist mindestens von ebenso hohem Werthe wie die Malerei," fuhr der junge Mann in seiner Anpreisung fort, „und das Schildpatt der Dose ist von seltener Schönheit."

„Nach diesen Vorbereitungen kann ich mich auf eine exorbitante Forderung gefaßt machen," lachte Melnik und fügte, als der Verkäufer den Mund öffnen wollte, um den Preis zu nennen, schnell hinzu: „Nein, lassen Sie nur, ich werde mit Ihrem Vater verhandeln."

„Wie es Ihnen gefällig ist, Herr Baron, ich werde ihn sogleich herbeirufen."

„Nein, nein, ich werde zu ihm gehen, solchen Handel schließe ich mit ihm am besten unter vier Augen ab," entgegnete Melnik scherzend. „Er befindet sich doch in seinem Privatkomptoir?"

„Aufzuwarten. Gödsche, führen Sie den Herrn Baron,“ wandte er sich an seinen Gefährten.

Aber Melnik winkte abwehrend. „Danke, danke, ich kenne den Weg, brauche Niemand zu bemühen; auf Wiedersehen, Herr Kretschmann.“

Er schritt mit der Dose in der Hand durch den schmalen Laden und mehrere dahinter liegende ebenso schmale und mit allerlei Krimskrams vollgepfropfte Räume auf eine geschlossene Thür zu, an welche er mit kräftigem Finger klopfte.

Erst nachdem er dies wiederholt und dazu: „Herr Kretschmann, Herr Kretschmann,“ gerufen hatte, öffnete sich die Thür. Auf der Schwelle erschien ein Mann, dessen verjüngtes Ebenbild der Jüngling im vorderen Magazin war. Dasselbe schmale, graubleiche bartlose Gesicht, dieselben brauen- und wimperlosen hellen Augen, derselbe blasse, gekniffene Mund und die lange, wie eigens zum Ausspähen verborgener Schätze geschaffene Nase, auf welcher er aber eine Brille trug. Das weißblonde Haar spielte schon stark in's Graue und war von einer Hausmütze bedeckt, die er beim Anblick seines Gastes schleunig vom Kopfe riß.

„Ah, Herr v. Melnik,“ sagte er sehr devot, „welche Ehre! Sie suchen mich in meiner Höhle auf? Warum ließen Sie mich nicht rufen, ich —“

„Machen Sie keine unnützen Redensarten, Kretschmann,“ schnitt ihm Melnik die Rede ab, indem er ohne Umstände in's Zimmer trat; „Sie wissen recht gut, daß das, was wir miteinander zu besprechen haben, nur hier verhandelt werden kann. Ich habe die Ausrede gebraucht, ich wollte die Dose kaufen und mit Ihnen über den Preis reden, um mich bis zu Ihnen durchzuschlagen,“ fügte er, das kleine Kunstwerk auf den Tisch legend, hinzu; „fürchte aber, Ihr schlaues Söhnchen hat den Vorwand sehr gut gemerkt.“

„Mein Gottlieb ist klug, wird ein tüchtiger Geschäftsmann," sagte Kretschmann geschmeichelt, „bekümmert sich aber nur um den Verkauf im Laden; Sie dürfen ganz ruhig sein. — Um aber sicher zu gehen, könnten Sie ja die Dose kaufen. Sie ist fünftausend Mark unter Brüdern werth."

„Und Sie würden mir dieselbe für viertausend aus besonderer Freundschaft lassen," lachte Melnik, „ich danke verbindlichst."

„Nun, es würde für Sie nicht viel ausmachen, Herr v. Melnik, Sie sind ja jetzt wieder ein reicher, ein sehr reicher Mann," versetzte der Händler und schoß einen lauernden Blick auf Melnik, während er mit seinem Taschentuche das brüchige grüne Leder des unter dem einzigen, nach einem düsteren Hof gehenden Fenster des Zimmers stehenden Sophas abstäubte und ihm einen Sitz bot.

„Meinen Sie?" entgegnete Melnik in einem Ton, aus dem Kretschmann augenscheinlich nicht recht klug zu werden vermochte.

„Es müssen vier Millionen, was sage ich, fünf Millionen sein, die der Frau Gemahlin von dem Fräulein Schwester zugefallen sind," fuhr Kretschmann fort, „sie hat bei der seligen Frau Schwiegermutter gelebt und ihre Zinsen lange nicht verbrauchen können, und der Herr Konsul Bauer, ihr Vormund, versteht sich darauf, Geld anzulegen. Ich gratulire Ihnen, gnädiger Herr."

„Was fällt Ihnen ein!" rief Melnik, der auf dem Sopha Platz genommen hatte, mit allen Zeichen der Empörung in die Höhe fahrend, „wie können Sie bei einem Ereigniß, das uns in die tiefste Trauer versetzt hat, einen solchen Ausdruck gebrauchen!"

„Ich bitte tausendmal um Vergebung," entgegnete Kretschmann, den Besucher schlau durch seine Brillengläser anblinzelnd und die von diesem mitgebrachte Dose zwischen

den langen knochigen Fingern drehend. „Der Todesfall ist gewiß sehr, sehr traurig, und ich bin überzeugt, Sie hätten Ihrer Schwägerin gewünscht, sie wäre hundert Jahre alt geworden. Da es Gott doch nun aber einmal anders beschlossen hat —"

Melnik rückte unruhig hin und her und murmelte etwas Unverständliches.

„Weiß schon, was Sie sagen wollen, Herr v. Melnik, fällt aber doch ohne Gottes Willen kein Haar von unserem Haupte. Fräulein v. Kauffel's Ende war bestimmt," fuhr der Händler salbungsvoll fort, „und da es nun so gekommen ist, kann man Ihnen doch Glück wünschen, denn diese Schickung macht allen Ihren Verlegenheiten ein Ende!"

Melnik antwortete nicht, sondern starrte auf die grau getünchte Wand, an welcher als einziger Schmuck ein kolorirtes Brustbild des Königs Georg V. von Hannover hing.

„Die Wechsel sind schon seit vorgestern fällig," sprach Kretschmann weiter, und Ton und Haltung verloren ein wenig von der bisher zur Schau getragenen kriechenden Demuth. „In Anbetracht der Umstände habe ich mich bis nach dem Begräbniß ruhig gehalten — ein schönes, ein wirklich vornehmes Begräbniß, ich war natürlich mit draußen," schaltete er mit wichtiger Miene ein. „Ich erwartete, daß Sie heute kommen würden. Und da sind Sie ja auch."

„Ja, da bin ich," antwortete Melnik heiser und mit einem höhnischen Lachen.

„Nun, da können wir ja die Sache sogleich in Ordnung bringen," sagte Kretschmann und griff nach dem Schlüsselbunde, um einen dicht neben seinem Schreibpult stehenden eisernen Schrank aufzuschließen.

„Sie meinen wohl, ich habe die Summe in barem Golde bei mir?" lachte Melnik ingrimmig.

„Nun, wenn auch das nicht, aber doch in guten Staats-

papieren; ich nehme sie zum Tageskurs. Was vom Konsul Bauer kommt, kann man unbesehen nehmen. Hier sind die Wechsel."

Er hatte den eisernen Schrank und dann eine darin befindliche Kassette aufgeschlossen, der er jetzt einige Papiere entnahm. Er sah Melnik erwartungsvoll an, der rührte sich aber noch immer nicht.

„Ist's gefällig?"

„Ich habe weder Gold noch Papier und kann Ihnen die Wechsel heute nicht bezahlen," sagte er, die Arme übereinander schlagend.

„Was? Nicht bezahlen!" rief Kretschmann und fuhr wie von einer Viper gebissen empor, setzte dann aber hinzu: „O, Sie scherzen, mein verehrter, gnädiger Herr, ich sehe es Ihnen an, Sie lachen —"

„Ja, ich lache!" Melnik sprang auf und trat auf Kretschmann zu, der bei seiner Annäherung die Wechsel schnell wieder in die Kassette warf und diese schloß. „Ich lache über das grenzenlos einfältige Gesicht, das Sie machen, sonst ist mir aber gar nicht lächerlich zu Muthe. Mit einem Worte, Kretschmann, ich kann nicht allein nicht zahlen, sondern Sie müssen mir noch Geld geben."

„Sind Sie rasend?" schrie jetzt der Händler brutal. „Wissen Sie auch, wie hoch sich meine Forderung an Sie beläuft?"

„Auf etwa dreihundertfünfzigtausend Mark, so genau läßt sich das bei dem lawinenartigen Anschwellen Ihrer Forderungen nicht bestimmen," erwiederte Melnik spöttisch. „Uebrigens haben Sie schon größere Summen von mir zu fordern gehabt, als jetzt, und nicht einen solchen Lärm erhoben, wie in den letzten Wochen."

„Damals standen Ihnen noch die Erbschaften vom Geheimrath v. Kauffel und dessen Gemahlin in Aussicht."

„Und jetzt ist mir die von meiner Schwägerin zugefallen."

„Auf solchen Glücks- oder vielmehr Trauerfall konnte ich nicht rechnen," sagte der Geldverleiher hämisch, „aber wo ist das Geld?"

„In der Kasse des Konsuls Bauer."

„Und der macht Schwierigkeiten? Ist irgend eine Klausel im Testament?"

„Sie können doch nicht annehmen, daß ein neunzehnjähriges Mädchen ein Testament gemacht hat! Meine Frau ist ihre einzige Schwester und ihre einzige Erbin, sie bekommt uneingeschränkt den ganzen Nachlaß."

Kretschmann athmete auf. „Nun, dann —"

„Aber erst in einigen Wochen; ich glaube, Sie kennen des Konsuls Pedanterie und seinen Eigensinn."

„Ja, ja," stimmte Kretschmann zu, „aber hier, wo die Sache so einfach liegt —"

„Setzen Sie sich und lassen Sie sich die Geschichte erzählen," sagte Melnik, und berichtete nun im vertraulichen Ton von seinem Besuche bei dem Konsul und dessen Weigerung, ihn in den Besitz der Erbschaft zu setzen, wobei er die Gründe des alten Herrn als völlig haltlos und als bloße Schrullen darstellte.

„Es ist der barste Unsinn, einen Menschen nicht für todt zu halten, dessen Leiche von mindestens zwanzig Personen rekognoszirt ist," fuhr er fort, „wir würden wahrhaftig nicht das erste beste fremde Frauenzimmer in unserem Familienbegräbniß beigesetzt haben. Und der Konsul zweifelt auch gar nicht daran, er ist nur ein solcher Sicherheitskommissar."

„Ist immer gut dabei gefahren, man kann sich ein Beispiel daran nehmen," bemerkte der Wucherer.

„Dann muß man auch Geschäfte machen, wie der Konsul Bauer, nicht solche, die kein allzu helles Tageslicht vertragen, mein lieber Herr Kretschmann," versetzte Melnik höhnisch, schlug aber sogleich wieder einen gemüthlichen

Ton an. „Doch streiten wir darüber nicht. Jeder nach seinem Geschmack, und ich möchte dem Konsul den seinigen gern gönnen, wenn es mich nur nicht augenblicklich in Verlegenheit brächte. Mit Ihrer Hilfe werde ich sie aber überwinden."

„Mit meiner Hilfe? Ich muß doch sehr bitten!" rief Kretschmann und wollte aufspringen.

Melnik drückte ihn wieder nieder und sagte: „Bleiben Sie ruhig sitzen, lieber Freund, die Sache ist nicht angethan, um sich darüber sonderlich aufzuregen. Es kann Ihnen doch gleich sein, ob Sie von mir oder von Jemand anders die Zinsen für Ihr Geld bekommen."

„Mein Geld," wiederholte Kretschmann, „als ob es mein Geld wäre. Wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß ich die Geschäfte nur für Andere mache; sie haben den Gewinn, ich bekomme nur sehr bescheidene Prozente."

„Kennen wir, Sie thun es aus reiner Menschenliebe," lachte Melnik. „Nun meinetwegen, so sagen Sie dem Anderen, daß er warten muß."

„Das wird er nicht wollen."

„Hören Sie, mein lieber Kretschmann, für so dumm kann ich den oder meinetwegen die Herren nicht halten. Machen Sie jetzt Lärm, so wird der Konsul, so werden auch noch Andere aufmerksam, und man weiß nicht, welchen Floh sie meiner armen guten Frau noch in's Ohr setzen; bleibt aber jetzt hier Alles hübsch ruhig, so lasse ich sie im Ausland, komme mit ihrer Generalvollmacht her und nehme die Erbschaft in Empfang. Leuchtet Ihnen das ein?"

„Ja, ja, es klingt ja so weit ganz gut, wenn man nur gewiß wüßte —"

„Was denn?"

„Daß der Mensch da in Eutin wirklich verdonnert würde."

„Daran ist gar kein Zweifel," versetzte Melnik, „wenn

nicht zum Tode, wird er sicher zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt."

„Sie sollten nachher ein Begnadigungsgesuch für ihn einreichen, denn Ihnen hat er doch einen großen Dienst erwiesen," sagte Kretschmann mit cynischem Lachen. „Was hätte nur werden sollen, wenn die junge Dame nicht gestorben wäre?"

„Das lassen Sie nun weiter nicht Ihre Sorge sein, mein lieber Herr Kretschmann," erwiederte Melnik kurz und scharf, „sondern bleiben wir bei den Dingen, wie sie jetzt liegen. Sie werden mir also die Wechsel auf vier, sagen wir auf sechs Wochen prolongiren."

„Ich weiß wirklich nicht, ob meine Hintermänner damit zufrieden sind, ich muß ihnen die Sache erst vorstellen," erwiederte Kretschmann. „Lassen Sie mir einen Tag Zeit."

„Nein," entgegnete Melnik entschieden; „ich mag nicht morgen wieder herkommen und scheinbar um eine Rarität handeln, auch muß ich auf Ihren Besuch in meinem Hause verzichten. Also entschließen Sie sich; Sie werden die Herren durch die Höhe des Zinses schon mit Ihrer Eigenmächtigkeit versöhnen."

Kretschmann überlegte. Er war einer der geriebensten und verschlagensten Geldverleiher, sein Antiquitätengeschäft war mehr der Deckmantel für sein eigentliches Treiben, obwohl es ihm auch einen nicht unbeträchtlichen Gewinn brachte, und Eingeweihte schätzten sein Vermögen nach Millionen. Melnik war ihm schon bei Lebzeiten des Geheimraths v. Kauffel in die Hände gefallen, und die Bezahlung der bei ihm aufgelaufenen Summen hatte den größeren Theil von Melitta's Vatererbe verschlungen. Denselben Weg war die Hinterlassenschaft ihrer Mutter gegangen, denn Melnik's Spielwuth am grünen Tisch wie auf den Rennplätzen kannte keine Grenzen. Der Wucherer sah voraus, daß er auch mit dem dritten und letzten Theil

des Kauffel'schen Vermögens in nicht allzu ferner Zeit fertig werden würde. Vorläufig konnte man es aber noch mit ihm wagen; ja, man konnte es selbst noch, wenn ihm die letzte Erbschaft entgangen sein würde. Die Villa auf dem Godeberg, deren Mitbesitzerin Frau v. Melnik war, das schöne Haus in der Sedanstraße in Hannover mit der reichen Einrichtung, die Pferde und Wagen repräsentirten immer noch einen nicht ganz unbeträchtlichen Besitz.

Das Ergebniß seines Nachdenkens war daher, daß er sich unter Stöhnen und Seufzen zur Prolongation der Wechsel bereit erklärte.

„Gut," sagte Herr v. Melnik, sich an den Tisch setzend, „geben Sie mir ein Formular, ich stelle Ihnen sogleich einen Wechsel über fünfhunderttausend Mark, zahlbar am 25. August, aus, und Sie geben mir noch hunderttausend Mark bar."

Kretschmann riß die hellen, wimperlosen Augen mit dem Ausdruck grenzenlosen Staunens auf.

„Wa— was, Sie wollen noch Geld von mir?" fragte er.

„Aber wie kann Sie das wundern? Ich sagte Ihnen ja, daß ich mit meiner Familie in's Ausland gehen will. Dazu gehört Geld, ich habe auch noch einige Kleinigkeiten zu begleichen, und muß meiner Frau doch eine ansehnliche Summe zurücklassen, wenn ich zurückreise, um der Verhandlung in Eutin beizuwohnen und hier die Erbschaft in Empfang zu nehmen."

„Es geht nicht, es geht nicht!" jammerte Kretschmann.

„Sie schätzen das Vermögen, das mir in Aussicht steht, auf fünf Millionen, und wollen mir lumpige hunderttausend Mark verweigern?"

„Es sind fünfhunderttausend Mark; noch nie in meinem Leben habe ich so viel Geld auf eine Karte gesetzt!"

„Ihre ‚Hintermänner', wollen Sie sagen," scherzte Melnik. „Sie sollten wirklich nicht so schwierig sein, mein

lieber Herr, Sie haben diese Summe schon reichlich durch mich verdient, so daß, wenn Alles schief gehen sollte —"

„Sprechen Sie nicht so etwas!" rief Kretschmann mit allen Zeichen des Entsetzens; „ich wäre ein ruinirter Mann."

„Nun, dann käme es auf etwas mehr oder weniger auch nicht an; aber seien Sie ohne Sorge, das Geld ist Ihnen so sicher, als ob es dort in Ihrem eisernen Schrank läge."

Es gelang ihm wirklich, den Wucherer auch noch zur Hergabe dieser Summe zu bestimmen; er mußte sich dabei freilich bequemen, einen größeren Theil in Bank- und Eisenbahnaktien zu nehmen, da Herr Kretschmann natürlich nicht so viel Geld im Hause hatte, und er nicht noch einmal wiederkommen mochte.

Nachdem der neue Wechsel geschrieben und die alten vernichtet waren, entfernte sich Melnik, von Kretschmann bis zur äußeren Thüre des Magazins begleitet. Der Gehilfe war zu Tische gegangen, Kretschmann junior befand sich allein im Geschäft.

Als die Thür hinter Melnik in's Schloß gefallen war, gab der Alte dem Sohn die Schildpattdose in die Hand und sagte lakonisch: „Lege das Ding wieder in's Schaufenster."

Beide sahen einander an, lächelten und verstanden sich.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage wurde im Melnik'schen Hause gepackt, und schon am Abend verließ die Familie Hannover, dieses Mal nur von der Jungfer der gnädigen Frau und der Gouvernante der Kinder begleitet. Herr v. Melnik hatte für sich auf den Diener verzichtet, es sollte Alles nur auf das Behagen seiner lieben Melitta eingerichtet sein, die er mit einer Fürsorge umgab, daß sie trotz der Trauer um die Schwester Freudenthränen über ihr Glück vergoß.

12.

Durch den regenfeuchten Wald eilte Seraphine Eltester dem Försterhause zu. Sie kam soeben von Eutin und von einem Besuche bei ihrem Bruder zurück, der ihr nach wiederholtem vergeblichem Ansuchen endlich bewilligt worden war, nachdem die Untersuchung geschlossen und die Anklage erhoben worden.

Seraphine hatte ihren Bruder zwar bleich und hager, aber sonst gesund und ungebeugten Muthes gefunden. Wohl erfüllte ihn eine grenzenlose Erbitterung über das schwere Unrecht, das man ihm, wie er sagte, zugefügt, und über die Voreingenommenheit, mit welcher die Untersuchung geführt worden war, aber aus dem letzteren Umstande schöpfte er gerade die Hoffnung, daß die öffentliche Verhandlung vor anderen Richtern seine Unschuld an den Tag bringen müsse. Mehr als sein eigenes Schicksal bekümmerte ihn jedoch die Sorge, was aus Gertrud geworden sei, und er hatte die Schwester beschworen, Nachforschungen nach ihr anzustellen.

Seraphine hatte ihm erzählt von dem pomphaften Leichenbegängniß, dessen Bericht sie in der Zeitung gelesen, und er hatte darauf die Hände ringend gerufen: „Während sie die falsche Gertrud begraben, geht die wirkliche im fremden Lande zu Grunde, und ich bin hier gefesselt! Es muß ihr etwas zugestoßen sein, sonst hätte sie sicherlich Nachricht von sich gegeben!"

Seraphinens Blick war, während ihr Bruder diese Worte sprach, auf den Beamten gefallen, welcher der Unterredung beiwohnte, und sie hatte wohl bemerkt, welch' spöttisches Lächeln seine Lippen umzuckte. Er betrachtete die Aeußerung sicher als eine für sein Ohr bestimmte Unwahrheit und hielt die Schwester entweder für die Getäuschte oder für die Mitwisserin und Hehlerin des Verbrechens.

Und wäre sie nicht die Schwester gewesen, so hätte sie

es vielleicht gemacht wie alle anderen Leute, und hätte Georg nicht geglaubt, ja, vielleicht hätte sie es selbst als Schwester nicht gethan, wären nicht zu seinen Aussagen die ihrer Mutter gekommen, an deren Wahrhaftigkeit zu zweifeln sie für eine schwere Sünde gehalten hätte. Freilich, die Erzählung klang abenteuerlich, und so oft sie sich bemüht hatte, für verschiedene Punkte eine Erklärung zu finden, waren sie ihr in den Gesprächen mit der Mutter, wie auch heute in der Unterredung mit dem Bruder, doch dunkel geblieben.

Wer war die Leiche, die man aus dem Kellersee gefischt und die alle Welt mit Ausnahme ihrer Mutter, ihres Bruders und der alten Köchin für die Gertrud v. Kauffel's erklärt hatte?

Weshalb hatte Gertrud, als Georg sie aus dem Wasser gezogen, darauf bestanden, daß Niemand von ihrem Unfall und von ihrer Rettung erfahre; wie hatte das sonst so verständige Mädchen den abenteuerlichen Plan einer gemeinsamen Flucht mit Georg fassen können, für die Seraphine gar keine zwingende Nothwendigkeit einzusehen vermochte? Wie hatte Georg darauf so schnell eingehen können? Und wenn sie dafür die Erklärung in seiner grenzenlosen Liebe zu Gertrud fand, wie hatte ihre Mutter, ihre besonnene, allem Extravaganten abholde Mutter, ihre Zustimmung geben und die Hand zur Ausführung bieten können?

Sie hatte, wenn sie der Mutter eine solche Frage vorgelegt, immer Antworten bekommen, bei welchen sich ihr die Wahrnehmung aufdrängen wollte, Jene wisse etwas, das sie nicht sagen dürfe oder das sie sich zu sagen scheue. Die gleiche Bemerkung hatte sie zu machen geglaubt, so oft sie ihre Vermuthungen darüber aussprach, auf welche Weise Gertrud in den See gerathen sei, und ihre Verwunderung äußerte, daß Mutter und Bruder sich darüber nicht Gewißheit verschafft hätten. Die sonst so sanfte För-

sterin konnte dann geradezu heftig werden und mit einer gewissen Anzüglichkeit, über welche die Tochter im Stillen lächeln mußte, erwiedern, sie sei nicht unzart genug gewesen, in das zum Tode erschöpfte Mädchen zu dringen, um Dinge zu erfahren, über die sie einen Schleier zu breiten wünschte.

Allen diesen Fragen gesellte sich noch die weitere zu, wie es gekommen sei, daß Gertrud, die nach Georg's Aussage kaum eine Stunde vorher noch vom tiefsten Mißtrauen gegen ihn erfüllt gewesen war und ihn schroff zurückgewiesen hatte, so plötzlich ihr Unrecht eingesehen, ihn um Verzeihung gebeten und nun im Gegentheil bereit gewesen war, in schrankenlosem Vertrauen ihr Schicksal mit dem seinen zu vereinigen? Ihr klarer Verstand sagte ihr, daß hier vielleicht das Räthsel liege, von dessen Lösung Freiheit und Leben ihres Bruders abhänge.

Aber wo diese Lösung finden? Die Mutter und Georg mußten sie doch nicht geben oder wenigstens nicht genügend geben können, denn es war nicht anzunehmen, daß nur ein Gertrud gegebenes Versprechen ihre Zunge binde; die Nothwendigkeit war viel zu eisern, um hier nicht den Bruch des verpfändeten Wortes zu rechtfertigen. Je mehr Seraphine sann, desto mehr verschürzten sich die Fäden, sie sah keinen Ausweg aus dem Wirrsal.

„Nur Eine könnte diesen Knoten lösen: Gertrud! Aber wo ist sie geblieben? Was ist aus ihr geworden?" sagte sie fast mit denselben Worten, die sie von Georg gehört hatte, aber — wie sie sich nicht ohne Beschämung eingestand — aus weit egoistischeren Beweggründen. Sie hatte Gertrud v. Kauffel stets sehr gern gehabt, die Vorstellung, daß sie hier dem Tode in den Fluthen entgangen sei, um in der Ferne einem finsteren Schicksal anheim zu fallen, bedrückte sie tief, dennoch sehnte sie sie in erster Linie herbei um des Bruders willen.

Aber Gertrud v. Kauffel, immer vorausgesetzt, daß sie wirklich noch lebte, war wie vom Erdboden verschwunden.

Sobald die Anklage dem Gefangenen zugestellt worden war, hatte er sich den Doktor Pfeiffer, einen jüngeren Rechtsanwalt, der sich vor nicht langer Zeit in Eutin niedergelassen, zum Vertheidiger erwählt. Dessen nächstes Geschäft war es nach seiner ersten Unterredung mit seinem Klienten gewesen, einen Aufruf an Gertrud v. Kauffel in deutschen und englischen Zeitungen zu erlassen, durch welchen sie ersucht wurde, sich zu melden, und durch welchen auch an alle Leser die Aufforderung erging, sofern man etwas von ihr wisse, es an zuständiger Stelle anzuzeigen.

Doktor Pfeiffer hatte manche Neckerei und manche Stachelrede wegen seines Appells an eine längst Gestorbene und Begrabene hinnehmen müssen; er ließ sich das wenig anfechten; viel schlimmer war es, daß diese Maßregel sich als völlig unwirksam erwies.

„Könnten wir die Verschwundene zur Stelle schaffen," hatte er zu Seraphine gesagt, die ihn, nachdem sie ihren Bruder verlassen, aufgesucht hatte, „so brauchte Herr Eltester keinen Vertheidiger, so fiele die Anklage gegen ihn in nichts zusammen; können wir das nicht, dann fürchte ich, wird ihm auch die scharfsinnigste Vertheidigung nicht viel helfen können."

Sie und der Förster hatten eifrig nach jenem Fremden geforscht, der — wie Dorn seiner Zeit dem jungen Mädchen berichtet hatte — in der Gegend gesehen worden sein und nach einer verschwundenen jungen Dame geforscht haben sollte. In der That erklärten auch verschiedene Personen, damals einen älteren Herrn gesehen zu haben und von ihm ausgefragt worden zu sein — dann mit einem Male aber war er verschwunden gewesen. Jedenfalls mußte er also doch wohl ein Beamter der Polizei gewesen sein, der nach Gertrud's Verbleib Nachforschungen angestellt

hatte. Von einem zweiten verschwundenen weiblichen Wesen war ja nirgendwo die Rede gewesen.

„Und wenn man nun bewiese, daß die aufgefundene Leiche nicht die Gertrud v. Kauffel's war?“ fragte Seraphine weiter.

„Das wäre wenigstens ein negativer Beweis, aber wie ihn erbringen?“ lautete die Antwort, „da Alle bis auf die Betheiligten die Identität anerkannt haben.“

„Man müßte nachforschen, ob man nicht entdecken könnte, wer die Todte gewesen sei,“ bemerkte Seraphine.

„Ich habe auch dafür schon meine Maßregeln getroffen, aber bis jetzt leider ohne den geringsten Erfolg,“ hatte der wenig trostreiche Bescheid gelautet, mit dem das junge Mädchen entlassen wurde, und diese Worte klangen ihr auf dem Heimwege noch immer in den Ohren.

„Es steckt etwas Anderes, ganz etwas Anderes dahinter,“ flüsterte sie, während sie den Regenschirm, den sie geschlossen in der Hand trug, fester auf den aufgeweichten Boden setzte. „Die Mutter ahnt es, Georg ahnt es, doch Keines traut sich mit der Sprache heraus. Ich will es an's Licht bringen!“ rief sie plötzlich laut, indem sie stehen blieb und mit tiefen, durstigen Zügen den würzigen Odem des Waldes einsog. „Ich will Gertrud zur Stelle schaffen, ich will —“

Was Seraphine sonst noch wollte, blieb für diesmal unausgesprochen, denn es ertönte Hundegebell, in großen, munteren Sprüngen kam Diana daher, ihm folgte eilfertig Förster Dorn im Jagdrock, die Büchse über der Schulter, die geflochtene Jagdtasche an der Seite.

Er schwenkte schon von fern den grauen Hut mit dem bunten Federstutz, sein hübsches, gebräuntes Gesicht war wie verklärt beim Anblick des jungen Mädchens.

Er bot ihr die Hand und sagte, ihr mit den treuherzigen grauen Augen unter den Hut blickend: „Willkommen,

Fräulein Seraphine. Gott sei Dank, daß Sie wieder zurück sind. Ich konnte die Zeit gar nicht erwarten und habe mich aufgemacht, Ihnen entgegenzugehen."

„Vielen Dank, Herr Förster," antwortete Seraphine, deren Wange sich unter seinen heißen Blicken höher färbte. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, schlug sie wieder ihren neckischen Ton an und fügte hinzu: „Sie sind doch im Forsthause so lange ganz gut ohne mich fertig geworden."

„Ja, da wußt' ich's eben nicht besser," antwortete Dorn mit rührender Offenherzigkeit, „aber jetzt kommt es mir gar zu öde und leer vor, wenn Sie nicht da sind. Man gewöhnt sich nur zu gern an das Gute und Schöne."

Seraphine wollte wieder durch einen Scherz antworten, sie vermochte es nicht; eine Thräne schimmerte in ihren Augen, die jetzt ganz dunkel erschienen und von denen ein wunderbares Leuchten ausging. Sie reichte Dorn wortlos die Hand, von der sie während ihrer Wanderung durch den Wald den Handschuh entfernt hatte, und er drückte sie kräftig.

„Ich gehe vielleicht eher wieder fort, als Sie denken," begann sie wieder, nachdem sie einige Minuten schweigend nebeneinander hergegangen waren.

Dorn blieb stehen. Wie wenn sich plötzlich eine Wolke vor die Sonne schiebt und eine von goldenem Lichte erfüllte Landschaft mit Schatten erfüllt, so verdüsterte sich sein leuchtendes Gesicht. „Sie wollen fort?" stammelte er. „Ich bildete mir soeben ein, ich könnte Sie vermögen, immer zu bleiben. — Fräulein Seraphine," fuhr er mit tiefem, vollem Herzenston fort, „ich bin ein ungeschlachter Gesell und falle mit der Thür in's Haus; Sie kennen mich erst seit wenigen Tagen, aber Sie müssen es ja gemerkt haben, daß Sie es mir angethan auf den ersten Blick, wenn Sie einwilligen könnten —"

Er haschte wieder nach ihrer Hand, die sie ihm willig

überließ, dabei sagte sie aber in bittendem Tone: „Still, still, lieber Freund, ich darf jetzt nichts hören; erinnern Sie sich, aus welchem Grunde ich nach Segefeld gekommen bin; ich darf jetzt nicht an mich, nicht an etwas Anderes denken, als an meinen armen Bruder.“

Dorn senkte den Kopf. „Sie haben Recht,“ sagte er kleinlaut, „wie konnte ich nur den armen Georg vergessen! Wie geht es ihm?“ setzte er eifrig hinzu.

„Er hält den Kopf noch oben,“ antwortete sie und erzählte ihm von ihrer Unterredung mit dem Bruder. „Sein größter Kummer ist Gertrud,“ fügte sie hinzu.

„Könnte man sie auffinden!“ seufzte Dorn.

„Sie muß aufgefunden werden,“ antwortete Seraphine und um ihren ausdrucksvollen Mund zeigte sich ein Zug der Entschlossenheit. „Kommen Sie mit, ich muß mit meiner Mutter reden, und Sie sollen gegenwärtig sein. Wir haben kein Geheimniß vor Ihnen.“

Schweigend legten die beiden jungen Leute den Weg nach dem Forsthause zurück, auf dessen Schwelle die Försterin sie erwartete, begierig, Nachrichten von dem Sohne zu erhalten.

Seraphine legte den Arm um sie und führte sie in's Haus und in's Zimmer, Dorn folgte ihnen, und sie saßen lange in eifrigem Gespräch bei einander.

13.

Nach mehrtägigem Regen strahlte der Himmel wieder in wolkenlosem Blau; die Luft war frisch und würzig, die große Hitze der vorhergegangenen Wochen schien jetzt vorüber, und ein ganz leise an den Herbst gemahnender Hauch zitterte durch die Natur, obwohl der August soeben erst begonnen hatte.

Im Garten der Bauer'schen Villa auf dem Schiffbauerdamm in Hannover harkte ein Arbeiter die mit Kies be-

legten Wege, während der Gärtner silberne Wasserstrahlen auf den Rasen und die Gebüsche fallen ließ, welche nach seinem Dafürhalten trotz des voraufgegangenen Regens dieser Erfrischung schon wieder bedurften.

Der Hausherr selbst schritt im bequemen Morgenanzuge, einen leichten Strohhut auf dem Kopfe, eine Gartenscheere in der Hand, zwischen den Beeten umher, in denen rothe Verbenen, buntfarbige Frühastern, Stiefmütterchen, weiße und rothe Nelken, vor Allem aber Rosen in köstlicher Fülle und Mannigfaltigkeit wuchsen und die von goldener Sonnenhitze durchfluthete Luft mit ihren Düften durchwürzten.

Den Rosen war die besondere Sorgfalt des Konsuls gewidmet, sie waren seine Liebhaberei, sein Steckenpferd, das einzige, welches der treffliche Mann besaß. Er okulirte, beschnitt, goß, duldete kein welkes Blatt, keinen dürren Zweig und entfernte mit einem Zuge leiser Schwermuth in dem guten Gesichte, als bestatte er einen geliebten Todten, die verblühenden, ihre fallenden Blätter über das Beet verstreuenden Blumen. Die frühen Morgenstunden und die späten des Nachmittags waren immer dieser Beschäftigung gewidmet, und so bereitwillig er die übrige Tageszeit in den Dienst des Allgemeinwohls stellte, so ungern ließ er sich bei seiner Gartenarbeit stören.

Seine Stirn zog sich deshalb in unmuthige Falten, als der Diener aus dem Hause kam und ihm meldete, es sei eine junge Dame da, welche den Konsul um eine Unterredung bitten lasse.

„Haben Sie ihr nicht gesagt, daß jetzt meine Sprechstunde nicht ist, und daß sie zu anderer Zeit kommen müsse?“

„O, das hat ihr Frau Johannsen sehr genau auseinandergesetzt,“ erwiederte der Diener, „aber sie bat so beweglich, sie sei mit dem Frühzuge angekommen und möchte Mittags schon wieder abreisen, und sie ist so hübsch —“

„Ei, sieh' einmal Einer an," schmunzelte belustigt der Konsul.

„Daß Frau Johannsen meinte, der Herr Konsul würden wohl einmal eine Ausnahme machen."

„Frau Johannsen meint das?" rief der Konsul überrascht, denn die wackere Holsteinerin, welche ihm seit dem Tode seiner Gattin den Haushalt führte, hatte einen wahren Haß auf alle seine Kommunal- und Ehrenämter, betrachtete alle Personen, die ihn in geschäftlichen Angelegenheiten aufsuchten, als ihre persönlichen Feinde und wies unnachsichtlich Jeden ab, der zu einer ihr unpassend erscheinenden Stunde kam. „Die junge Dame muß etwas Besonderes an sich haben, da bin ich wirklich neugierig," fügte er hinzu. „Wie heißt sie denn?"

„Den Namen möchte sie dem Herrn Konsul selbst sagen."

„Und das läßt sich die Johannsen auch gefallen? Wahrlich, es geschehen noch Wunder!" lachte Bauer, „da werde ich denn wohl kommen müssen. — Doch halt, nein, führe sie hierher in den Garten," rief er dem sich entfernenden Diener zu; es wurde ihm zu schwer, an diesem entzückenden Morgen schon jetzt in das Zimmer zurückzukehren und er überlegte schnell, daß er das Anliegen der Fremden auch im Freien hören könne.

Wenige Minuten später erschien eine jugendliche Frauengestalt in Halbtrauer am Eingang des Gartens und kam mit leichten, elastischen Schritten auf den ihr langsam entgegengehenden Konsul zu. Als er ihr nahe genug gekommen war, um sie genauer betrachten zu können, mußte er im Stillen dem Geschmack seines Dieners volle Anerkennung zollen, denn er blickte in ein sehr anziehendes Gesicht, das ihm freilich völlig unbekannt war.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht, mein Fräulein," redete er sie wohlwollend, aber doch gemessen an, und war

sehr angenehm betroffen von dem Wohllaut ihrer Stimme und dem ungezwungenen, natürlichen Anstande, womit sie antwortete:

„Verzeihen Sie, Herr Konsul, daß ich Sie zu einer so frühen Stunde überfalle —"

„Mit wem habe ich das Vergnügen und womit kann ich Ihnen dienen?" fragte der Konsul, und nun flog über das schmale, bleiche Gesicht des jungen Mädchens eine dunkle Röthe, eine gewisse Unsicherheit trat in ihr ganzes Wesen und mit gedämpfter Stimme antwortete sie:

„Mein Name ist Seraphine Eltester."

Die Stirne des Konsuls faltete sich; unwillkürlich trat er einen Schritt zurück und in merklich kühlerem Ton sagte er: „Sie sind eine Tochter des verstorbenen Försters Eltester in Segefeld?"

„Und die Schwester des unglücklichen jungen Mannes, den man des schweren Verbrechens an Ihrem Mündel beschuldigt; ich finde es sehr begreiflich, daß mein Name Ihnen nicht angenehm klingt."

„Sie können weder etwas für Ihren Namen, noch für Ihren Bruder," erwiederte schon wieder etwas milder der Konsul, dessen Gerechtigkeitsgefühl schnell die Oberhand erhielt. „Wenn Sie freilich, wie ich vermuthe, in seiner Angelegenheit kommen, so muß ich mich entschieden ablehnend verhalten; ich kann nichts für Sie thun, und könnte ich es, so wollte ich es nicht," fügte er hart hinzu.

„O, sagen Sie das nicht," bat sie, das schöne Auge, in dem eine Thräne schimmerte, zu ihm erhebend, „Sie verleumden sich selbst; wer gegen alle Menschen so gut und hilfreich ist —"

„Das hat doch eine Grenze, mein Fräulein," erwiederte der Konsul, aber es klang schon unsicherer.

„Sie haben mich mit einer festen Zuversicht erfüllt, die auch Ihre abweisenden Worte nicht erschüttern können, in-

dem Sie mich in Ihrem Garten empfangen," fuhr sie fort und ließ ihre Augen ringsum schweifen. „Alles, was ich hier sehe, heimelt mich so sehr an, mir ist, als begegne mir der Geist meiner guten Mutter."

„Wieso?" fragte der Konsul verwundert.

„Meine Mutter ist eine leidenschaftliche Gartenfreundin."

„Und treibt Blumenzucht?" fragte der Konsul interessirt.

„In ausgedehnter Weise und mit vielem Glück," entgegnete Seraphine; „der Garten des Forsthauses ist nicht so groß wie dieser, aber es blüht und duftet in ihm vom ersten Frühlingstage bis spät in den Herbst. Auch im Hause ist fast kein Plätzchen, wo nicht Pflanzen in Töpfen und Kübeln aufgestellt wären."

„Haben Sie auch Rosen?" erkundigte sich der Konsul.

„O gewiß, an zweihundert Arten, alle selbst gezogen."

„Sie verstehen sich auch darauf?"

„Ein wenig."

„O, da müssen Sie sich meine Rosen genauer ansehen!" rief der Konsul und wollte seine Schritte nach den Rosenbeeten lenken; doch er blieb stehen, voll Beschämung ward er sich bewußt, daß sein Steckenpferd mit ihm einmal wieder durchgegangen war. „Sie haben Anderes im Sinne," versetzte er, „kommen Sie."

Er führte das junge Mädchen nach einer Gartenbank, die hinter einem gußeisernen Tisch unter einer Hängebirke in einem vor der Sonne, wie vor dem Zugwind gleich geschützten Winkel stand, von dem aus man den größeren Theil des Gartens übersehen konnte. Hier ließ er sie niedersetzen und nahm neben ihr Platz, gespannt, was sie von ihm wollen könne, und schon sehr geneigt, wenn irgend möglich, ihr beizustehen. Das Interesse, das ihm ihre Persönlichkeit eingeflößt hatte, war durch ihr Verständniß und ihre Vorliebe für den Gartenbau noch bedeutend verstärkt worden.

„Was wünschen Sie also von mir?“ fragte er, da Seraphine keine Miene machte, das Gespräch zu beginnen.

Sie schwieg noch einige Augenblicke und sagte dann, wie es ihm scheinen wollte, ziemlich unvermittelt: „Herr Konsul, Sie haben eine recht schlechte Meinung von meinem Bruder.“

„Aber, mein Fräulein, wie kann ich anders, nach Allem, was geschehen ist!“

„Ich meine nicht erst jetzt, sondern früher. Sie hätten als Gertrud's Vormund nie zugegeben, daß sie meinen Bruder geheirathet hätte.“

Dem Konsul ward es unbehaglich. Er hatte einen Zweig von der Birke gebrochen und zerpflückte ihn in der Hand; das junge Mädchen hatte eine so eigene Art, die Dinge zu behandeln, ihr klares Auge schien ihm bis auf den Grund der Seele zu schauen. „Sie scheinen mir eine so verständige junge Dame, Sie können also nicht übersehen, daß es Unterschiede gibt, die man nicht unberücksichtigt lassen darf. Ihr Bruder war für mein Mündel keine Parthie, mein Freund Kauffel würde die Heirath nie zugegeben haben, ich als sein Vertreter mußte in seinem Sinne handeln.“

„Sie mögen von Ihrem Standpunkte aus Recht haben, Herr Konsul, aber mein Bruder hat sich ja redlich Mühe gegeben, diesen Unterschied auszugleichen. Er hat die höhere Forstkarrière eingeschlagen, konnte Oberförster, Forstmeister, Forstrath werden, das hätte doch Fräulein v. Kauffel's Lebensstellung entsprochen.“

Der Konsul sah sich in die Enge getrieben; er konnte dem klugen Mädchen doch nicht Gertrud's neugebackenen Adel entgegenhalten, und sein Takt verbot ihm, das Vermögen seines Mündels geltend zu machen. Beschämt gestand er sich, daß er in dieser Sache sich doch von Herrn v. Melnik hatte beeinflussen lassen. Aber da war ja auch

der rettende Ausweg schon bei der Hand und er sagte: „Hätte Ihr Bruder diese Karrière ehrenhaft verfolgt, wäre ihm nichts vorzuwerfen gewesen, so wäre es nicht unmöglich, daß ich mich doch bewogen gefühlt hätte, meine Einwilligung zu geben. Schlimmsten Falles hätte Gertrud ja warten können, bis sie ihrer nicht mehr bedurft hätte, aber — Sie wissen vermuthlich, was mich und Gertrud's Schwager zum Eingreifen veranlaßt hat, ich möchte mit Ihnen nicht gern darüber sprechen, mein liebes Fräulein."

„Doch, sprechen wir darüber," entgegnete Seraphine einfach, aber mit großer Bestimmtheit. „Mein Bruder betheuert, er sei das Opfer einer Intrigue geworden."

„Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich mich einer solchen schuldig gemacht haben könnte," entgegnete der Konsul.

„Nein, nein," versicherte Seraphine mit großer Wärme, „auch Sie sind getäuscht worden."

„Durch wen?" wollte der Konsul fragen, aber eine Scheu, die er sich nicht genau erklären konnte oder mochte, hielt ihn ab, das Wort auszusprechen. Statt dessen sagte er: „Das ist nicht möglich. Gertrud, die gewiß kein bestochener Zeuge war, hat Ihres Bruders Handschrift in jenen Briefen erkannt."

„Die Eifersucht ist immer ein bestochener Zeuge," erwiederte Seraphine und sie sah wunderhübsch aus, als der neunzehnjährige Mund diesen Spruch der Weisheit von sich gab.

„Zugestanden," lächelte der Konsul, „ich habe aber die Adressatin der Briefe selbst gesprochen und aus ihrem Munde alle Einzelheiten vernommen, deren Wiederholung Sie mir erlassen werden."

„Ich will sie von ihr selbst erfragen," war die gelassene Antwort.

„Was wollen Sie thun?"

„Wie Sie mich hier sehen, bin ich im Begriffe, nach

Berlin zu reisen und jene Frau aufzusuchen, aber ich kenne nicht ihren Namen, nicht ihre Wohnung. Ein Brief ist nicht mehr vorhanden, der vielleicht Aufschluß geben könnte, denn Gertrud hat sie alle verbrannt. Sie sind der Einzige, von dem ich Auskunft erwarten darf, deshalb komme ich zu Ihnen!"

„Sie vergessen Ihren Bruder," versetzte der Konsul, aber er bereute beinahe dieses Wort, als sie mit bleichen Wangen und zitternden Lippen rief:

„Er kennt sie nicht, das hat er mir bei dem Andenken unseres Vaters geschworen! — Nennen Sie mir also den Namen!"

Sie stand vor ihm, die Hände bittend erhoben, aber mit finsterem, vorwurfsvollem Blick.

„Und wenn ich es thue? Was wollen Sie damit beginnen?"

„Die Fälschung aufdecken, jene Frau zu dem Eingeständniß zwingen, daß sie sich zum Werkzeug eines schändlichen Betruges gemacht hat."

Der Konsul schüttelte den Kopf. „Sie sind es, welche sich einer Täuschung hingibt, mein armes Kind."

„Nein, nein!"

„Nun wohl, nehmen wir an, es sei so, nehmen wir selbst an, es gelänge Ihnen, ein solches Eingeständniß zu erhalten, was würde Ihnen das nützen?"

„Wenn mir das gelänge, dann hätte ich den ersten Faden des Netzes in der Hand, das man um meinen Bruder und um Gertrud gesponnen hat. Dann könnte es mir vielleicht gelingen, sie zurückzuführen und ihn zu befreien."

Die Augen des Konsuls wurden feucht. „Kleine, liebe Enthusiastin," sagte er, „sie ruht im Kauffel'schen Gewölbe auf dem Marienkirchhof."

„Nein, da ruht sie nicht!" rief Seraphine eifrig. „Es

ist ja möglich, daß sie nicht mehr lebt, ich fürchte es sogar, denn sonst würde sie doch geschrieben haben oder, da das Ausbleiben meines Bruders ihre Pläne vereitelt hat, zurückgekommen sein; aber sie ist lebend von Segefeld fortgegangen, mein Bruder hat sie in den Eisenbahnzug steigen sehen, mit dem sie nach Kiel gefahren ist."

„Liebes Fräulein, Sie sind Herrn Eltester's Schwester, Ihre Liebe, Ihr Vertrauen zu Ihrem Bruder ehrt Sie, aber Sie können nicht erwarten, daß man seiner Erzählung Glauben schenkt," sagte der Konsul und begann ihr alle Unwahrscheinlichkeiten in Georg's Darstellung auseinanderzusetzen.

Sie hatte wieder Platz genommen, hörte ihm geduldig zu und begleitete seine Worte mit beistimmendem Nicken, dann sagte sie: „Das ist Alles sehr richtig, und ich habe es mir unzählige Male so vorgestellt, wie Sie es soeben gethan haben. Aber Georg lügt nicht, und noch weniger thut das meine Mutter. Deshalb steckt hinter der ganzen Geschichte noch ein Geheimniß, das aufgeklärt werden muß."

„Und das wollen Sie thun?"

„Ja; auf die eine oder die andere Weise. Darum sehen Sie mich im Begriffe, nach England zu reisen, um Gertrud aufzusuchen."

„Auch das wollen Sie thun?" rief der Konsul, von einem so festen Glauben tief gerührt.

„Das will ich thun," erwiederte sie. „Gelingt es mir, Gertrud bis zur Schwurgerichtsverhandlung zur Stelle zu schaffen, dann bedarf es nichts weiter, dann zerfällt die Anklage in sich selbst; gelingt es aber nicht, dann muß ich noch andere Eisen im Feuer haben. Die Frau, welche Georg beschuldigt, jene Briefe geschrieben zu haben, muß ich sprechen, und endlich muß ich entdecken, wie die Unglückliche im Leben hieß, deren Ueberreste unter dem Namen Gertrud v. Kauffel im Gewölbe der Familie ruhen."

„Sie wollen zunächst nach Berlin?“ fragte der Konsul überlegend.

„Ja, von dort gehe ich nach England, ich habe ja noch vierzehn Tage Zeit.“

„Und wenn ich Ihnen den Namen jener Frau nun nicht nenne?“

„Sie werden, Sie müssen es thun!“ bat sie, seine beiden Hände ergreifend. „Ich habe so großes Vertrauen zu Ihnen, Sie werden es nicht täuschen, ich bitte Sie auch gar nicht noch besonders, Alles, was ich Ihnen gesagt habe, geheim zu halten — Sie wissen, daß viel, sehr viel davon abhängt.“

Ihre Blicke trafen sich; der Name Melnik ward zwischen ihnen nicht ausgesprochen, und doch wußten sie, daß sie sich vollständig verstanden hatten. Seraphine sah in Melnik den Feind, der den Untergang ihres Bruders beschlossen hatte, und dem von dem völlig unter seinem Einfluß stehenden Untersuchungsrichter dabei in die Hände gearbeitet worden war. Sie hielt ihn für Denjenigen, der durch seine Intriguen Zwietracht zwischen Georg und Gertrud gesät hatte, sie erachtete auch seine Trauer um Gertrud für Heuchelei, und auch den Konsul hatte Mißtrauen gegen Melnik erfaßt. Er hatte in seiner Seele gelesen seit dem Tage, an welchem er, nachdem sich kaum das Grab über Gertrud geschlossen, schon die Ausantwortung von deren Hinterlassenschaft verlangt hatte, und das Mißtrauen war jetzt unter Seraphinens Reden empor geschossen wie ein Keim, der unversehens die Bedingungen für sein Wachsthum gefunden.

„Sie werden nicht nach Berlin reisen, ich werde Ihnen die Adresse nicht geben,“ sagte er nach kurzem Stillschweigen und fuhr, als Seraphine ihre Bitte erneuern wollte, fort: „Das ist keine Aufgabe für eine junge Dame, ich selbst werde sie übernehmen.“

Seraphine glaubte nicht recht gehört zu haben. „Sie, Herr Konsul?“ fragte sie.

„Ja, ich. Sie haben den schweren Zweifel auf meine Seele gelegt, ob ich nicht, selbst getäuscht, mich zum Werkzeug einer Täuschung gemacht habe. Damit kann ich nicht weiter leben; ich muß Klarheit zu schaffen suchen. Morgen reise ich nach Berlin. Wollen Sie mir vertrauen?“

„Unbedingt. Ich danke Ihnen.“ Sie führte seine Hand an ihre Lippen, so daß er sie ihr beinahe beschämt wieder entzog. „Sie glauben mir auch in den anderen Stücken?“ fragte sie.

„Möge Ihr Glaube Ihnen helfen,“ entgegnete er ausweichend. „Der glücklichste Tag meines Lebens würde der sein, an welchem ich den Sarg, der Gertrud's Namen trägt, wieder aus dem Gewölbe entfernen lassen könnte; aber ich fürchte —“

„Nein, hoffen wir,“ unterbrach sie ihn mit einem leuchtenden Blick, „was ich heute bei Ihnen erreicht habe, ist mir eine Verheißung. Jetzt aber lassen Sie mich gehen.“

„Mit nichten. Ich bin ein alter Praktikus und werde Ihren Reiseplan ganz genau entwerfen, zunächst aber frühstücken Sie mit mir, meine Haushälterin würde es mir nie verzeihen, ließe ich einen Gast wie Sie fortgehen, ohne daß sie ihn mit Speise und Trank erquickt hätte. Auch müssen Sie noch meine Blumen ansehen, um sie mit denen Ihrer Mutter zu vergleichen.“

Er bot ihr den Arm, um sie in's Haus zu führen, und sie legte den ihrigen hinein, in dem erhebenden Gefühl, einen Freund gewonnen zu haben.

14.

Die neue Schwurgerichtsperiode in Eutin hatte begonnen, und bereits waren mehrere Fälle zur Aburtheilung gekommen, ohne daß die Einwohnerschaft sich sonderlich

darum bekümmert hätte. Das wurde jedoch ganz anders an dem Tage, an welchem die „cause célèbre" der diesmaligen Verhandlungen, die Anklage gegen den Forstkandidaten Georg Eltester, auf der Tagesordnung stand.

Der große Saal des Gerichtsgebäudes, in welchem die Verhandlungen stattfanden, war lange vor Beginn der Sitzung bis auf den letzten Platz gefüllt. Viele, die keinen Zutritt mehr erlangen konnten, harrten draußen im heißen Sonnenschein, ob nicht ein günstiges Ungefähr ihnen doch noch gestatten würde, sich mit in den Saal zu schieben.

Und alle diese Menschen, die Zuschauer im Saale, wie die vor der Thür, waren nur einer Meinung, daß der Angeklagte des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig sei. Wenn zwischen ihnen eine Meinungsverschiedenheit herrschte, so bezog sie sich nur darauf, ob auf Todtschlag oder Mord erkannt und darnach die Strafe schärfer oder milder bemessen werden würde.

Doktor Pfeiffer, der diese Stimmung sehr wohl kannte, gab sich deshalb gar nicht erst die Mühe, irgend einen der ausgeloosten Geschworenen abzulehnen; ihre Ansichten wichen, das wußte er zu genau, nur sehr wenig von einander ab.

In dem mehr langen als breiten Gerichtssaal herrschte ein gedämpftes Licht. Die Zahl der Zeugen war nicht groß, aber sie waren mit Ausnahme Melitta's v. Melnik, welche ihres ärztlich bescheinigten leidenden Zustandes halber dispensirt worden war, Alle zur Stelle. Da war die alte Petersen und ihr Enkel, da waren die Fischer, welche den Obersee durchsucht und die, welche die Leiche aus dem Kellersee gezogen hatten, da waren die Melnik'schen Dienstboten. Ebenso war auch Herr v. Melnik selbst erschienen, sehr bleich und, wie es denen, die ihn kannten, scheinen wollte, in der kurzen Zeit seit dem traurigen Ereigniß sichtlich gealtert. Da war auch der Konsul Bauer aus Hannover,

der Vormund der Gemordeten. Endlich war auch der Förster Dorn da, und auf seinen Arm gestützt, bleich und abgehärmt, in schwarzer Kleidung, Frau Eltester. Die arme Mutter hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, zu kommen, um ihr Zeugniß abzulegen, obwohl sie darüber belehrt worden war, daß sie es verweigern könne, und der Gerichtshof auch von ihrer Vereidigung Abstand nahm. War sie doch unter allen hier Versammelten die einzige Person, die entschieden für ihren Sohn eintreten konnte!

Ach, sie wußte nur zu gut, daß dies von geringem Nutzen für ihn sein würde! Ihre Hoffnungen auf eine günstige Wendung waren fast gänzlich geschwunden.

Seraphine hatte geschrieben, daß alle ihre Bemühungen, Gertrud aufzufinden, vergeblich gewesen wären. Sie hätte nur soviel festgestellt, daß sie von Liverpool aus sich nicht nach Amerika eingeschifft haben könne. Es bleibe ihr nichts übrig, als unverrichteter Sache heimzukehren. Die Försterin hatte jetzt nur den Wunsch, daß sie erst nach Beendigung des Prozesses eintreffe und die schrecklichen Tage der Verhandlung nicht mit erleben müsse.

Die Vereidigung der Zeugen war beendet, sie wurden entlassen, um später einzeln wieder vorgerufen zu werden, und der Präsident des Schwurgerichtes befahl die Vorführung des Angeklagten.

Georg erschien, von zwei Gefängnißbeamten geleitet, und nahm auf der Anklagebank hinter seinem Vertheidiger Platz.

Durch die Zuschauermenge ging eine Bewegung, wie wenn der Wind durch die Wipfel der Bäume streicht; alle Blicke waren auf den jungen Mann gerichtet, und man raunte einander zu, welchen Eindruck man durch seine Erscheinung empfangen habe.

Georg Eltester sah bleich und sehr ernst aus, aber keineswegs wie ein Mensch, der eine schwere Schuld auf

dem Gewissen hat und der Sühne dafür entgegen geht. Er trug den grauen, grün aufgeschlagenen Jägerrock, seine Wäsche war blendend weiß, das kurzgeschnittene Haar, wie der Bart waren sorgfältig gepflegt, sein Aeußeres mit einem Worte tadellos. Frei, doch ohne jede Keckheit, trug er den hübschen Kopf auf den Schultern, sein Auge überflog furchtlos die Versammlung, dann blickte er, nachdem er einen flüchtigen Gruß mit seinem Vertheidiger getauscht, geradeaus nach der Bank der Geschworenen hinüber.

Die Anklageschrift, welche den Forstkandidaten Georg Eltester beschuldigte, in mörderischer Absicht Fräulein Gertrud v. Kauffel in den Obersee geschleudert zu haben, wurde verlesen, und die stummen Zeugen dafür, die am See gefundene Schildpattnadel und die aus demselben gefischte Uhr und Kette vorgelegt. Der Angeklagte erkannte diese Dinge anstandslos als Gertrud v. Kauffel's Eigenthum an und gestand auch bereitwillig zu, daß sie im Obersee gelegen habe, aber nicht er sei es gewesen, der sie hineingeschleudert, sondern im Gegentheil: er habe sie auf ihren Hilferuf gerettet und sie zuerst in die unweit des Sees befindliche Fischerhütte, dann zu seiner Mutter nach Segefeld gebracht.

„Sagte Ihnen Fräulein v. Kauffel nicht, auf welche Weise sie in den See gekommen sei?“ fragte der Präsident.

„Nein.“

„Und hatten Sie auch keine Vermuthung darüber?“

Der Angeklagte zögerte ein paar Sekunden, schien mit sich zu kämpfen, antwortete aber dann ein festes „Nein“.

„Es ist doch aber sehr befremdend, daß Sie nicht darnach gefragt haben wollen.“

„Sie kam mir zuvor und bat mich, es nicht zu thun, später, wenn wir Mann und Frau sein würden, werde sie mir Alles sagen. Ich wollte ihr diese Bitte nicht verweigern. Sie schenkte mir so grenzenloses Vertrauen,

nachdem längere Zeit eine traurige Entfremdung zwischen uns geherrscht hatte."

Auf Befragen des Präsidenten schilderte er nun sein Verhältniß zu Gertrud seit den Kinderjahren, sein Arbeiten und Ringen, um eine ihren berechtigten Ansprüchen angemessene Stellung zu gewinnen, und ihr von der verstorbenen Mutter Gertrud's gebilligtes Verlöbniß. Dann kam er auf das Zerwürfniß zu sprechen und betheuerte, er sei infam verleumdet, er und Gertrud wären das Opfer einer schändlichen, gemeinen Intrigue.

Hatte das bisherige Auftreten des Angeklagten ungeachtet des allgemein gegen ihn herrschenden Vorurtheils auf Richter, Geschworene und Publikum einen günstigen Eindruck gemacht und Theilnahme für ihn erweckt, so verscherzte er sich diese durch die Heftigkeit, zu welcher er sich im Angedenken an das ihm angeblich zugefügte schwere Unrecht hinreißen ließ und durch die Beschuldigungen der Fälschung, die er gegen Herrn v. Melnik und den Konsul Bauer erhob. Auch leugnete er gar nicht, daß er in seiner Verzweiflung über Gertrud's Verhalten gegen ihn schwere Drohungen ausgestoßen habe, fügte indeß hinzu, sie wären nur gegen ihn selbst gerichtet gewesen.

Man glaubte ihm nicht, sondern hielt ihn sehr wohl für fähig, in seiner Leidenschaft Hand an die sich von ihm abwendende Geliebte gelegt zu haben. In diesem Lichte betrachtet, erschien nun seine weitere Schilderung der Vorgänge durchaus unglaubwürdig. Wodurch hätte Gertrud v. Kauffel so plötzlich die Ueberzeugung von seiner Schuldlosigkeit gewonnen haben können, daß sie mit ihm heimlich nach Amerika gehen und bei den Ihrigen für todt gelten wollte? Abgesehen davon, daß für ein solches Vorgehen doch eigentlich keine Veranlassung vorgelegen hätte.

„Sie wollte all' den Quälereien entgehen, die man ihr noch während der zwei Jahre ihrer Minderjährigkeit be-

wortete dieser: „Und sie hätte es gethan, wenn Eltester selbst nicht durch seine ehrlosen Handlungen sie davon zurückgebracht hätte.“

„Verleumder — elender!“ rief der Angeklagte.

Der Präsident verwies ihn mit scharfen Worten zur Ruhe, Melnik maß ihn mit einem verächtlichen Lächeln und erzählte dann weiter, wie er, durch anonyme Briefe, die er und Gertrud erhalten, aufmerksam gemacht, nach Berlin gereist sei, dort von einer verlassenen Geliebten Eltester's diesen auf das stärkste kompromittirende Briefe erhalten und dieselbe Gertrud überbracht habe.

Wieder vermochte Georg nicht an sich zu halten. „Es ist Alles Lug und Trug!“ schrie er. „Zeigen Sie diese Briefe!“

„Sie wissen recht gut, daß das tief beleidigte Mädchen in ihrer Empörung unklug genug gewesen ist, sie sämmtlich zu verbrennen,“ versetzte Melnik, ohne den Angeklagten eines Blickes zu würdigen; „aber ihre Handlungsweise zeugt davon, daß sie die Handschrift als echt erkannt hat. Auch war ich ja nicht allein bei jener Frau, sondern der Konsul Bauer hat mich begleitet.“

„Wie heißt diese Dame und wo wohnt sie. Ich beantrage ihre Vernehmung,“ sagte der Vertheidiger, „ich muß mein Befremden darüber äußern, daß dies in der Voruntersuchung unterlassen worden ist.“

Der Gerichtshof zog sich zur Berathung dieses Antrags zurück und gab dann durch den Mund des Präsidenten die Erklärung ab, daß man von dieser Vernehmung als unerheblich für den Gang der Verhandlung abzusehen beschlossen habe.

Melnik's Verhör nahm nun seinen Fortgang; er wiederholte genau alle Aussagen, die er schon in der Voruntersuchung gemacht, und der Vertheidiger fand sich erst wieder zu einer Zwischenfrage veranlaßt, als Jener das Absuchen

des Obersees schilderte, indem er bemerkte: „Wie kamen Sie denn gerade zu der Vermuthung, daß Ihre Schwägerin dort ihren Tod gefunden haben könne?"

„Weil eine ihr gehörige Schildpattnadel am Ufer gefunden worden ist und weil sie häufig ihre Spaziergänge dorthin richtete," war die Antwort.

„Dachten Sie dabei an einen Unglücksfall oder einen Selbstmord?" fragte Pfeiffer weiter.

„Was ich gedacht habe, brauche ich hier wohl nicht auseinanderzusetzen," erwiederte Melnik mit einem Blick auf den Angeklagten, der seinen Worten die beabsichtigte Deutung gab; „übrigens erhielt meine Vermuthung durch das Auffinden der Uhr ihre Bestätigung. Ich wußte, daß meine Schwägerin nicht mehr lebte, sie wäre sonst nicht fern von uns geblieben."

„Im Gegentheil, sie wollte nicht zu den Ihrigen zurückkehren!" rief Eltester dazwischen.

Melnik beachtete diesen Einwurf nicht im Geringsten, mit bewegten Worten schilderte er den Jammer seiner Frau und das Entsetzen, das sie beim Anblick der endlich aufgefundenen, grausam verstümmelten Leiche der Schwester erfaßt habe. „Von diesem Schlage, fürchte ich, wird sie sich nie wieder erholen, ich habe sie in gänzlich andere Umgebung bringen müssen, und sie hat heute nicht hier erscheinen können, um ihr Zeugniß abzugeben," schloß er und ließ den Kopf tief auf die Brust sinken.

„Sie bleiben dabei, daß Sie in der Leiche die Ueberreste Ihrer Schwägerin erkannt haben?" fragte der Vertheidiger.

„Einer solchen Versicherung sollte es kaum bedürfen; hätten wir, meine Frau und ich, den geringsten Zweifel gehabt, so würden wir sie wahrlich nicht in der Familiengruft bestattet haben."

Nach Herrn v. Melnik wurden die Dienstboten, die

zur Zeit in der Villa gewesen waren, vernommen, deren Aussagen dem Bilde, welches Jener vom Leben in der Familie gegeben, entsprachen, nur hoben sie hervor, daß das Fräulein in der letzten Zeit doch sehr verändert gewesen sei, obwohl sie es sich nicht hätte merken lassen wollen. Daß sie fortgegangen sein könne und ihre Schwester in die furchtbare Unruhe gestürzt habe, wollte Keinem von ihnen einleuchtend erscheinen, dagegen ließ das Hausmädchen durchblicken, es scheine ihr nicht unmöglich, daß das Fräulein in ihrem tiefen Kummer selbst den Tod gesucht habe.

Hiergegen trat die Köchin in lebhafter Weise auf und blieb auch, abweichend von allen anderen Zeugen, bei ihrer früheren Behauptung, sie habe in der Leiche nicht ihr Fräulein erkannt, hatte aber auf die Zwischenfrage des Vertheidigers, ob sie denn vielleicht an die Darlegung des Angeklagten glaube, doch nur ein verneinendes Kopfschütteln.

Es folgte die Vernehmung der Fischer, die den Obersee durchforscht, und derer, welche die Leiche gefunden hatten; dann erzählten die alte Petersen und ihr Enkel, freilich unzusammenhängend genug, das Zusammentreffen, das sie an jenem verhängnißvollen Tage zwischen Eltester und Gertrud belauscht hatten.

Die Aussage war insofern nicht von großem Belang, als der Angeklagte diese Begegnung nicht leugnete. Selbst die Schilderung des Inspektors Dietel, wie er Eltester und seine Mutter bei seinem Besuch in der Försterei angetroffen und wie sie sich ihm durch ihr Wesen verdächtig gemacht hatten, konnte auf das Urtheil der Zuhörer keinen großen Einfluß ausüben. Alle diese Momente waren ja von Eltester zugegeben und in seiner Weise erklärt worden: er hatte Gertrud aus dem See gezogen, sie zu seiner Mutter gebracht und war ihr behilflich gewesen, heimlich abzureisen.

Förster Dorn, der nach dem Inspektor kam, war wohl der einzige unter allen Zeugen, der sich sichtlich Mühe

gab, den Angeklagten zu entlasten. Aber was konnte es helfen, daß er versicherte, er schenke dem Berichte Eltester's und seiner Mutter vollen Glauben? Einen Beweis für die Wahrheit konnte er nicht beibringen, ganz im Gegentheil mußte er, wenn auch mit sichtlichem Widerstreben, zugestehen, daß der Forstkandidat in der letzten Zeit sehr verändert gewesen sei und heftige, drohende Redensarten ausgestoßen habe.

Nachdem noch mehrere Zeugen die Identität der gefundenen Leiche mit Gertrud v. Kauffel versichert hatten, erschien noch der Konsul Bauer, der zu dem Verbrechen selbst wenig zu berichten wußte, da er sich fern vom Thatort befunden hatte und erst herbeigerufen worden war, als nicht mehr daran zu zweifeln gewesen, daß dem jungen Mädchen ein Unglück zugestoßen sei. Dagegen verweilte er eingehend, wie es den Zuhörern scheinen wollte, fast zu eingehend bei der Vorgeschichte und bei dem wenig freundschaftlichen Verhältniß des Schwagers zu der jungen Schwägerin. Er erzählte, daß er von diesem über das Liebesverhältniß zwischen seinem Mündel und dem Forstkandidaten unterrichtet und zum Einschreiten aufgefordert worden war.

„Und Sie sind eingeschritten?“ fragte der Präsident.

„Dazu hatte ich keine Veranlassung, das hätte ich als Vormund erst gekonnt, wenn man die Erlaubniß zur Heirath von mir verlangt haben würde.“

„Sie würden sie nicht ertheilt haben?“

„Nein,“ erwiederte er sehr entschieden. „Ich würde diese mir sehr unpassend erschienene Verbindung verhindert haben, so lange dies in meiner Macht gestanden hätte, das heißt noch zwei Jahre. War mein Mündel großjährig, dann vermochte ich es nicht mehr und hätte sie gesetzlich nicht zurückhalten können, selbst wenn sie auch nach den Enthüllungen, die man ihr gemacht, auf der Heirath bestanden haben würde.“

„Sie halten es also für ausgeschlossen, daß Fräulein

v. Kauffel in's Ausland geflohen ist, um diese Heirath gegen Ihren Willen zu schließen?"

„Ja, das halte ich für ausgeschlossen. Mein Mündel war viel zu überlegt und verständig, um einen so abenteuerlichen Weg zu wählen zur Erlangung eines Zieles, das sie nach Verlauf einer absehbaren Zeit ohne Hinderniß erreichen konnte."

„Sie vergessen den Widerstand ihrer Verwandten," warf hier der Vertheidiger ein.

Der Konsul ging darauf nicht ein und fuhr fort: „Nein, nein, wäre Gertrud wirklich geflohen, so müßte sie dazu Gründe gehabt haben, die sich unseren Blicken gänzlich entziehen!"

„Sie haben auch keine Vermuthungen über diese Gründe?" fragte Pfeiffer.

Der Konsul zögerte einige Sekunden und stieß dann ein „Nein" hervor; nach einem kurzen Stillschweigen fuhr er fort: „Ich möchte bitten, noch eine Erklärung abgeben zu dürfen. Ich bin, wie ich bereits in der Voruntersuchung ausgesagt, infolge der Aufforderung des Herrn v. Melnik in dessen Begleitung nach Berlin gefahren, um von der verlassenen Geliebten die von Georg Eltester an diese geschriebenen Briefe in Empfang zu nehmen."

„Wie nennt sich diese Frau?" fragte hier der Vertheidiger schnell.

„Sie wurde mir als Amanda Sartori vorgestellt," antwortete der Konsul. Sichtlich nach Worten suchend, fügte er dann hinzu: „Nachdem die Katastrophe eingetreten war, kam mir — ich bin ein alter Mann und habe viele schlaflose Nächte — der Gedanke, ob wir nicht doch vielleicht in die Schlingen einer Betrügerin gefallen wären, ich reiste deshalb nach Berlin, um sie noch einmal zu sprechen —"

„Nun?" Man wußte nicht genau, war es der Vertheidiger, der diesen Ruf ausgestoßen, oder war es der

Angeklagte, der mit vorgebeugtem Oberkörper da saß und dem Zeugen jedes Wort vom Munde lesen zu wollen schien.

„Ich habe sie in der Wohnung, die sie früher inne hatte, nicht auffinden können; sie hat Berlin verlassen; ja noch mehr, nach meinen beim Einwohnermeldeamt eingezogenen Erkundigungen hat nie eine Frau dieses Namens sich in Berlin aufgehalten.“

„Und was folgern Sie daraus?“ fragte der Präsident.

„Nichts, ich fühlte mich nur gedrungen, die Thatsache zu berichten,“ war die Antwort.

Der Vertheidiger stellte sofort den Antrag, Herrn v. Melnik zu diesem Punkte zu vernehmen.

Noch bleicher als vorher, aber hochmüthig den Kopf zurückgeworfen, leistete dieser der Aufforderung Folge und erklärte, er bedaure, daß sein hochverehrter Freund ihn nicht von dem beabsichtigten Schritt in Kenntniß gesetzt habe. Es sei durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Dame, welche sich unter dem Namen Amanda Sartori mit ihm in Verbindung gesetzt, in Wahrheit einen anderen Namen geführt habe; wie sie aber auch geheißen haben möge, die Briefe seien echt gewesen.“

„Nein, sie waren gefälscht!“ rief der Angeklagte, während Melnik zur Zeugenbank zurückkehrte, wo er neben dem Konsul Bauer Platz nahm und sich leise und angelegentlich mit diesem unterhielt.

Im Publikum und unter den Geschworenen gab sich eine lebhaftere Bewegung kund. Standen die Briefe auch nicht in direktem Zusammenhange mit der Anklage, so erweckte die Möglichkeit, daß sie gefälscht gewesen sein könnten, doch eine erhöhtere Theilnahme für den Angeklagten und ließ eine mildere Beurtheilung seiner That eintreten.

Diese Stimmung verstärkte sich noch, als nun in würdigster Haltung seine tief in Schwarz gekleidete Mutter

eintrat. Das feine blasse Gesicht, welches umrahmt von weißem, schlichtgescheiteltem Haar unter dem schwarzen Hut hervorsah, schien von unzähligen vergossenen Thränen Zeugniß abzulegen und trug dabei doch den unverkennbarsten Ausdruck einer stillen Ergebung und eines unerschütterlichen Gottvertrauens.

Lautlos lauschte die zahlreiche Versammlung. Man schien den Athem anzuhalten, um auch nicht ein Wort zu verlieren, das ihre sanfte, sympathische Stimme sprach, und man bewunderte allgemein die große Uebereinstimmung in ihren Aussagen mit den Aussagen ihres Sohnes. So sehr der Präsident und der Staatsanwalt es sich auch angelegen sein ließen, sie durch Zwischenfragen irre zu machen, sie war keinen Augenblick aus der Fassung zu bringen.

Man konnte es hier nur mit zwei ganz abgefeimten Menschen zu thun haben, welche sich die Komödie, die sie aufzuführen hatten, bis in die kleinste Einzelheit ausgedacht und einstudirt hatten.

Oder man mußte annehmen, daß sie die Wahrheit sprachen.

Und diese Annahme gewann allmälig die Oberhand; sie ging wie ein magnetischer Strom vom Zuschauerraum auf die Geschworenen über und theilte sich sogar dem Gerichtshof mit.

Kraft seines Amtes leistete der Staatsanwalt am längsten dagegen Widerstand und so stellte er denn auch wieder die Fragen, welche dem Angeklagten als schwere Steine in den Weg geschleudert worden waren: „Wie konnten Sie es über sich gewinnen, Fräulein v. Kauffel nicht zu fragen, wie sie in den See gekommen war? Und wie konnten Sie als verständige, praktische Frau Ihre Einwilligung zu dem von dem jungen Mädchen entworfenen abenteuerlichen Fluchtplan geben? Wie konnten Sie gut heißen, daß Ihr Sohn eine Zukunft verscherzte, für welche Sie so große Opfer gebracht hatten?"

Ein angstvoller, flehender Blick der armen Frau flog zu dem Sohn hinüber, dann senkte sie das Auge zu Boden und sagte leise: „Ich vermag das nicht zu erklären."

„Weil die ganze Erzählung nicht wahr ist," sagte der Staatsanwalt.

„Sie ist wahr! Sie ist wahr, so wahr wie es einen Gott im Himmel gibt."

„Wir haben Sie nicht vereidigt, schwören Sie nicht dennoch beim Namen Gottes," mahnte der Präsident. „Was Sie auch zur Entlastung Ihres Sohnes ersonnen haben, es hilft Ihnen Alles nichts, wenn diese Punkte unaufgeklärt bleiben."

Frau Eltester sah sich im Kreise um, sie las in den Mienen der Richter und der Geschworenen, ja selbst auf dem Gesichte des Vertheidigers die Bestätigung dieses Ausspruchs, und nun ergriff sie die Angst, die Verzweiflung der Mutter: „So will ich denn sprechen!" rief sie einen Schritt vortretend mit ganz veränderter heiserer Stimme.

Von der Bank des Angeklagten ertönte ein schwacher Ruf, einer Warnung gleich, sie vernahm ihn nicht oder achtete nicht darnach, sondern fuhr fort: „Wir fragten Gertrud nicht, weil wir erriethen, daß sie Denjenigen, dessen Hand sie in mörderischer Absicht in's Wasser geschleudert hatte, nicht nennen wollte. Wir gingen auf ihre Pläne ein, weil wir begriffen, daß sie sich nicht sicher fühlte, daß sie fliehen und sich verbergen wollte, um ihr Leben vor erneuten Anschlägen zu retten."

„Hat sie Ihnen das gesagt?" fragte der Präsident unter der athemlosen Spannung des Hauses.

„Nicht mit Worten, aber wir erkannten es aus jeder Miene, aus jeder Bewegung, aus der Angst und Hast, womit sie die Zurüstungen zu ihrer heimlichen Abreise betrieb, aus der rührenden Demuth, womit sie meinem Sohn das Unrecht, zu dem sie verleitet worden war, abbat."

„Und wem wollen Sie auf diese Weise die Schuld zuwälzen?“ fragte der Präsident.

„Ich nenne keinen Namen, sondern antworte mit einer Gegenfrage: wem brachte Gertrud v. Kauffel's Tod Vortheil? Wer konnte ein Interesse haben, ihrem Leben ein vorzeitiges Ende zu machen?“

Die Gestalt der zarten Frau schien zu wachsen, sie hatte sich der Zeugenbank zugewendet und sah Herrn v. Melnik direkt in's Gesicht.

Dieser sprang auf; seine Brust keuchte, seine Augen rollten, mit geballten Fäusten vorwärts stürzend schrie er: „Herr Präsident, schützen Sie mich gegen diesen heimtückischen Anfall; ich verlange die Verhaftung dieser elenden Lügnerin und Verleumderin!“

Die letzten Worte verhallten in dem sich erhebenden Lärm. Der Präsident gebot Ruhe und erklärte gleichzeitig, daß die Verhandlungen, nachdem das Verhör der Zeugen beendet sei, auf eine Stunde unterbrochen werden solle.

Der Angeklagte ward in seine Zelle zurückgeführt, die Geschworenen und der Gerichtshof entfernten sich, nur langsam und unter großer Aufregung zerstreute sich das Publikum. Die Stimmungen waren getheilt, im Allgemeinen war jedoch die Ansicht vorherrschend, daß die Försterin ihrem Sohne einen sehr schlechten Dienst erwiesen habe.

Der gute Eindruck, den ihr Auftreten gemacht hatte, war in hohem Grade beeinträchtigt worden durch die ungeheure, durch keinen Beweis unterstützte Beschuldigung, die sie gegen einen hoch angesehenen Mann geschleudert hatte. Sie selbst schien dies zu fühlen, nachdem der Paroxysmus, der sie fortgerissen, verflogen war. Auf den Arm des Försters Dorn gestützt, schlich sie ganz in sich zusammengesunken aus dem Saal.

Herr v. Melnik sah sich von mehreren Bekannten um-

ringt, die in den lebhaftesten Ausdrücken ihre Theilnahme zu erkennen gaben und ihrer Entrüstung über das Betragen der Försterin Eltester freien Lauf ließen. Am heftigsten erregt zeigte sich der Amtsrichter v. Reutern, aber auch der Konsul Bauer und der Inspektor Dietel ließen es an Ausrufen der Empörung nicht fehlen.

„Sie müssen unverzüglich eine Klage anhängig machen, an der Frau muß ein Exempel statuirt werden. Wenn dergleichen ungestraft hinginge, wäre ja Niemand mehr vor den böswilligsten Angriffen sicher!“ rief Reutern.

„Die beste Widerlegung des blödsinnigen Angriffs, wenn es einer solchen überhaupt bedarf, wird die Verurtheilung Eltester's sein, und die ist sicher,“ sagte Dietel.

„Sie meinen?“ fragte Melnik, der sich noch immer nicht zu fassen vermochte.

„Ich wette hundert gegen eins,“ lachte Dietel.

„Sie müssen sich von der Alteration erholen, lieber Melnik, kommen Sie mit mir in's Viktoriahotel, wir wollen frühstücken; Herr Amtsrichter und Herr Inspektor, Sie geben mir auch die Ehre,“ sagte der Konsul gutmüthig und legte Melnik's Arm in den seinigen.

Der Amtsrichter lehnte dankend ab und ging nach seiner Wohnung, der Inspektor begleitete dagegen die beiden Herren nach dem Hotel, wo Bauer ein bereits bestelltes Frühstück auftragen ließ. Sie leerten zusammen einige Flaschen Champagner, und unter dem Einfluß des Weins und dem Zuspruch seiner Gefährten hoben sich Melnik's Lebensgeister wieder.

Arm in Arm mit dem Konsul und in Dietel's Gesellschaft kehrte er nach Ablauf der Pause nach dem Gerichtsgebäude zurück.

15.

Der Gerichtssaal bot nach der Pause dasselbe Bild wie vorher, nur mit dem Unterschiede, daß sich jetzt, wenn

irgend möglich, noch mehr Zuschauer hineingezwängt hatten. Die drei Unzertrennlichen, Bauer, Melnik und Dietel, hatten auch, und zwar Melnik zwischen seinen beiden Freunden, unter den übrigen Zeugen Platz genommen; nur Förster Dorn hatte sich einen entfernteren Platz im Zuschauerraum gesucht. Dort saß er neben Frau Eltester, um welche er mit der Sorgfalt und Zärtlichkeit eines Sohnes bemüht war.

Nachdem der Gerichtshof und die Geschworenen in den Saal eingetreten waren und ihre Plätze wieder eingenommen hatten, auch der Angeklagte von Neuem hereingeführt worden war, eröffnete der Präsident die Sitzung und ertheilte dem Staatsanwalt das Wort. Dieser, ein noch junger, vom lebhaftesten Streben erfüllter Mann, erhob sich und begann mit gehaltener, etwas verschleierter Stimme, die sich aber, je länger er sprach und je mehr er in Eifer gerieth, steigerte und ungeschwächt volle anderthalb Stunden aushielt. Aber nicht nur durch den Vortrag war die Rede ausgezeichnet, sie wirkte in noch weit höherem Maße durch ihren Scharfsinn, ihre Dialektik und das darin zu Tage tretende Studium des menschlichen Herzens. Der Staatsanwalt schien sich in die Seele des Angeklagten völlig hineingelebt zu haben. Er schilderte seine Kinder- und Jugendliebe zu Gertrud v. Kauffel, sein Streben und Ringen, sie zu gewinnen, sein Straucheln und Fehlen — und er verdammte es nicht, sondern entschuldigte es vielmehr. Er ließ sogar die Annahme gelten, daß nach Eltester's Rückkehr in seinen heimathlichen Wald das bessere Gefühl, die Liebe zu Gertrud, wieder die Oberhand gewonnen habe. Er hatte den Entschluß gefaßt, ihrer würdig, ihr treu zu sein, nun aber kam der Fluch der bösen That. Die verlassene Braut rächte sich an ihm, sie schrieb Briefe an Gertrud und deren Schwager und gab diesem, welcher der Heirath feindlich gesinnt war, die willkommene Waffe in die Hand. Die

tief beleidigte Verlobte brach mit ihm, wies jeden seiner Versuche, sich zu rechtfertigen, schroff zurück und brachte ihn dadurch zur Verzweiflung, die sich zur Raserei steigerte. Dabei war das beklagenswerthe junge Mädchen unklug genug, ihre einsamen Spaziergänge nicht einzustellen; sie wollte ihm nicht aus dem Wege gehen, sondern ihm zeigen, daß er für sie fortan ein völlig Fremder geworden sei.

Was sie selbst dabei gelitten, fuhr er fort, das sei durch die Aussagen einzelner hier vernommener Zeugen mehr angedeutet als geschildert worden. Auch er habe keine Veranlassung, näher darauf einzugehen, wohl aber müsse er darauf hinweisen, daß ein solches Verhalten die unseligste Wirkung auf den Angeklagten hätte ausüben müssen. Er habe die furchtbarsten Drohungen ausgestoßen und sei, als sich die Gelegenheit geboten, von diesen zu der schauervollen, entsetzlichen That übergegangen. Seine Hand sei es gewesen, welche das junge Mädchen in den See geschleudert habe.

Bis zu diesem Punkte hatte die Rede mehr das Gepräge der Vertheidigung als der Anklage gehabt. Alles, was der Staatsanwalt sagte, klang, als wolle ein Anwalt, welcher daran verzweifelte, die Freisprechung seines Klienten zu erlangen, für ihn das Mitleid rege machen und ihm wenigstens mildernde Umstände verschaffen. Nun aber ging er zum Angriff über. Nicht in der That selbst, obwohl diese gestraft werden müsse, liege die schwerste Schuld des Angeklagten, denn sie sei das Ergebniß einer wahnsinnigen Leidenschaft, sondern in der Art und Weise, wie er diese Schuld zu verbergen und von sich abzuwälzen gesucht habe. In dem Lügengewebe, das er mit Hilfe seiner Mutter entworfen, in den Beschuldigungen, die er ganz versteckt, und seine Mutter heute sogar durch handgreifliche Anspielungen gegen hochachtbare Personen geschleudert habe. Er behalte sich etwaige Anträge zu diesem Punkte noch für später vor;

jetzt wolle er aber nur alle die Behauptung unterstützenden Angaben, Fräulein v. Kauffel lebe noch und sei mit Wissen und unter Beihilfe des Angeklagten entflohen, etwas näher beleuchten.

Er that das, indem er die Angaben Georg's und seiner Mutter eine nach der anderen aufnahm und mit einer solchen Schärfe und Ironie widerlegte, daß Jedermann der Meinung war, der Angeklagte sei jetzt selbst von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt und werde bei der nächsten Aufforderung des Präsidenten ein reuevolles Geständniß ablegen, wenn auch auf seiner finster zusammengezogenen Stirn und um den trotzig zusammengepreßten Mund noch nichts von einem solchen Entschlusse zu lesen war.

„Die Leiche seines Opfers wird gefunden," sprach der Staatsanwalt weiter, „aber selbst Angesichts derselben bleibt der Angeklagte bei seinem Märchen. Ja, er schöpft aus der zufälligen, furchtbaren Verstümmelung der Leiche sogar den traurigen Muth, die Identität zu bestreiten, die von den Angehörigen anerkannt, so unbedingt anerkannt wird, daß man der Verstorbenen im Familiengewölbe neben dem verstorbenen Geheimrath v. Kauffel und seiner Gemahlin die Ruhestätte bereitet. Er bleibt bei seinem Märchen, trotzdem er weiß, daß er durch seine That auch der Schwester seines Opfers den Todesstreich versetzt hat. Gegen diesen verstockten Sünder erhebe ich jetzt die Anklage, gegen ihn beantrage ich das Schuldig und vertraue darauf, daß die Herren Geschworenen es einstimmig aussprechen werden."

Mit einer Miene, welche sehr bescheiden sein sollte, in der aber ein gewisser Triumph nicht zu unterdrücken war, setzte der Staatsanwalt sich wieder. Er durfte mit der Wirkung seiner Rede zufrieden sein, der Sieg schien so gut wie gewonnen, und mit einer Art von Mitleid schaute er auf Doktor Pfeiffer, der, nachdem er mit dem An-

geklagten geflüstert hatte, einige Papiere ordnete und sich nun anschickte, seine Vertheidigungsrede zu halten.

In diesem Augenblicke näherte sich ihm ein Gerichtsbote und übergab ihm einen Brief, dem er leise eine mündliche Bestellung beifügte. Pfeiffer überflog das anscheinend nur wenige Zeilen enthaltende Schreiben. Er gerieth in eine große Bewegung, die er nur mühsam beherrschte, als er an den Präsidenten herantrat und diesem das Blatt hinreichte. Auch dieser fuhr, nachdem er es gelesen hatte, betroffen zurück, und seine Stimme hatte nicht die gewohnte Festigkeit, als er den Gerichtshof aufforderte, zur Berathung eines soeben eingetretenen Zwischenfalles sich zurückzuziehen.

Unter den Zuhörern entstand ein lebhaftes Flüstern; Niemand wußte, was sich zugetragen haben könne, und doch ahnte Jeder, es müsse etwas Besonderes sein, etwas, das auf den Gang des Prozesses vielleicht noch eine ganz unvorhergesehene Einwirkung ausüben könne. Man war daher ziemlich enttäuscht, als der Präsident verkündete, es habe sich nachträglich noch ein Zeuge gemeldet, dessen sofortige Vernehmung der Gerichtshof mit Zustimmung des Staatsanwaltes und des Vertheidigers beschlossen habe.

Dieser Zeuge oder vielmehr diese Zeugen wurden jetzt eingeführt, denn es waren zwei jugendliche, ziemlich gleich in Grau und Schwarz gekleidete Frauengestalten, welche durch die hinter dem Tische der Richter befindliche Thür in den Saal geführt wurden und vor die Schranken traten.

Die Eine schlug den Schleier zurück, und von der Anklagebank, wie von dem Sitze der Zeugen und aus dem Zuschauerraum ertönte gleichzeitig der Ruf:

„Gertrud! — Gertrud v. Kauffel!“

Aber wie verschieden hatte er geklungen. Wie der Dank- und Jubelruf des im letzten Augenblicke aus der tiefsten Noth Erlösten von der einen Seite; wie der Schrei

des plötzlich zur Höllenqual Verdammten auf der anderen Seite. Beide wurden verschlungen wie vom Brausen des Meeres von den Kundgebungen des Staunens, der Freude und des sich darin mischenden Zweifels, welche nun im Zuschauerraum losbrachen.

Es bedurfte einer wiederholten Mahnung des Präsidenten und seiner Drohung, den Saal räumen zu lassen, um endlich die Ruhe so weit wieder herzustellen, daß die Verhandlung ihren Fortgang nehmen konnte.

Doch durfte man noch von einer Verhandlung sprechen, hatte sich die Scene nicht vollständig verändert? Nicht einer Gerichtssitzung, sondern der Entwickelung eines hochinteressanten Dramas wohnte man jetzt bei.

Eines besonderen Nachweises, daß die Eingetretene wirklich Gertrud v. Kauffel sei, bedurfte es nicht. Wohl war ihre Gestalt hagerer, ihr Gesicht schmäler geworden, aber von den im Saale anwesenden Personen, die sie je gekannt hatten, und es waren deren eine gute Anzahl vorhanden, zweifelte keine einzige nur einen Augenblick, daß sie es sei. Dem ersten Impulse nachgebend, war der Konsul Bauer zu ihr gestürzt und hatte sie in seine Arme geschlossen. Georg Eltester wäre gern diesem Beispiel gefolgt, aber seine Wächter hielten ihn zurück. Melnik saß starr und regungslos mit weitaufgerissenen Augen da. Nach dem Schrei, den ihm die erste Ueberraschung entrissen, schien er die Sprache verloren zu haben, und in zärtlicher Besorgniß hatte der Inspektor Dietel den Arm um seine Schultern gelegt.

„Da bin ich!“ rief Gertrud tief Athem schöpfend und sich aus der Umarmung ihres Vormundes lösend. „Lassen Sie meinen Verlobten frei; wie war es nur möglich, diese schimpfliche Anklage gegen ihn zu stellen?“

Ein seliges Lächeln ging über Georg's Gesicht. Mit dem ersten Worte, das sie sprach, bekannte sie sich ganz

zu ihm, während der Präsident und die Beisitzer über das formlose Eingreifen in ihre ernsten Verhandlungen verwundert den Kopf schüttelten.

Es sollte aber bei dieser einen Formlosigkeit noch nicht sein Bewenden haben, denn nun trat Gertrud's Begleiterin, in welcher die Försterin und Dorn, wie Georg und der Konsul längst Seraphine erkannt hatten, hervor und sagte ganz unbefangen: „Ich bitte, Fräulein v. Kauffel einen Stuhl zu geben, sie ist unlängst erst von schwerer Krankheit erstanden und noch recht schwach."

Dem Verlangen wurde entsprochen, und Gertrud sank auf den Stuhl nieder.

„Wessen bedarf es denn noch?" fragte sie, sich umschauend. „Ich bin hier, Niemand wird an meiner Identität zweifeln, folglich kann ich nicht ermordet sein. Geben Sie Georg Eltester die Freiheit."

„Nein!" schrie da eine heisere Stimme, „es ist nicht wahr! Es ist ein schändlicher Betrug, Gertrud v. Kauffel ist todt und begraben —"

Er kam nicht weiter. Der Konsul Bauer, der zu seinem Sitz zurückgekehrt war, drückte ihm die Hand auf den Mund und raunte ihm zu: „Schweigen Sie, Unglücklicher, merken Sie denn nicht, daß Sie sich da um den Hals geredet haben?"

Gleichzeitig hatte sich Gertrud wieder erhoben. Mit der einen Hand stützte sie sich auf die Lehne des Stuhles, mit dem ausgestreckten Zeigefinger der anderen wies sie auf Melnik, und mit bebenden Lippen sagte sie: „Ich wollte ihn schonen, nach allem Bösen, was er mir und meinem Verlobten zugefügt hat; noch jetzt, noch in dieser Stunde wollte ich sein Verbrechen bemänteln, um meiner armen Schwester, um seiner unschuldigen Kinder willen. Ich sehe jetzt ein, daß das der Selbstvernichtung gleichkäme. So sei es denn gesagt: Lothar v. Melnik hat mich in den

Obersee gestoßen; wäre Georg Eltester nicht auf meinen Hilferuf herbeigekommen, hätte er mich nicht mit Gefahr des eigenen Lebens gerettet, so würde ich elend zu Grunde gegangen sein."

Sie sank wieder auf ihren Stuhl zurück.

„Es ist nicht wahr! Hören Sie mich!" rief Melnik, aber der Ausdruck, den er in allen Gesichtern las, belehrte ihn darüber, daß jedes Wort, das er zu seiner Vertheidigung spreche, völlig überflüssig sei.

„Alles, Alles, was Georg Eltester und seine Mutter ausgesagt haben, ist buchstäblich wahr," fuhr Gertrud fort, „nur über einen Punkt habe ich sie im Unklaren gelassen: wie ich in den See gekommen war. Ich mochte ihnen nicht erzählen, daß mein Schwager, der Mann meiner einzigen geliebten Schwester, mich in das Wasser geschleudert hatte.

Nicht im Zorn, nicht nach einem Streit hat er es gethan," fuhr sie fort, „sondern mit kalter Ueberlegung, nach einem wohlüberlegten Plan. Er gesellte sich im Walde, aus einem Seitenwege kommend, zu mir, schritt plaudernd neben mir her und führte mich unvermerkt bis an den See. Dort blieb er einige Schritte hinter mir zurück, schleuderte mich durch einen plötzlichen Stoß in den Rücken hinein und stürzte eilig davon. Ich war betäubt von dem Fall und dem Schreck und selbst als ich fühlte, daß ich nicht ganz sank, weil mein Kleid von einer Baumwurzel oder einem vorspringenden Stein festgehalten ward, wagte ich nicht um Hilfe zu rufen, aus Furcht nur, meinem Schwager dadurch zu verrathen, daß sein Werk noch nicht ganz gelungen sei. Nun aber ergriff mich die Strömung, ich sank, und die Todesangst raubte mir jede Ueberlegung. Ich rief. Dann verließen mich die Sinne. Als ich zu mir kam, fand ich mich in Georg's Armen; er war mein Retter, und nun wußte ich auch, daß Alles, was man

mir über ihn berichtet hatte, eine schändliche Lüge Melnik's war, nur ersonnen, um uns zu trennen.

Ich weiß nicht, was größer war, mein Abscheu gegen ihn oder meine Furcht vor ihm. Nie konnte ich in sein Haus zurückkehren, ich mochte ihn nicht anklagen, und doch wußte ich, daß ich neben ihm meines Lebens nicht sicher war. Hatte er es vorher nur auf mein Vermögen abgesehen gehabt, so mußte er sich jetzt der Anklägerin entledigen. Darum entwarf ich den Fluchtplan; nur fort, fort unter dem Schutze meines Verlobten, weiter dachte ich nicht, das Andere mußte sich später finden. Georg ging auf Alles ein, und seine Mutter auch, ohne mich mit Fragen zu quälen, weil sie erriethen, was mich forttrieb. Das Andere wissen Sie durch Georg's Aussagen," fügte sie matt hinzu.

„Warum schrieben Sie nicht, als Sie Ihren Verlobten in Liverpool vergebens erwarteten?" fragte der Präsident.

„Weil ich —" sie kam nicht weiter, ohnmächtig sank sie auf ihren Stuhl zurück, und jetzt hielt sich Georg nicht länger, er eilte zu ihr und Niemand wehrte ihm. Unter seinen Liebkosungen schlug sie die Augen wieder auf, Konsul Bauer und Seraphine führten sie hinaus.

„Komm, komm, mein Töchterchen," flüsterte ihr Jener zu, „Du hast hier nichts mehr zu thun, und Georg folgt Dir bald."

Die weitere Schilderung von Gertrud's Erlebnissen war für den Gang der Verhandlung ohne Belang, oder es konnte vielmehr von einer Verhandlung überhaupt nicht mehr die Rede sein. Georg Eltester wurde sofort in Freiheit gesetzt, und die Ironie des Schicksals wollte es, daß Melnik in dieselbe Zelle geführt ward, die Jener als Untersuchungsgefangener viele Wochen lang bewohnt hatte.

Er war nach der letzten Kraftanstrengung, zu der er sich aufgerafft, gänzlich gebrochen. Als er wahrnahm, daß

Dietel Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um einen etwaigen Fluchtversuch zu hindern, sagte er mit seinem alten ironischen Lächeln: „Seien Sie ganz unbesorgt; ich wußte, daß ich **va banque** spielte, als ich zu der Schwurgerichtsverhandlung hierher kam, und ich habe verloren. Der Verlierende bezahlt die Zeche, das ist in allen Verhältnissen dasselbe."

Als man ihn durchsuchte und ihm mit seinem Taschenbuch, der Uhr und dem Portemonnaie auch das Messer nahm, lachte er wieder und gab die Versicherung: „Befürchten Sie nicht, daß ich mich tödte, ich fühle mich noch jung genug, um trotz alledem vom Leben noch etwas zu hoffen."

16.

Als Bauer und Seraphine die wankende Gertrud aus dem Gerichtsgebäude führten, folgte ihnen der Förster Dorn schnellen Schrittes und rief: „Ich besorge sogleich einen Wagen."

„Wozu?" fragte Bauer, „das Viktoriahotel ist ja in wenigen Minuten zu erreichen, dorthin bringe ich mein Mündel."

Aber mit einer Entschiedenheit, die im vollsten Gegensatze zu ihrer Schwäche stand, hatte Gertrud geantwortet: „Nein, ich will nach Segefeld, dort werde ich gesunden. Ich mag nicht nach Hannover, wo — wo man mich begraben hat," fügte sie mit einem leichten Schauder hinzu.

Da kam auch schon der Förster mit einem Wagen. „Fahren Sie mit Fräulein v. Kauffel hinaus, Seraphine," sagte er und machte schon Anstalt, den Damen beim Einsteigen behilflich zu sein. „Ich möchte auf Ihre Mutter warten, die schwerlich früher vom Platze weichen wird, als bis man ihr den Sohn mitgibt."

Konsul Bauer stand etwas bestürzt, als diese Bestimmungen so über seinen Kopf hinweg getroffen wurden,

er sah jedoch ein, daß er am besten thun würde, sich zu fügen. „Wenn Sie mein Mündel nach Segefeld schicken, so müssen Sie mich auch schon mit in den Kauf nehmen, Herr Förster, ich werde sie so leicht nicht wieder aus den Augen lassen," hatte er gesagt und von Dorn die lachende Antwort erhalten:

„Sehr gern, Herr Konsul, das Forsthaus ist sehr geräumig und hat noch für mehr Gäste Platz."

In der nächsten Minute saß Bauer den beiden jungen Mädchen im Wagen gegenüber und ergötzte sich an Seraphinens munterem Geplauder, während Gertrud schweigend in der Ecke lehnte und mit den jetzt unnatürlich groß aus dem schmalen, bleichen Gesichte hervorschauenden Augen auf den Wald und die blitzenden Wasserflächen blickte, deren eine beinahe ihr Grab geworden war. Nicht viele Wochen waren vergangen, seit sie an jenem Julinachmittag zum Spaziergang die Villa auf dem Godeberg verlassen hatte, und welche Welt von Ereignissen lag zwischen jenem Tage und dem heutigen!

In Segefeld angekommen, trug Seraphine mit der ihr eigenen Umsicht Sorge für die Gäste, welche sie mitbrachte, wie für die bald zu erwartenden lieben Hausgenossen. Gertrud ward mit einem leichten Imbiß und einem Glas Wein erquickt und dann in einem stillen, kühlen Zimmer sorglich gebettet. Während sie dort ruhte, schaffte Seraphine mit Hilfe der Magd, um aus den Vorräthen, welche sie in der Speisekammer gefunden, eine Mahlzeit zu bereiten, es dem Konsul überlassend, sich so gut es gehen wollte, zu unterhalten. Es war dies dem alten Gartenfreunde nicht schwer. Die Rosen der Försterin, die sich soeben zur zweiten Blüthe entfalteten, ihr herrlicher Nelkenflor und die prachtvollen Verbenen nahmen seine ganze Aufmerksamkeit gefangen, und mit einem Gefühl der Bewunderung, dem eine kleine Dosis Neid beigemischt war, gestand er

der trefflichen Frau, als sie endlich heimkam, daß er in ihr seine Meisterin gefunden habe.

Frau Eltester war sonst gar nicht unempfindlich gegen das Lob ihrer Gartenkunst, heute ging es aber spurlos an ihr vorüber. Ihre ganze Seele war erfüllt von dem Glücke, den geliebten Sohn, den sie schon verloren gegeben hatte, frei, reingewaschen von aller gegen ihn erhobenen Anklage, wieder neben sich zu sehen, und das Mädchen seiner Wahl, ihre geliebte Gertrud, unter ihrem Dache zu wissen. Zudem hatte die Gegenwart des Konsuls etwas Beunruhigendes für sie; war er gekommen, um trotz alledem den Bund, welchen diese beiden Herzen geschlossen hatten, zu trennen? —

Die Mahlzeit, welche Seraphine bereitet hatte, war verzehrt, Gertrud hatte gewünscht, daß der Tisch in dem Zimmer, wo sie ruhte, gerüstet würde und mit weichem, stillem Lächeln den Schmausenden zugesehen. Als dann der Tisch abgeräumt war, und ganz leise Dämmerung das Gemach erfüllte, bat sie: „Setzt euch hier Alle um mich herum, laßt uns beim letzten Scheine dieses denkwürdigsten Tages in meinem und Georg's Leben zusammenrücken und unsere Erlebnisse austauschen. Es bleibt doch noch Manches zu berichten und zu erklären."

„Nicht heute, Geliebte," bat Georg, ihre zarte, blasse Hand an seine Lippen drückend, „Du bist noch zu schwach, Du sollst ruhen."

„Ich finde keine Ruhe, bis es ganz klar zwischen uns geworden ist, und ich habe ja weniger zu erzählen, als zu hören," sagte sie.

Es war nicht so; der Löwenantheil des Berichtes fiel ihr zu, aber sie schien wirklich, während sie sprach, immer frischer zu werden. Es war, als wälze sie mit der Schilderung dessen, was sie erduldet, auch die Schwäche ab, die ihr von der Krankheit noch angehaftet hatte.

„Lassen Sie mich so kurz wie möglich sein," begann

sie, „und erlassen Sie mir vor allen Dingen das zu wiederholen, was ich heute im Gerichtssaal erzählt habe. Nur Eines will ich hinzufügen: es war nicht weit her mit meinem viel berufenen Trotz und Starrsinn. Wohl hatte ich unter der Wucht der mir vorgelegten Beweise mit Georg gebrochen, und es war mir heiliger Ernst mit dem Gelübde, nie wieder mit ihm zu reden, ihm nie zu verzeihen, aber ich litt unsäglich dabei. Meine Seele schrie nach ihm, ich konnte sein Bild nicht aus meinem Herzen reißen, und der Gedanke marterte mich, ob ich ihm nicht doch Unrecht gethan habe. Melnik hätte ich vielleicht nicht so unbedingt Glauben geschenkt, aber er hatte das Zeugniß meines Vormundes für sich und den kannte ich als einen unbestechlichen Ehrenmann."

„Armes, liebes Kind," murmelte Bauer, „Du dachtest nicht daran, daß auch Dein Vormund getäuscht worden sein könne durch eine Schurkerei, die noch ihre Aufklärung finden wird."

„Doch, ich dachte auch daran," erwiederte Gertrud, „und ich ging aus in der Absicht, Georg zu begegnen und seine Vertheidigung zu hören. Wenn ich ihn dann aber kommen sah, erhielten Trotz und Groll wieder die Oberhand, ich wandte ihm den Rücken, ich floh ihn, um mich, sobald ich seinem Gesichtskreis entschwunden, zu Boden zu werfen und laut aufzuschreien in bitterem, unsäglichem Weh."

Eine schwache Röthe färbte ihre Wangen, leise drückte sie die Lippen auf Georg's Hand, in der die ihre ruhte, dann fuhr sie fort: „So war es auch gewesen an jenem Tage, an welchem er mich aus dem Obersee zog, in den mich eine mörderische Hand geschleudert hatte. Damals sammeltet ihr, Du, Georg, und Du, gute Mutter, feurige Kohlen auf mein Haupt. Mir, die Dich durch so schnöden Verdacht gekränkt hatte, schenktet ihr Vertrauen, ich bat euch, mich nicht zu fragen, wie ich in die Fluthen gerathen

sei und weshalb ich nicht zu meinen Angehörigen zurückkehren wollte, und ihr ehrtet und schontet mein Geheimniß mit einer rührenden Zartheit."

„Weil wir es so ziemlich durchschauten," sagte Georg, und seine Mutter fügte hinzu:

„Du hast es in der Verstellung nicht so weit gebracht, um uns gänzlich täuschen zu können. Wenn auch Dein Mund schwieg, Deine angstvollen Blicke, eine ganze Reihe unwillkürlicher Aeußerungen wurden zu Verräthern."

„Wie, Sie wußten, und Sie konnten schweigen, als man Sie selbst beschuldigte?" rief der Konsul.

„Ich wußte nicht, ich ahnte, ich vermuthete nur," erwiederte Georg; „durfte ich auf eine unbegründete Anklage mit einer anderen unbewiesenen antworten? Wer würde mir geglaubt haben? Erinnern Sie sich nur, welche Entrüstung es heute noch hervorrief, als meine Mutter sich von ihrem Schmerze fortreißen ließ, es zu thun."

„Wahr, wahr," murmelte der Konsul, „aber warum mußtest Du zu einem so abenteuerlichen Plan Deine Zuflucht nehmen, liebe Gertrud? Lag es nicht viel näher, zu mir zu kommen?"

Das junge Mädchen schlug die Augen nieder. „Sie waren ein Gegner meiner Verbindung mit Georg —"

„Ich bin es nicht mehr!" fiel der Konsul schnell ein.

Georg eilte zu ihm und ergriff voll warmer Dankbarkeit seine Hand, Gertrud lohnte ihm mit einem glänzenden Blick ihrer seelenvollen Augen, dann fuhr sie schnell fort: „Und ich hätte doch auch Ihnen nicht Alles sagen können! Die Furcht vor Melnik beherrschte mich ganz; ich wollte ihn nicht verrathen, mich aber gleichzeitig seinen Anschlägen entziehen, denn ich hatte Georg wieder, ich wollte leben und glücklich sein."

Sie machte hier eine Pause und lehnte sich in die Kissen zurück. Seraphine reichte ihr ein Glas Wein, die

Anderen baten, sie möge sich schonen und die Fortsetzung ihrer Erzählung auf den nächsten Tag verschieben. Sie jedoch beharrte dabei, dies noch heute thun zu wollen.

„So laß mich erst die Fenster schließen, die Nachtluft wird feucht und könnte Dir schaden,“ sagte Seraphine. Nachdem sie dies gethan und auch die schon bereitstehende Lampe angezündet hatte, nahm Gertrud wieder das Wort:

„Die Furcht vor Melnik veränderte auch mein ganzes Wesen und drückte meinem Thun den Stempel auf. Die Vorstellung, ohne Georg von hier abreisen zu müssen, war mir schrecklich, noch schrecklicher war mir aber die, warten zu sollen, bis er sich frei gemacht haben würde, und der Gefahr ausgesetzt zu sein, hier entdeckt zu werden. Auch seinen Vorschlag, ihn in Hamburg zu erwarten, wies ich zurück, ich hielt mich auch da nicht für sicher, und so entschloß ich mich denn, allein bis Liverpool vorauszureisen.

Wie mich Georg bis zur Station gebracht hat, das hat er bereits erzählt, ich füge deshalb nur noch hinzu, daß meine Reise ohne Unfall von Statten ging. Als ich englischen Boden betreten hatte, fühlte ich mich sicherer, aber immer noch nicht aller Gefahr entronnen, deshalb setzte ich keine Vorsichtsmaßregel außer Augen. So gern ich Georg und seiner Mutter meine glückliche Ankunft gemeldet und eine Antwort von ihnen erhalten hätte, unterließ ich es doch, ein Telegramm abzusenden, aus Furcht, es könne auf meine Spur leiten. Unter dem Namen Gerhardine v. Keren nahm ich in einem kleinen bescheidenen Hotel in Liverpool Wohnung, und ging nur aus, um mir die nothwendigsten Gegenstände für die Reise zu kaufen und mir einen Platz auf dem am 15. Juli absegelnden Schiffe der White Star-Linie, es war die ‚Etruria‘, zu besorgen. Wir hatten ja berechnet, daß Georg an diesem Tage in Liverpool sein könne.

Es war ein feuchter, nebeliger Morgen, als ich mit

meinen geringen Habseligkeiten vom Hotel nach dem Hafen fuhr. Ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen und wie im Fieber gelegen. Als mich jetzt die kalte, scharfe Luft traf, fuhr mir ein Schauer durch alle Glieder, und ich fühlte mich sehr elend, aber ich achtete nicht darauf. In wenigen Minuten hatte ich meinen Beschützer neben mir, er erwartete mich gewiß schon, dann mußte sich Alles, Alles wenden.

Ich hatte den Hafen erreicht, spähend überflog mein Auge die daselbst versammelten Gruppen, hoffend, die geliebte Gestalt zu erblicken. Georg war jedoch nicht da; es war die erste Täuschung, aber sie entmuthigte mich nicht! ‚Er wartet Deiner auf dem Schiffe!‘ tröstete ich mich. Ich bestieg eines der Boote, welche zur Ueberführung der Reisenden nach der ‚Etruria‘ bereit lagen und ließ mich nach dem Schiffe rudern, gewiß, daß er mich ankommen sehen und mir entgegen eilen werde. Wir legten an, mit pochendem Herzen und fliegenden Pulsen flog ich die Schiffstreppe hinauf — Georg war nicht da!

Ich durchlief alle den Passagieren zugänglichen Räume, ich blickte in die Kajüten, überall fremde Gesichter, die mich neugierig und verwundert anstarrten oder sich gleichgiltig von mir abwandten. Den Heißersehnten fand ich nicht, und nun ergriff mich eine namenlose Angst.

Noch einmal sprach ich mir Muth zu; ich war früh gekommen, bis zur Abfahrt des Schiffes war noch eine Stunde Zeit, Georg konnte noch anlangen.

Auf dem Verdeck stand ich und beobachtete die vom Lande abstoßenden und ihren Kurs nach der ‚Etruria‘ nehmenden Boote; sie kamen eines nach dem anderen, legten an der Schiffstreppe an, entledigten sich ihrer Insassen und kehrten zum Hafen zurück. Mehr und mehr füllte sich das Schiff mit Reisenden; schon hatte ein Theil derselben sich in den Kajüten eingerichtet, voller und voller

ward es auf dem Verdeck, und das einsam stehende, den angstvoll gespannten Blick in die Ferne richtende Mädchen ward mehr und mehr zum Gegenstand der Beobachtungen.

‚Jetzt kommt das letzte Boot,‘ hörte ich eine Stimme neben mir sagen. Das letzte Boot — die letzte Hoffnung! Und da, da sah ich auch eine Gestalt, die aufrecht im Boote stand und mit dem Taschentuche wehte. Täuschte mich eine Aehnlichkeit, spiegelte meine erregte Phantasie mir vor, was ich zu sehen wünschte, oder befand ich mich bereits in den ersten Stadien des Deliriums — ich glaubte Georg erblickt zu haben! Schleunig verließ ich das Verdeck und eilte den Ankommenden entgegen. Grausame Täuschung! Fremde Gesichter starrten mich an, er war nicht darunter, er war nicht gekommen!

Und jetzt begann das Rasseln der Ketten, man machte das Schiff klar, um in See zu gehen; nur noch kurze Zeit, und ich schwamm hinaus in den Ocean, allein, verlassen, ohne Georg, ohne daß ich wußte, wo er war, ohne die Möglichkeit, ihm Nachricht zu geben.

War es Verzweiflung oder Fieberwahn, was mich da ergriff, ich weiß es nicht. Auf die Gefahr, in das Meer zu fallen oder mir den Kopf an einer Planke zu zerschellen, ohne auf die Zurufe der Schiffsleute zu achten, mit Zurücklassung meines Gepäckes sprang ich in das vom Schiffe abstoßende Boot! ‚Nehmt mich mit zurück, ich kann die Reise nicht mitmachen!‘ rief ich den erschrockenen Bootsführern zu und sank in die sich mir entgegenbreitenden Arme des einen von ihnen.

Aber ich war in die Hände meiner Feinde gerathen, der Verfolger, die Melnik abgesandt hatte, um mich zu fangen. Sie banden mir Hände und Füße, wie ich auch um mich schlug, sie knebelten mich, um mich am Schreien zu hindern und schleppten mich auf ein Schiff, das mich auf ein wüstes Eiland brachte. Dort schmiedeten sie mich

an einen Felsen und mir gegenüber war Georg an einen anderen Felsen geschmiedet. Wir konnten einander nicht erreichen, einander nicht helfen; Eines mußte sehen, wie das Andere verschmachtete, wie die Vögel, die herbeigeflogen kamen, ihre Krallen und Schnäbel in unser Fleisch schlugen, wie ekles Gewürm an uns emporkrech, o es waren entsetzliche Qualen! Die Verzweiflung gab mir endlich Riesenkraft, ich zerriß meine Fesseln, da stürzte ich aber tief, tief in einen Abgrund und blieb bewußtlos liegen. —

Ihr habt bereits errathen, daß ich euch Fieberphantasien erzählt habe," fuhr sie nach kurzer Sammlung fort, „als ich aus denselben erwachte, sah ich mich in einem mir fremden Zimmer, in einem Bette. Das Gesicht einer alten Frau, die eine weiße Mütze auf dem Kopfe trug, beugte sich über mich und gebot mir ganz ruhig zu sein. Es hätte dieser Mahnung gar nicht bedurft, denn ich war zu schwach, um mich zu rühren. Noch viel weniger konnte ich einen klaren Gedanken fassen, ich glaube, ich hätte in jenem Augenblick nicht zu sagen vermocht, wer ich sei. Ich schlief auch sogleich wieder ein und weiß nicht genau, wie lange ich im Zustande des willen- und gedankenlosen Hindämmerns gelegen habe. Als ich mich ihm langsam entriß und fragte, wo ich sei und wie ich hierher gekommen, verboten mir Arzt und Wärterin jede Frage; ich sei sehr krank gewesen und befinde mich in guter Pflege. Erst als ich auf ein paar Stunden das Bett verlassen hatte, erfuhr ich, daß ich mich in einem Frauenhospital befinde, in das mich die Schiffer gebracht, die mich in ihrem Boot bewußtlos an's Land gerudert hatten, und nun kehrte mir die volle Erinnerung und damit das Bewußtsein meiner verzweifelten Lage zurück.

Die Furcht vor Melnik erwachte infolge der durch die Krankheit hervorgerufenen großen Nervenschwäche in ver-

doppeltem Maße; ich glaubte mich beständig von ihm verfolgt, sah überall seine Späher und zweifelte nicht, daß auch Georg durch ihn am Kommen verhindert worden sei. Ich wagte mich weder der Wärterin, noch dem Arzte anzuvertrauen, sondern nannte mich auch hier Gerhardine v. Keren und erzählte nur, ich habe eine Reisegesellschaft verfehlt und deshalb an's Land zurückkehren wollen, um erst mit einem anderen Dampfer zu fahren. Ich wagte auch nicht, an Mutter Eltester oder sonst Jemand zu schreiben, aus Furcht mich zu verrathen."

„Was gedachtest Du denn aber zu thun?" fragte der Konsul.

„Ich weiß es nicht," sagte Gertrud, sich an den Kopf greifend, „es war hier Alles noch so wirr und leer; obwohl ich nun wieder den ganzen Tag aus dem Bett war und sogar im Garten sein durfte, vermochte ich mich doch nicht zu einem Entschlusse aufzuraffen. Ich dämmerte so hin, und man ließ mich gewähren. Man hatte noch eine Summe Geld bei mir gefunden, meine Ringe," sie streckte die Hand aus, „boten Sicherheit für weitere Kosten, weshalb sollte man da einen Prozeß stören, dessen ich, wie man annahm, zu meiner sofortigen Genesung bedurfte. Ob man dabei den richtigen Weg einschlug, ist mir zweifelhaft; ein energisches Aufrütteln wäre mir gewiß heilsamer gewesen, denn von dem Augenblick, wo es endlich geschah, trat der Wendepunkt ein, und —"

„Jetzt ist's genug, nun kommt die Reihe des Erzählens an mich!" unterbrach sie Seraphine und rückte ihren Stuhl etwas in den Vordergrund. „Ich erbitte mir die geneigte Aufmerksamkeit der verehrten Versammlung." Im munteren Tone schilderte sie nun ihre Reise nach England und die vergeblichen Versuche, eine Spur von Gertrud v. Kauffel zu entdecken. In keinem Gasthofe Liverpools hatte eine junge Dame dieses Namens gewohnt, mit keinem Schiffe

war eine solche aus dem Hafen gefahren. So unwahrscheinlich es auch war, daß Gertrud in einem anderen Hafen als in dem mit Georg verabredeten sich eingeschifft haben sollte, war Seraphine dennoch nach Southampton gereist, die von ihr dort angestellten Nachforschungen hatten aber erfolglos bleiben müssen. In einer Stunde tiefer Niedergeschlagenheit hatte sie den traurigen Brief an die Mutter geschrieben, sich dann aber ihrer Muthlosigkeit geschämt. Noch einmal war sie nach Liverpool zurückgekehrt, noch einmal hatte sie sich auf die Suche begeben, und nun war ihrer Ausdauer der Lohn geworden.

Die „Etruria" war von ihrer Reise nach Amerika zurückgekehrt und lag zu einer neuen Fahrt gerüstet im Hafen. Seraphine nahm ein Boot, um sich nach dem Dampfer rudern zu lassen und Nachfrage nach der Verschwundenen zu halten. Niemand konnte ihr aber Auskunft geben, und tief verstimmt bestieg sie das ihrer zur Rückfahrt harrende Boot.

Während der Fahrt hörte sie, wie einer der Bootsleute zum Anderen sagte: „Das ist auch eine Deutsche, wie die, welche wir in's Hospital gebracht haben, ob sie wohl noch leben mag?"

„Glaub's schwerlich," erwiederte der Andere, aber schon war Seraphine aufgesprungen und rief: „Was für eine Deutsche war das? O, erzählt mir Alles, ich suche eine junge Landsmännin und will euch gern reichlich belohnen."

„Dessen bedarf's nicht, Miß," erwiederte der Schiffer, indem er sich Mühe gab, sein Englisch dem Verständniß der Ausländerin anzupassen, „wir erzählen Ihnen schon so, was wir wissen." Er und sein Gefährte berichteten nun abwechselnd von der jungen Deutschen, die, als die „Etruria" soeben die Anker lichten gewollt, von der Treppe herab noch in ihr Boot gesprungen sei und an's Land zurück verlangt hätte. Ehe sie dasselbe erreicht hätten, sei sie aber

bewußtlos zusammengesunken und von ihnen nach dem Frauenhospital gebracht worden.

Noch ein paar Fragen, und Seraphine konnte kaum daran zweifeln, daß sie Gertrud entdeckt habe; aber ihre Freude ward sehr gedämpft durch die bange Frage: würde sie eine Lebende antreffen oder nur ein Grab?

Sie eilte nach dem Hospital und fragte nach Fräulein Gertrud v. Kauffel. Man kannte dort eine Patientin dieses Namens nicht, aber jetzt ließ sie sich nicht abweisen. Sie beschrieb die Freundin, sie nannte den Tag, an welchem sie durch Schiffer hierhergebracht worden sei, und nun gab die Oberin zu, daß man eine solche Patientin allerdings hier verpflegt habe.

„Und befindet sie sich noch hier?“ fragte Seraphine, und die Angst raubte ihr fast den Athem, als aber die Antwort gelautet: „Sie ist hier und in voller Genesung,“ da hatte sie die mühsam behauptete Kraft verlassen. In Thränen ausbrechend war sie auf einen Stuhl gesunken. Mit aller Vorsicht war dann eine Begegnung zwischen den beiden jungen Mädchen herbeigeführt worden; so schonend Seraphine der Freundin aber die stattgehabten Ereignisse beigebracht hatte, so war sie doch, als sie Alles erfahren, in eine tiefe Ohnmacht gesunken.

„Meinen Schreck, die Aufregung im Hospital, die Vorwürfe, die ich bekam und die ich mir selbst machte, vermag ich euch gar nicht zu beschreiben,“ erzählte Seraphine. „Ich fürchtete, sie getödtet zu haben, und die alte Wärterin in der großen Haube stand mit geballten Fäusten vor mir und herrschte mir zu: ‚You have killed her.‘“ *)

Der Uebergang vom tiefsten Ernst in die Komik dieser Nachahmung hatte etwas Ueberwältigendes. Alle brachen in ein lautes Gelächter aus und Gertrud sagte: „‚Es war mir

*) Sie haben sie getödtet.

zum Heile, es riß mich nach oben,' kann ich mit Schiller's Taucher sprechen. Als ich aus der Ohnmacht zu mir kam, war ich eine Andere; meine Willenskraft war zurückgekehrt, ich wollte handeln und erklärte, daß ich sogleich abreisen werde."

„Leider war der Geist willig, aber das Fleisch schwach," erklärte Seraphine, „wir mußten noch ein paar Tage zögern."

„Nicht wir mußten, sondern Du zögertest, obwohl mir der Boden unter den Füßen brannte," versetzte Gertrud vorwurfsvoll. „Georg gefangen unter der Beschuldigung, mich ermordet zu haben, Melnik sein vornehmster Ankläger, meine Leiche im Kellersee gefunden und in unserem Familienbegräbniß beigesetzt — es war ja, um den Verstand zu verlieren!"

„Du mußtest Dich selber dementiren, wie der alte Wrangel sagte, als man einmal die falsche Nachricht von seinem Tode verbreitet hatte," scherzte Seraphine, „das kam nun doch auf einen Tag nicht an."

„Wohl kam es darauf an," antwortete Gertrud eifrig. „Wären wir nur einen Tag früher eingetroffen, so würde die Schwurgerichtsverhandlung nicht stattgefunden haben, und wie konnte sie überhaupt stattfinden, da Du doch ein Telegramm abgeschickt hattest, das unser Eintreffen meldete? Das fällt mir jetzt erst wieder ein," fügte sie hinzu.

„Weil ich dieses Telegramm nicht abgeschickt habe," erklärte Seraphine mit einer Gelassenheit, die sehr drollig war.

„Weshalb nicht?" fragte Gertrud und die Anderen mit ihr.

„Weil ich die Gerichtsverhandlung nicht verhindern wollte," war die Antwort. „In der ersten Empörung hattest Du mir Deines Schwagers Schurkenstreich verrathen, dann aber bereutest Du es, legtest mir Stillschweigen auf und wolltest ihn schonen. Das aber durfte nicht sein. Ein

Frevel, wie er ihn begangen hat, erheischt Sühne; einer Natter muß man den Kopf zertreten, wenn man sie in seiner Gewalt hat; läßt man sie frei, so ersieht sie die Gelegenheit, sich für die ihr erwiesene Großmuth zu rächen. Ich rechnete auf die gewaltige Wirkung, die Dein plötzliches Erscheinen hervorbringen würde, und habe mich nicht betrogen."

„Wenn aber durch irgend ein Ungefähr eure Reise verzögert und bei eurer Ankunft schon das Schuldig gesprochen gewesen wäre?" fragte Georg.

„So wäre das Urtheil noch nicht rechtskräftig gewesen; man hätte Dich nicht sogleich in's Zuchthaus gesteckt," antwortete Seraphine.

„Das nicht, aber Melnik hätte möglicherweise mit Gertrud's Vermögen über alle Berge sein können," bemerkte der Konsul. „Wäre Herr Eltester heute verurtheilt worden, so würde Melnik noch in der Nacht mit mir nach Hannover gereist sein, wo ich es ihm hätte auszahlen müssen, denn er besaß die Generalvollmacht seiner Frau, der einzigen Erbin."

Er erzählte nun, wie Melnik am Tage nach dem Begräbniß der vermeintlichen Gertrud das Vermögen seines Mündels von ihm verlangt habe, und daß dadurch bei ihm zuerst ein gewisser Verdacht erwacht sei. „Hätte ich es ihm damals ausgezahlt," fügte er hinzu, „so würde er sich damit unverzüglich aus dem Staube gemacht haben, denn er wußte doch, daß über seinem Haupte das Schwert hing. Er konnte unmöglich Eltester's Erzählung für ein Märchen halten."

„Hätte er doch gesprochen, wenn es ihm nur um Geld zu thun gewesen wäre, ich hätte ihm gegeben —"

„Aber ich nicht, mein Kind," fiel der Konsul ein. „Ich hätte nicht noch das Deinige in den Schlund geworfen, der schon Deiner Schwester ganzes Erbe verschlungen hat.

Vergiß nicht, daß sie mit ihren Kindern jetzt gänzlich auf Deine Hilfe angewiesen ist."

„Meine arme, arme Melitta, die unschuldigen Kinder, ich habe ihnen den Gatten und Vater entrissen, ich hätte doch schweigen sollen!" sagte Gertrud sich anklagend.

„Nicht Du, er selbst hat das gethan," entgegnete der Konsul fest, „wie auch die Verhandlung geendet hätte, er wäre doch nicht zu ihnen zurückgekehrt, und es ist gut so, wie es gekommen ist."

Es entstand ein feierliches Schweigen, Jedes war mit seinen Gedanken beschäftigt, bis Gertrud plötzlich rief: „Wen aber haben sie statt meiner an der Seite meiner Eltern begraben? Wer ist die Unglückliche, die man aus dem Kellersee gefischt hat?"

„Auch dieses Räthsel wird noch seine Lösung finden," beschwichtigte sie die Försterin. — „Es ist spät geworden," fügte sie hinzu, „wir Alle bedürfen der Ruhe, Seraphine soll Dich in Dein Schlafzimmer führen, schlafe sanft, mein Töchterchen."

Sie küßte Gertrud auf die Stirn, und von Georg geführt verließ diese in Seraphinens Begleitung das Zimmer.

Eine Viertelstunde später herrschte tiefe Stille im Forsthause. Alle hatten sich auf ihre Zimmer zurückgezogen — Alle bis auf ein junges Paar.

Seraphine war vor die Thür getreten, um ihr glühendes Gesicht noch einmal im Nachtwind zu kühlen, und leise war ihr Dorn gefolgt. Er stahl sich an ihre Seite und ergriff ihre Hand, aber sie erschrak nicht; hatte sie vielleicht sein Kommen erwartet?

„Seraphine," begann er in gedämpftem Ton und versuchte ihr trotz der Dunkelheit in's Auge zu sehen, „darf ich jetzt die Frage wiederholen, die Sie mir vor Wochen vom Munde abschnitten, weil es nicht an der Zeit war, heute —"

„Sie dürfen," unterbrach sie ihn, „oder vielmehr, Sie brauchen nicht erst zu fragen."

„Seraphine, darf ich das Wort nach meinem Herzen deuten?"

Sie nickte.

„Der schlichte Förster ist Ihnen nicht zu gering?"

„Mein Vater und Großvater waren dasselbe."

„O, ich bin ein so plumper Gesell —"

„Der mir gerade so gefällt, wie er ist," fiel sie ein, ihre Arme um seinen Hals schlingend und ihr Gesicht an seiner Brust verbergend, „ich kann keinen besseren Gatten bekommen, als den Nachfolger meines Vaters, der meiner Mutter schon ein zärtlicher Sohn, meinem Bruder ein treuer Freund ist."

„Und den Du auch ein wenig lieb hast?" fragte er zaghaft.

„Von ganzem Herzen."

Er küßte ihr die Worte von den Lippen. „Meine Seraphine, mein Schatz, meine süße Braut, ich will Dich auf Händen tragen!" rief er in seiner Freude ganz laut und hob sie wie eine Feder in seinen starken Armen in die Höhe.

„Still, still," bat sie, „Du weckst unsere Gäste, laß uns in's Haus gehen; auf morgen, Liebster!"

Noch eine Umarmung, dann gingen sie Hand in Hand in das Haus zurück. Sie ahnten nicht, daß der Auftritt einen Zeugen gehabt hatte. Konsul Bauer hatte im Dunkeln am offenen Fenster seines Zimmers gestanden und Alles mit angehört.

„Sieh, sieh," murmelte er lächelnd, „das war noch ein hübscher Schluß dieses wechselvollen Tages."

Behutsam schloß er das Fenster und suchte, ohne Licht anzuzünden, sein Lager auf.

17.

Die Untersuchung gegen Melnik ward dem Amtsrichter v. Reutern nicht übertragen. Der Direktor seines Gerichtes

gab ihm ziemlich unumwunden zu verstehen, er hätte sich Georg Eltester gegenüber allzusehr von vorgefaßten Meinungen leiten lassen und habe dabei mancherlei Umstände nicht beachtet, die, wenn man ihnen die gebührende Bedeutung beigelegt hätte, vielleicht zu einem anderen Ergebniß geführt haben würden. So empfindlich ihn der Vorwurf traf, um so empfindlicher, da er ihn als völlig gerechtfertigt anerkennen mußte, gewährte es ihm doch eine Erleichterung, Melnik nicht in der Eigenschaft des Richters gegenüberstehen zu müssen.

Melnik machte dem Kollegen Reutern's, dem nun diese Aufgabe zufiel, dieselbe leichter, als der Richter sich vorgestellt hatte. Hatte er sich schon bei der Verhaftung als Spieler bezeichnet, der die Parthie verloren habe und deshalb bezahlen müsse, so schien er sich jetzt in der Rolle dessen zu gefallen, der alle seine Karten offen auf den Tisch wirft, da doch nichts mehr zu retten ist.

Aus seinen Erzählungen, denn mehr in der Gestalt von solchen, als in der Form von Fragen und Antworten, legte er seine Geständnisse ab, ging hervor, daß er das Vermögen seiner Frau am Spieltisch und auf den Rennplätzen verschleudert hatte. Schon beim Tode des Geheimraths v. Kauffel war ein großer Theil der ihm zugefallenen Erbschaft in die Hände von Wucherern geflossen, die auf diese Aussicht hin immer offene Kasse für ihn gehabt hatten. Er war bald genug mit dem Rest fertig gewesen und jenen Wucherern von Neuem in die Hände gefallen, welche nun auf das Vermögen der Schwiegermutter hin neue Vorschüsse leisteten. Als auch dieses nach Frau v. Kauffel's Tode verbraucht war, zeigten sie sich bereits schwieriger und stellten immer härtere Bedingungen. Melnik's Lage ward nach und nach eine mißliche, er änderte aber nichts an seinem bisherigen Leben, spielte und wettete vielmehr noch wilder in der Hoffnung, große Gewinne einzuheimsen. Das

gelang ihm auch ein paarmal, aber wie gewonnen, so zerrann das Geld auch wieder. Während der Zeit, als seine Familie sich auf dem Godeberg aufhielt, hatten sich die Verlegenheiten so gesteigert, daß er nicht mehr aus noch ein wußte.

Unwillkürlich und doch sehr folgerichtig hatten sich seine begehrlichen Blicke dem Vermögen seiner Schwägerin zugewendet. Während er verarmte, ward sie immer reicher, denn sie verbrauchte bei ihrem bescheidenen Leben nur einen verhältnißmäßig geringen Theil ihrer Einkünfte. Wie aber an dieses Geld gelangen? Wäre Gertrud großjährig gewesen, so hätte er sich wohl die Geschicklichkeit zugetraut, ihr durch Melitta nach und nach große Summen ablocken zu lassen, aber vom Konsul Bauer, ihrem Vormund, war nichts herauszubekommen. Und ehe sie die freie Verfügung über ihr Vermögen erlangt hatte, war sie höchst wahrscheinlich schon verheirathet!

Melnik's Sinnen und Trachten war nun darauf gerichtet, Gertrud am Eingehen einer Ehe zu hindern und bis zu ihrer Großjährigkeit den Schein aufrecht zu erhalten, als sei er noch immer ein reicher Mann. Mit Hilfe des Spiels und der Geldverleiher, die er immer wieder gefügig zu machen sich zutraute, hoffte er sich so lange über Wasser zu halten.

Gertrud's Liebe zu Georg Eltester kam ihm, so ungeberdig er sich dagegen auch anstellte, eigentlich gar nicht ungelegen; sie hinderte sie daran, eine andere Verbindung einzugehen. Erst als er aus dem Verhalten des jungen Mädchens den tiefen Ernst dieser Neigung erkannte, ward er besorgt und sann auf Mittel, sie mit ihrem Verlobten zu entzweien.

Es hielt für ihn nicht schwer, sich eine Handschrift von Eltester zu verschaffen, mit deren Hilfe er nun von einem dunklen Ehrenmann in Berlin, welcher auch die anonymen

Briefe an Gertrud verfaßt hatte, jene Georg so schwer kompromittirenden Briefe anfertigen ließ. Eine Schauspielerin von einem Vorstadttheater spielte in einer zu diesem Zwecke für ein paar Tage gemietheten möblirten Wohnung dem Konsul Bauer die verrathene Geliebte täuschend genug vor. Bauer war um so leichter in die Falle gegangen, da ihm die Sache im Grunde recht gut paßte. Als Stellvertreter von Gertrud's Vater fühlte er sich verpflichtet, in dessen Sinn zu handeln, und er wußte, daß der stolze Geheimrath nie seine Einwilligung zur Heirath mit dem Förstersohn gegeben haben würde.

Wie Melnik der schlau ersonnene Streich bei dem Konsul geglückt war, gelang er ihm auch bei Gertrud in einer Weise, wie er kaum zu hoffen gewagt hatte. Das stolze Mädchen arbeitete ihm selbst in die Hände, indem sie die Briefe verbrannte, die möglicherweise doch einmal unbequeme Zeugen gegen ihn hätten werden können. Sie brach auch in schroffster Weise mit ihrem Verlobten, wich allen seinen Annäherungsversuchen aus und nahm sich den Kummer schwer zu Herzen. Wie er Gertrud kannte, war diese Erfahrung hinreichend, um sie zu dem Entschlusse zu bringen, nie einem Manne die Hand zu reichen. Es war aber auch sehr möglich, daß der Schmerz, den sie stolz und verschlossen im Busen trug, sie vorzeitig aufrieb.

Zu diesen Hoffnungen gesellte sich freilich die Befürchtung, sie könne sich doch wieder mit Eltester verständigen; er wußte geschickt den Groll gegen ihn in ihr zu nähren, er schlich ihr nach, wenn sie im Walde spazieren ging, um auszuspioniren, ob sie doch vielleicht mit ihm zusammentreffe; er war mit allen Kräften bemüht, sie von ihren Waldspaziergängen abzuhalten, freilich ohne Erfolg.

Saß er ihr bei Tische gegenüber, so beobachtete er, ob sie aß oder die Speisen an sich vorübergehen ließ; er spähte in ihrem Gesichte, ob noch kein Zeichen des Verfalls sicht-

bar würde; er sah ihr nach, ob ihr Gang nicht weniger elastisch sei als früher. Die Hoffnung, daß Gertrud bald sterben werde, ward zu einer Art fixer Idee bei ihm, und davon waren es nur wenige Schritte bis zu der Erwägung, daß man ja der zögernden Natur zu Hilfe kommen könne,

Er wies den Gedanken anfänglich von sich, aber er kam wieder und wieder, er nahm ihn auf, er spielte mit ihm, er beschäftigte sich mit der Frage, in welcher Weise er sich am leichtesten und ohne daß ein Verdacht ihn treffen könne, ausführen lasse. Endlich fand er darauf die Antwort. Gertrud ging, das wußte er, öfters bis dicht an den Rand des Wassers und bog sich weit über, um Wasserrosen zu pflücken. Wie leicht konnte sie da das Uebergewicht verloren haben und hineingefallen sein; man konnte auch vielleicht auf einen Selbstmord aus Liebeskummer hindeuten. Gleichviel aber, welche Erklärung man gab, die Hauptsache war, daß sie aus dem Leben schied, und Melitta anstandslos ihre Erbin ward.

Noch immer wies er den Versucher von sich, aber seine Stimme ward stärker und stärker, und die Verlegenheiten wurden drückender. Der Verfalltag der Wechsel bei Kretschmann nahte heran, und der Wucherer wollte nicht prolongiren; andere Versuche, Geld zu schaffen, schlugen fehl. Am Mittag jenes verhängnißvollen Julitages hatte ihm die Post mehrere Briefe gebracht, die sämmtlich Hiobsposten für ihn enthielten; sein Ruin stand vor der Thür. Voll Verzweiflung hatte er die Flinte über die Schulter geworfen und war in den Wald gestürmt — und da war ihm das ahnungslose Wild in die Hände gelaufen.

Gertrud begegnete ihm, und ihr Schicksal war besiegelt. Er führte sie nach dem Obersee, machte sie auf eine hart am Rande desselben wachsende Pflanze aufmerksam und schleuderte sie, als sie sich darnach bückte, mit einem kräftigen Stoß in das Wasser, daß es hochaufspritzend sein

Opfer verschlang. Wie von Furien gejagt, eilte er davon und glaubte den Hilferuf der Unglücklichen noch zu vernehmen, als er schon weit, weit vom Schauplatz seines Verbrechens entfernt war.

Furchtbar waren ihm die Stunden der Ruhe und der Unthätigkeit geworden, die er, um jeden Schein zu vermeiden, neben seiner Frau zubringen mußte, bis er deren Besorgniß um die Schwester rege machen durfte, was bei Melitta's Phlegma gar nicht so schnell ging. Endlich hatte er die Leute aufbieten dürfen, um mit ihnen auszuziehen und die aufzusuchen, die er auf dem Grunde des See's wußte. Er hielt es auch für angemessen, nach Eutin zu fahren und dort Anzeige zu erstatten. Es hatte ursprünglich wohl kaum in seinem Plan gelegen, Georg Eltester zu beschuldigen; nun sich aber der Verdacht auf ihn wandte, ließ er den Dingen ihren Lauf und fand es gar nicht so übel, noch neue Momente hinzuzufügen.

Von großer Wichtigkeit war es für ihn, daß die Leiche gefunden würde, denn ohne diesen Beweis wurde die Erbschaft nicht an Melitta, das heißt an ihn ausgeliefert. Er hatte deshalb eine Schildpattnadel der Ermordeten, in deren Besitz er sich zu setzen gewußt, unvermerkt am Obersee in das Moos geworfen, und brachte sie herbei, damit sie zum Anlaß würde, den See abzusuchen. Die List gelang, der nächtliche Fischzug konnte in Scene gesetzt werden, man brachte die Uhr und Kette zum Vorschein, aber die Leiche nicht.

Wo war sie geblieben? Er glaubte nicht recht an die Annahme, daß die Strömung sie in den Kellersee getrieben haben könne. Sollte sie gerettet sein?

Eine furchtbare Angst und Unruhe erfaßte ihn. Was man für Sorge und Kummer um die verschwundene Schwägerin auslegte und ihm so hoch anrechnete, das waren die Qualen des Verbrechers, der sich um die Früchte seines

Frevels gebracht sieht und obenein noch fürchten muß, daß der Rächer ihm entgegentritt.

Das Verhalten der Försterin Eltester und ihres Sohnes verstärkte seine Angst. Die beiden Menschen schienen ein Geheimniß zu haben, das sich auf Gertrud bezog. War sie gerettet? Und doch, das war ja unmöglich. Er hatte sich gut vorgesehen. Niemand war in der Nähe gewesen, der, falls sie noch einen Hilferuf ausgestoßen, denselben hätte hören können, und dann, angenommen sie lebte, weshalb kam sie nicht zum Vorschein?

Die Kunde, daß man die Leiche Gertrud's im Kellersee gefunden habe, ließ ihn aufathmen, nun war ja Alles gut. Mochte man jetzt Eltester den Prozeß machen oder ihn loslassen, das war von untergeordneter Bedeutung. Die Hauptsache war: Gertrud's Tod war bewiesen, und Melitta die Erbin. Aber seine Freude war von kurzer Dauer, der erste Blick auf die Leiche belehrte ihn, daß dies Gertrud nicht sei.

Dennoch behauptete er das Gegentheil, legte der beim Anblick der verstümmelten Leiche ohnmächtig zusammengebrochenen Melitta die gleiche Erklärung in den Mund, und alle Uebrigen folgten ihm wie die Heerde dem Leithammel. Was die nächsten Angehörigen der Verstorbenen aussagten, das mußte doch wohl das Richtige sein. Die abweichende Ansicht der alten Köchin wurde wenig beachtet, und die Behauptungen der Försterin und ihres Sohnes erschienen als unglaubwürdig; sie waren ja nur ein Theil der abenteuerlichen Geschichte, die Beide dem Untersuchungsrichter aufgetischt hatten.

Diese abenteuerliche Geschichte hatte aber Melnik mit Furcht und Grausen erfüllt. Wäre Reutern nicht allzu befangen gewesen, so hätte ihm dessen Verhalten, als er ihm Mittheilung davon machte, zu denken geben müssen. Melnik zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit des Erzählten

und erwartete, Gertrud werde wieder erscheinen und ihn des Mordes anklagen. Auch zitterte er davor, daß noch Personen zum Vorschein kommen könnten, welche die Leiche reklamirten. Schon hatte er im Stillen alle Vorbereitungen zur Flucht getroffen; als aber die Erkundigungen nach Gertrud erfolglos blieben, und auch kein Angehöriger der Todten sich meldete, faßte er wieder Muth. Vielleicht war seine Schwägerin auf der Reise wirklich verunglückt. Aber mochte es sein, wie es wolle, war nur die vermeintliche Gertrud im Kauffel'schen Gewölbe beigesetzt, so konnte er die Erbschaft in Empfang nehmen. Im Besitze des Geldes wollte er mit seiner Familie in's Ausland gehen und von dort das Weite suchen. Mochte Gertrud dann wieder erscheinen oder nicht, sie hatte das Nachsehen.

An der Weigerung des Konsuls, das Vermögen vor Beendigung des Verfahrens gegen Eltester herauszugeben, scheiterte dieser Plan. Aeußerlich ruhig und höflich, im Innern halb sinnlos vor Angst und Wuth, hatte er Bauer verlassen; das Spiel stand sehr schlecht für ihn, aber ganz wollte er es nicht verloren geben. Es gelang ihm, Kretschmann noch einmal zu beschwichtigen und ihm sogar noch eine größere Geldsumme abzunehmen. Mit dieser reiste er mit den Seinigen nach der Schweiz, immer auf dem Sprunge, zu entfliehen.

Die Gier, die Millionen Gertrud's an sich zu reißen, war aber noch größer, als die Furcht vor der Entdeckung des Verbrechens. Zehnmal hatte er im Begriffe gestanden, mit Zurücklassung von Frau und Kindern sich aus dem Staube zu machen, und immer war er geblieben. Als die Zeit verstrich und Alles ruhig blieb, hielt er Gertrud wirklich für todt. Er hatte die Frechheit, zu der Gerichtsverhandlung nach Eutin zu reisen und dort als Eltester's Ankläger aufzutreten, er hatte die Stirn, ihn der That zu zeihen, die er selbst begangen.

Schon triumphirte er, als im letzten Augenblick die vernichtende Katastrophe erfolgte.

Nun war das Spiel aus, alle Räthsel gelöst, nur Eines blieb noch bestehen. Wer war die Unglückliche, die man aus dem Kellersee gefischt hatte, deren Ueberreste in einem prunkvollen Sarge, welcher den Namen Gertrud v. Kauffel trug, im Gewölbe der Familie auf dem Kirchhof in Hannover ruhten?

18.

Konsul Bauer reiste am Tage nach der Gerichtsverhandlung von Segefeld ab, jedoch nicht, um nach Hannover zurückzukehren. Sein Weg ging nach der Schweiz; er hatte die schwere Aufgabe übernommen, die bejammernswerthe Melitta von dem furchtbaren Geschick zu unterrichten, das über sie und ihre Kinder hereingebrochen war. Gertrud hatte ihn begleiten wollen, aber bei dem ganzen Kreise, der sie mit der liebevollsten Fürsorge umgab, den entschiedensten Widerstand gefunden. War auch die Krankheit überwunden, so durfte sie doch nicht schon jetzt wieder den Anstrengungen einer weiten Reise und den Aufregungen ausgesetzt werden, welche das Wiedersehen mit Melitta im Gefolge haben mußte.

„Ueberlaß die Arme zunächst mir," hatte der Konsul gesagt. „Bedenke, daß es doch auch für sie tief erschütternd sein muß, Dir gegenüberzutreten, gegen die ihr Gatte die verbrecherische Hand erhoben hat. Ueberlaß es mir, sie vorzubereiten."

Gertrud hatte sich den Vorstellungen der ihr so theuren Menschen gefügt und war in Segefeld geblieben. Sie mochte weder nach ihrer Wohnung in Hannover zurückkehren, noch die Villa auf dem Godeberg beziehen, wo sie die Schatten der Vergangenheit schwer bedrückt haben würden. Im stillen Forsthause, im tiefen Waldesfrieden, unter der Pflege der Försterin und Seraphinens wollte sie das Gleichgewicht ihrer Seele wiederfinden, wollte sie genesen.

Einige Tage nach der Abreise des Konsuls saß sie in einem bequemen Stuhl unter der Linde vor dem Hause. Tiefe, wohlthuende Stille herrschte ringsum. Frau Eltester und Seraphine waren im Hause beschäftigt, Förster Dorn befand sich schon seit dem frühen Morgen im Forste, wo er die zum Fällen bestimmten Bäume anzuweisen hatte, und Georg war nach Oldenburg gereist. Er wollte sich dort seiner vorgesetzten Behörde vorstellen, alle über seine Person etwa noch obwaltenden Mißverständnisse beseitigen und zugleich seine Entlassung aus dem Forstdienste in die Wege leiten. Nach reiflicher Ueberlegung mit dem Konsul und Gertrud hatte er sich für einen anderen Lebensberuf entschieden.

Die leichte Handarbeit, welche Gertrud in den schlanken Fingern hielt, war ihr entglitten, sie hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt, träumerisch schauten ihre Augen zu dem grünen Blätterdach des mächtigen Baumes empor, durch welchen einzelne Sonnenstrahlen mild erwärmend fielen. Ganz leise senkten sich die Lider über die dunkelgrauen Augensterne, ein sanfter Schlummer wollte die Genesende beschleichen.

Doch schon fuhr sie wieder empor. Ihr feines Ohr hatte den Schall nahender Fußtritte aufgefangen, obwohl sie durch den moosigen Waldboden gedämpft wurden. Aufschauend gewahrte sie einen gutgekleideten Herrn, der, sobald er ihrer ansichtig ward, den Hut abnahm und ein schneeweißes Haupt entblößte. Dabei wandte er ihr ein von vielen Falten und Linien durchfurchtes Gesicht zu und sah sie aus tiefliegenden Augen so traurig an, daß ihr ganz ängstlich wurde. Um das sie bedrückende Schweigen zu brechen, fragte sie: „Wünschen Sie den Herrn Förster Dorn zu sprechen, mein Herr? Der ist nicht zu Hause."

„Desto besser," antwortete der Fremde. „Mein Besuch gilt nur Ihnen, Fräulein v. Kauffel."

„Sie kennen mich?" fragte sie erstaunt.

„Ja, ich kenne Sie; ich habe Sie während dieses Sommers ein- oder zweimal gesehen, und zuletzt noch bei der Schwurgerichtsverhandlung in Eutin," antwortete er näher tretend.

„Da waren Sie auch?"

„Ja, da war ich mit einem traurigen Bekenntniß auf den Lippen, das abzulegen mich jedoch Ihr Erscheinen überhob."

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete Gertrud und wollte sich erheben, um in das Haus zu gehen, das Alleinsein mit dem Manne flößte ihr eine unbestimmte Furcht ein.

Er kam ihr zuvor und streckte bittend die Hand aus. „Bleiben Sie hier, gewähren Sie mir die Gunst einer Unterredung ohne Zeugen; es erscheint mir wie eine unverdiente Gnade, daß ich Sie hier zuerst und allein angetroffen habe."

„Aber was wollen Sie von mir?" fragte sie, unwillkürlich wieder in den Stuhl zurücksinkend.

„Ihnen das Bekenntniß der schweren Schuld ablegen, die ich gegen Sie begangen habe und —"

„Sie haben eine Schuld gegen mich begangen?" unterbrach sie ihn. „Wer sind Sie?"

„Der bejammernswerthe Vater des unglücklichen Mädchens, dessen Leiche man aus dem Kellersee gezogen hat —"

Jetzt sprang Gertrud auf; alle Schwäche, alle Müdigkeit war von ihr gewichen. Mit gerötheten Wangen und zürnender Stimme stand sie vor dem Fremden.

„Wie, mein Herr, Sie hätten gewußt, wessen Ueberreste man für meine Leiche ausgab und hätten den ungeheuren Frevel begangen, zu schweigen, den verhängnißvollen Irrthum nicht aufzuklären?" rief sie.

„Ja, den Frevel habe ich begangen," sagte er, „aber mein Haar ist darüber weiß geworden, meine Kräfte sind gebrochen. Sie halten mich für einen hinfälligen Greis, vor wenigen Wochen war ich noch ein fester, gesunder Mann. Hören Sie mich an, ich bitte Sie!"

Seine Stimme war so flehend, seine ganze Erscheinung so mitleidserregend, daß sie ihm seine Bitte nicht zu versagen vermochte.

„Sprechen Sie," sagte sie und setzte sich wieder.

Er sank auf die neben ihr stehende Bank, legte den Hut auf den Tisch und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. „Verzeihen Sie, der Weg hat mich angegriffen; mich greift jetzt Alles an," entschuldigte er sich.

Noch einige Minuten saß er mit vornübergebeugtem Oberkörper, die Augen starr auf den Boden geheftet, dann richtete er sich auf, murmelte: „Es muß sein," und begann dann mit dumpfer, eintöniger Stimme:

„Ich bin der Ministerialrath Eckelberg aus Berlin. Meine Frau ist mir vor Jahren nach kurzer Ehe gestorben und hat mir eine Tochter und zwei Söhne zurückgelassen. Die Letzteren wurden im Kadettenhause erzogen und sind jetzt Beide Offiziere. Elisabeth, das jüngste meiner Kinder, gab ich in eine Erziehungsanstalt nach Vevey und sah sie nur bei Gelegenheit von Urlaubsreisen, als deren Ziel ich die Schweiz wählte. Dadurch ward mir das Mädchen entfremdet und als sie im vorigen Jahre zu mir zurückkehrte, mußte ich zu meinem Schrecken erkennen, daß sich in ihr recht bedenkliche Neigungen ausgebildet hatten. Sie war —

Doch lassen Sie mich darüber hingehen," unterbrach er sich, „ich möchte die Todte nicht noch anklagen. Genug, unser Zusammenleben gestaltete sich zu einem recht unerfreulichen. Elisabeth lehnte sich heftig und trotzig gegen Alles auf, was sie unerträglichen Zwang nannte, und was doch nur die Anforderungen waren, welche die Gesellschaft an die Tochter eines höheren Beamten und an die Schwester von Offizieren zu stellen berechtigt ist. Sie fühlte sich nicht wohl in unseren Kreisen, schloß Freundschaft mit den Töchtern einer Familie, die im Hinterhause des Gebäudes wohnte, in dessen Vorderräumem wir eine Etage inne hatten, und

lernte dort einen Studenten kennen, mit dem sie sich hinter meinem Rücken verlobte.

Ich verbot ihr natürlich den Verkehr, es fruchtete nichts; ich kündigte die Wohnung und wollte am ersten Oktober umziehen. Um sie aber bis dahin von jenem Verkehr fern zu halten, nahm ich einen längeren Urlaub und machte mit ihr eine Reise durch Skandinavien. Sie verlief freudlos genug; Elisabeth hatte keinen freundlichen Blick, kein gutes Wort für mich, und ich gewahrte recht gut, daß sie heimlich Briefe absandte und empfing.

Nach Deutschland zurückgekehrt, wollte ich den Beginn der Universitätsferien abwarten, ehe ich wieder nach Berlin ging. Ich hoffte, Goßner — so hieß der Student — würde die Stadt alsdann verlassen haben. Von Kiel aus kam ich mit Elisabeth hierher und nahm eine Wohnung in Malente. Wenige Tage, nachdem wir hier angekommen waren, erhielt Elisabeth einen Brief von ihrer Freundin, und ich einen solchen von meinem ältesten Sohn. Sie enthielten dieselbe Nachricht. Mein jüngster Sohn, ein braver, aber sehr heißblütiger Mensch, war mit Goßner im Café Bauer zusammengetroffen, und wahrscheinlich, um den Offizier, der ihn hochmüthig übersehen, zu kränken, hatte der Student zu seinen Gefährten von Elisabeth Eckelberg gesprochen. Ich glaube kaum, daß es in beleidigender Weise geschehen ist; für meinen Sohn genügte aber die Nennung des Namens seiner Schwester, um ihn außer sich zu bringen. Er stürzte auf Goßner zu, nannte ihn einen Lump und schlug ihm in's Gesicht. Anwesende Kameraden meines Sohnes sprangen hinzu, man trennte die Gegner, ehe es zu weiteren Thätlichkeiten kommen konnte, und die Folge war natürlich ein Duell. Beim zweiten Kugelwechseln schoß mein Sohn Goßner in die Brust, so daß er augenblicklich todt war; er selbst ist mit einer verhältnißmäßig geringen Verletzung an der Schulter davon gekommen.

Auf diese Nachricht beschloß ich unsere sofortige Abreise am nächsten Morgen, und wir packten. Elisabeth war stumm, thränenlos und würdigte mich keines Blickes. Mehrmals lauschte ich während der Nacht an ihrer Thür; es war Alles still; als ich am Morgen nach ihr sah, hatte sie meine Wachsamkeit doch getäuscht. Das Zimmer war leer. Auf dem Tisch lag ein Zettel, der nur die Worte enthielt: ‚Ihr habt getödtet, was ich geliebt habe; ich kann und mag mit euch nicht mehr leben. Sucht mich im Kellersee.‘“

Gertrud, die mit steigender Spannung zugehört hatte, konnte hier einen Ausruf des Entsetzens nicht zurückhalten.

Rath Eckelberg aber fuhr in seinem traurigen Berichte fort: „Ich kannte meine Tochter hinreichend, um zu wissen, daß diese Worte keine leere Drohung enthielten, sondern traurige Wahrheit waren. Zum Schmerze des Vaters gesellte sich nun der gekränkte Stolz des Beamten und die Rücksicht auf meine Söhne. Ich fürchtete, es würde ihnen nachtheilig sein, wenn es verlautete, daß ihre Schwester eine Selbstmörderin sei. Vielleicht ließ sich das wenigstens verheimlichen.

Ich rief meine Wirthin, sagte ihr, meine Tochter sei schon voran nach der Station gegangen, um dort ein eiliges Telegramm aufzugeben. Dann ließ ich das Gepäck nach dem Bahnhof schaffen und ging selbst dahin, nahm aber nur eine Fahrkarte nach Eutin und logirte mich im ‚Kieler Hof‘ ein, um dort die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten.

Die Umstände waren mir außerordentlich günstig. Wenige Stunden nach meiner Ankunft war die ganze Stadt in Aufregung; man suchte nach einem verschwundenen Mädchen mit braunem Haar, wie meine Elisabeth auch besessen hatte — nach Ihnen, Fräulein v. Kauffel. Alle Nachforschungen die Ihnen galten, mußten auch sie lebend oder todt an's Tageslicht bringen, ich brauchte keine Hand darum zu rühren.

O, der gräßlichen Tage und Nächte, die ich auf den Wanderungen, die ich in meiner Unrast unternahm, verbrachte! O, des entsetzlichen, niederschmetternden Anblickes, als ich an der endlich gefundenen, grausig verstümmelten Leiche meiner Tochter stand!"

„Sie haben sie erkannt?" rief Gertrud.

„Auf den ersten Blick."

„Und Sie konnten schweigen?"

„Rings um mich nannte man die Todte Gertrud v. Kauffel. Vielleicht täuschte ich mich doch! Weshalb vorzeitig meine Schmach verkünden? Ich konnte dann wenigstens noch schweigen, bis Gertrud v. Kauffel, die in diesem Falle ja leben mußte, zum Vorschein gekommen war."

„Wie schrecklich, wie schrecklich!" rief Gertrud händeringend, „wußten Sie denn nicht, daß Sie durch Ihr Schweigen die furchtbarste Beschuldigung gegen einen Schuldlosen unterstützten?"

„Ich wußte es, ich kämpfte schwer, aber ich unterlag. Mein Stolz blieb Sieger."

„O, das ist unverzeihlich!"

„Ich habe schwer gebüßt. Sehen Sie mich an, ich bin ein Fünfziger," antwortete er.

Sie konnte sich trotz ihres gerechten Unwillens des Mitleids nicht erwähren; er hatte das Ansehen eines Siebzigers.

„Ich bin mit nach Hannover gereist und habe auf dem Kirchhof der prunkvollen Bestattung meines armen Kindes beigewohnt," fuhr er fort. „Dann kehrte ich nach Berlin zurück und gab dort vor, meine Tochter sei für längere Zeit zu einer Freundin, die sie in der Pension kennen gelernt, nach England gereist. Man glaubte mir, denn man fand es sehr begreiflich, daß wir uns getrennt hatten; unsere Zerwürfnisse waren nicht unbekannt geblieben. Mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte ich dabei die Entwickelung

der Dinge in Eutin, soweit die Zeitungen darüber berichteten."

„Und hätten Sie auch noch geschwiegen, wenn man Eltester verurtheilt hätte?" fragte Gertrud.

„Nein!" rief der Ministerialrath aufspringend. „Meine Anwesenheit bei der Gerichtsverhandlung gibt Ihnen den Beweis dafür. Wären Sie nicht gekommen, so würde ich, ehe die Geschworenen ihren Spruch gefällt hätten, vorgetreten sein und die Wahrheit bekannt haben."

„In zwölfter Stunde," sagte Gertrud vorwurfsvoll; „o, Sie haben eine schwere Schuld auf sich geladen!"

„Ja, das habe ich," gab er zerknirscht zu, „ihr ganzer Umfang ist mir erst während der Verhandlung klar geworden, und darum bin ich gekommen, Ihre Vergebung zu erflehen."

Er wollte ihr zu Füßen sinken. Sie wehrte ab, es war gar zu entsetzlich, den alten, gebrechlichen Mann, über dessen eingefallene Wangen jetzt schwere Thränen rollten, sich so demüthigen zu sehen.

„Ihnen und Herrn Eltester meine Beichte abzulegen, bin ich gekommen," fuhr er fort.

„Er ist verreist, ich will ihm Alles mittheilen; es ist ja nun vorbei," sagte Gertrud abwehrend.

„Doch nicht, was — was soll aus meines armen Kindes Leiche werden?" fragte er.

„Ich weiß es nicht."

„Sie können sie nicht in dem Gewölbe lassen," fuhr er fort, „aber seien Sie barmherzig, gönnen Sie der Unbekannten ein Grab auf dem Friedhof."

„Sie wollen sich auch jetzt nicht zu ihr bekennen?" fragte Gertrud erstaunt.

„Lassen Sie das Geheimniß zwischen mir und Ihnen und Ihrem Verlobten bleiben. Wozu mit den Gebeinen der Armen ihre Verirrungen auch noch einmal hervor-

zerren? Betten wir sie still in den Schoß der Erde; ich habe meinen Abschied eingereicht und will den Rest meiner Tage verleben als Hüter des Grabes der Unbekannten, in ihrer Nähe soll man mir auch die Ruhestätte bereiten."

Gertrud vermochte dem Unglücklichen die Bitte nicht abzuschlagen. Was er auch gegen sie und Georg gesündigt hatte, die auf seinem Gesichte eingegrabene Schrift verkündete, was er gelitten hatte, und daß sein Erdenwallen nur von kurzer Dauer noch sein werde.

„Es sei, wie Sie wünschen," sagte sie. Er ergriff ihre Hand und preßte sie an seine Lippen, dann entfernte er sich eilig.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Tage später öffnete sich in stiller Abendstunde das Kauffel'sche Grabgewölbe auf dem Kirchhof in Hannover von Neuem. Der Sarg, von dem man die Platte mit der Inschrift entfernte, ward hinausgetragen und in ein bereits vorher bereitetes Grab gesenkt. Nur ein alter Herr, den Niemand kannte, wohnte diesem eigenartigen stillen Umzuge bei.

Ueber dem mit Epheu umsponnenen Hügel erhob sich in der Folge ein einfaches Kreuz mit der Inschrift: „Aus dem Kellersee gezogen am 10. Juli 1880."

Der Platz, von welchem der Sarg entfernt worden war, blieb im Kauffel'schen Erbbegräbniß nicht lange leer. Als der nächste Frühling in's Land kam, senkte man einen anderen ein, der aus weiter Ferne, aus dem sonnigen Süden gekommen war und Melitta's sterbliche Hülle barg. Sie hatte nicht lebend nach Deutschland zurückkehren, hatte überhaupt nicht mehr leben mögen. Ihre bequeme, nur auf Wohlbehagen gestimmte Natur, welche sich das Leid und die Widerwärtigkeiten dieser Erde mit aller Gewalt fern zu halten suchte, konnte und wollte diese Widerwärtigkeiten nicht ertragen, als sie nun doch unaufhaltsam über sie hereingebrochen waren.

Von Seraphine begleitet, war Gertrud zu ihr gereist, sobald der Arzt ihr diese Anstrengung nur gestattet hatte. Treu und selbstlos hatte sie auf ihrem Posten ausgeharrt, auch nachdem ihre Begleiterin sie wieder verlassen hatte, um, den Bitten Dorn's nachgebend, nach Segefeld zurückzukehren, mit ihm Hochzeit zu feiern und ein glückliches, trauliches Leben im Forsthause zu beginnen.

Gertrud und Eltester mußten die Erfüllung ihrer Herzenswünsche auf bessere Zeiten verschieben; Gertrud konnte die Schwester nicht verlassen. Melitta war launisch, weinerlich, unartig wie ein kleines Kind geworden. An einem Tage schalt und verwünschte sie Melnik, der sie um Vermögen, Ehre, Stellung und Ansehen in der Welt gebracht, sie und ihre Kinder zu Vertriebenen gemacht habe, die sich in der Heimath nicht mehr blicken lassen dürften, zu Bettlern, die von der Gnade ihrer Schwester abhingen, die es ja bald genug müde werden würde, ihnen Wohlthaten zu spenden. An einem anderen Tage beklagte sie ihn, sehnte sich nach ihm, und machte Gertrud die bittersten Vorwürfe, ihn verrathen und in's Verderben gestürzt zu haben; immer aber verwünschte sie ein Dasein, das ihr keine Freude mehr zu bieten hatte.

Vergeblich verschwendete Gertrud Vorstellungen, Ermahnungen und Bitten; sie blieb ihnen ebenso unzugänglich, wie dem Plaudern und den Liebkosungen ihrer Kinder. Der grenzenlose Egoismus, der sich früher mehr versteckt hatte und als gutmüthiges Sichgehenlassen aufgetreten war, zeigte sich nun im steten Jammern und Klagen über das ihr zu Theil gewordene Loos, in dem Hadern mit Gott und der Welt.

In Nervi, umgeben von einer herlichen Natur, wollte sie nichts sehen vom lachenden blauen Himmel, vom Glanze des Meeres, von der Pracht der südlichen Vegetation. Während draußen der Sonnenschein lachte, lag sie ganze Tage im Bett,

weigerte sich, Speise zu sich zu nehmen, vernachlässigte ihr Aeußeres und setzte allen Bemühungen ihren stummen, starren Widerstand entgegen.

Hatte sie zuerst Zimmer und Bett nicht verlassen wollen, so konnte sie es später nicht mehr; ihre Kräfte schwanden dahin. Sie starb, wie der deutsche Arzt, den Gertrud noch in den letzten Tagen zu Rathe zog, sich ausdrückte, an hochgradiger Herzschwäche.

Mit der Leiche der Schwester, begleitet von den verwaisten Kindern, kam Gertrud nach Hannover zurück und richtete sich nun doch wieder in ihrer Stadtwohnung ein. Noch war ihre Trauer zu tief, um an eine Verbindung mit dem Geliebten zu denken, und auch der Trost, ihn zu sehen, ward ihr nicht sogleich nach ihrer Ankunft zu Theil, denn Georg befand sich auf einem großen Gute in Mecklenburg, wo er sich mit Eifer der Landwirthschaft widmete.

Auf den Rath und Wunsch des Konsuls war ein Theil von Gertrud's großem Vermögen in Ländereien angelegt worden, die dergestalt erworben worden waren, daß der Godeberg nun den Mittelpunkt einer stattlichen Herrschaft mit fruchtbaren Feldern, holz- und wildreichen Forsten und einem klaren See bildete, wo Georg und Gertrud als Gutsherrschaft walten sollten. —

An einem klaren, milden Septembertage fand in der kleinen Kirche zu Malente endlich die Trauung des vielgeprüften Paares statt, und es war eine kleine, tief bewegte Hochzeitsgesellschaft, welche den ländlichen Altar umstand und nun an dem Mahle theilnahm, das Dorn und Seraphine den Neuvermählten in ihrem Forsthause bereitet hatten. Um die mit den Blumen der Försterin Eltester reich geschmückte Tafel reihten sich ihre Kinder, denn auch Konstanze, Seraphinens Zwillingsschwester, war zu dem Hochzeitstage des geliebten Bruders gekommen, der Förster Dorn und der Konsul Bauer, der an der anderen Seite Ger-

trud's Platz genommen hatte, während die Försterin neben ihrem Sohn saß. Außerdem befanden sich am Tische Melnik's und Melitta's beide Töchter, die mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend der Mutter und des Vaters nur noch im Traume gedachten und in der kranzgeschmückten Braut jetzt ihre Mutter sahen.

Als heiliges Vermächtniß einer Dahingeschiedenen sollten sie mit einziehen in den neuen Haushalt; Gertrud und Georg hatten einander gelobt, Elternstelle an ihnen zu vertreten. Sie hielten dieses Gelübde auch, als in der zu einem stattlichen Herrenhause erweiterten Villa auf dem Godeberge Kinder heranwuchsen, die noch nähere Anrechte an ihre Liebe und Fürsorge besaßen. Hatte sich Gertrud das ausschließliche Recht auf die kleinen Elternlosen doch auch noch durch ein nicht ganz unbeträchtliches Geldopfer erkauft.

Melnik war zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Nachdem er sie verbüßt hatte, ließ ihm Gertrud eine ansehnliche Summe bieten, unter der Bedingung, daß er jedem Rechte auf seine Kinder durch einen notariell beglaubigten Akt entsage und ohne jeden Versuch, sie wiederzusehen, Deutschland verlasse.

Melnik ging mit großer Bereitwilligkeit darauf ein und beeilte sich, sobald die Thore des Zuchthauses sich ihm geöffnet hatten, eine möglichst große Entfernung zwischen sich und Europa zu legen. Er war nämlich nicht sicher, ob seine Gläubiger nicht noch Ansprüche an ihn erheben und sich des ihm soeben erst zu Theil gewordenen Vermögens bemächtigen könnten. Herr Kretschmann sen. hatte freilich aus Verzweiflung über die bei Melnik verlorenen Hunderttausende Hand an sich gelegt, man hatte ihn eines Morgens auf dem Boden seines Hauses erhängt gefunden; aber Kretschmann jun., sein Sohn und Nachfolger, setzte das Geschäft ganz im Sinne seines würdigen Vaters fort.

Er dachte indeß nicht daran, Melnik weiter zu behelligen.

Anderen und ließ sich bei diesen vielfachen Beschäftigungen von zwei jungen Männern in Civil und Militär, die, nachlässig an die Kredenz gelehnt, vor ihr standen und Cigaretten rauchten, den Hof machen.

Das Gesicht des jungen Malers, den sie als Stammgast genau kannte, fiel ihr durch den Ausdruck grenzenlosen Mißmuthes auf; dazu die Starrheit der Haltung, die Regungslosigkeit der ganzen Gestalt — es war fast, als säße eine Statue dort.

Sie machte ihre beiden Anbeter aufmerksam.

„Ach, sehen Sie nur, meine Herren, wir haben ja auch einen steinernen Gast hier im Lokal, obendrein einen bekannten Künstler — dort in der Ecke.“

Die Herren blickten hin. Auf dem sonnenverbrannten Gesichte des Offiziers machte sich angenehme Ueberraschung bemerkbar.

„Ah!“ rief er fröhlich. „Das ist ja Brant!“

„Sie sind mit ihm bekannt?“ fragte die Dame.

„Und ob! Mein bester Freund noch von der Neustädter Akademie her. Sie entschuldigen mich, Fräulein — ich muß zu ihm — hab' ihn schon einige Monate nicht gesehen.“

Er griff nach seiner Mütze und eilte auf den Freund zu, gab ihm von rückwärts einen leichten Schlag auf die Schulter und rief ein heiteres: „Nun, Kamerad! Was machst denn Du da? Wie kommst denn Du nach Mariahilf?“

Der Angeredete fuhr wie aus einem Traume auf, schüttelte dann mit einem: „Servus, Alter!“ erfreut die dargebotene Hand des Offiziers und gab ihm die Versicherung, daß er seit Monaten mehr in Mariahilf als in seinem Wohnbezirke zu finden sei.

„Aha! Wohl wegen dem pikanten, kleinen, blonden Käfer, mit dem ich Dich etliche Male gesehen habe — he?“

Er lachte auf mit dem kurzen, leichten, hellen Lachen eines Menschen von leichtem Sinn. „Hast mir auch früher schon ganz toll von ihr geschwärmt. Na, wie weit bist Du denn?“

Er ließ sich hurtig dem Maler gegenüber nieder.

„Ach, hör' mir auf damit!“ rief Karl unwillig, verbissen, und qualmte tüchtig darauf los.

„Wie? Was?“ meinte Rudolph v. Ghilany verwundert. „Die Gluth schien mir doch echt? Also auch schon ausgelöscht?“

„Ich wollt', sie wär's!“ versetzte Brant mürrisch.

„Ja, wie denn? Mag sie Dich nicht?“

„O, sie will schon, aber die Schwester —“

„Ah, sie hat eine Schwester?“

„Sie hat drei Schwestern!“ Ein tiefer Seufzer hob die Brust des jungen Künstlers.

„Ah, ah, drei Schwestern? Na, gratulire zwar, versteh' aber nicht —“

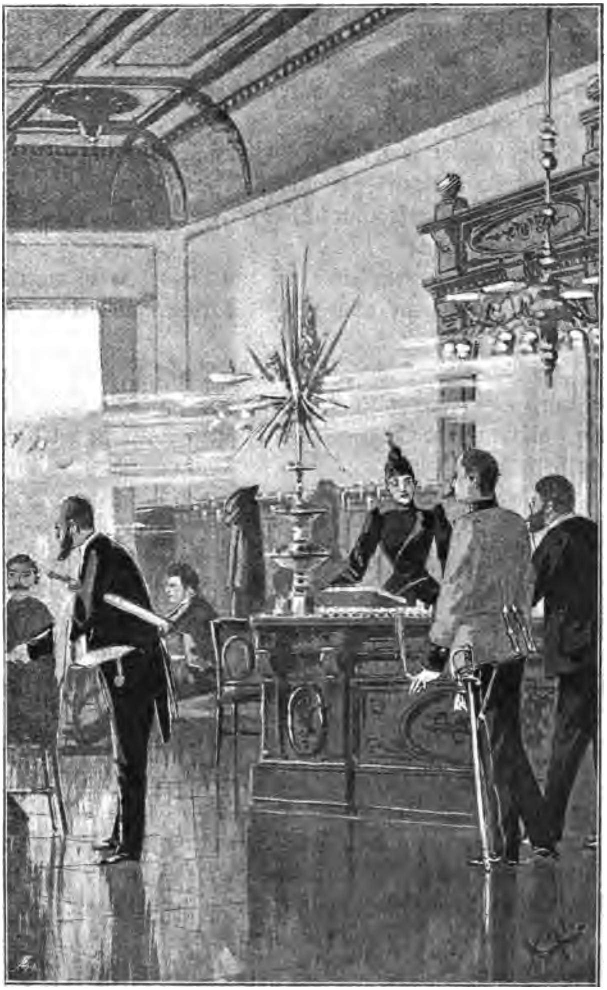
„Die älteste Schwester — — o!“ Karl fuhr sich grimmig durch das reiche dunkle Gelock.

Dem Offizier riß die Geduld. „Höre, Mensch, der Lakonismus ist zwar eine schöne Sache, ich finde Deine Unterhaltung heut' auch sehr interessant, nur dauert's mir zu lang. So sag's doch heraus, was hat's denn nur mit dieser Aeltesten für eine Bewandtniß!“

„Es ist der reinste Blödsinn! Sie muß zuerst verheirathet sein, ehe die Jüngeren an Hochzeit denken dürfen, so lange sie nicht majorenn sind. Also kann ich vier Jahre auf meine Irma warten.“

„Na, na, so schlimm wird's wohl nicht sein,“ tröstete Rudolph. „Die Aelteste wird doch wohl früher unter die Haube kommen.“

„Es ist so schlimm,“ erklärte der unglückliche Liebhaber mit Nachdruck, „denn diese Aelteste wird in Ewigkeit nicht heirathen.“



Auf dem sonnenverbrannten Gesichte des Offiziers machte sich angenehme Ueberraschung bemerkbar. (S. 99)

„Hm, also eine Männerfeindin?“

„Entsetzlich arrogant,“ rief Karl wüthend, „und häßlich obendrein. Das heißt: grad' deshalb ist sie so arrogant und steift sich darauf, aus purer Liebe und Anbetung geheirathet zu werden.“

„Wird schwer sein,“ warf Ghilany lachend hin. „Aber dumm ist sie übrigens gar nicht.“

„Ein total überspanntes Ding!“

„Ja, wie denn?“

„Nun, weil sie durchaus auf eine Liebesheirath wartet und schon zwei ganz annehmbare Parthien ausgeschlagen hat.“

„Hm,“ meinte Rudolph, den die Sache zu interessiren begann, nachdenklich. „Sie fühlt sich, hat Selbstbewußtsein, also muß doch etwas an ihr sein. Ist sie wirklich gar so häßlich?“

„O, wenn man sie neben Irma sieht — ich sage Dir: entsetzlich.“

„Also doch nur relativ! Und die anderen Schwestern?“

„Reizend! Die Eine auch schon heirathsfähig, die Andere Backfisch —“

„Nun, da versteh' ich den Vater nicht. Sollen, seiner Aeltesten zu Liebe, auch die drei Anderen alte Jungfern bleiben?“

„Es wird wohl so sein.“

„Dann ist er verrückt. Was sagt denn seine Frau dazu?“

„Sie stimmt ihm bei. Die Mädchen hätten es zudem nicht nöthig, meint sie, sich mit dem Heirathen so zu beeilen; sie sollen vorderhand ihre Jugend genießen.“

„Nicht ohne! Diese Frau ist klug.“

„Der Teufel hole diese Weisheit, wenn zwei junge Leute, die sich närrisch lieb haben, deshalb unglücklich werden sollen,“ fuhr Brant auf.

„Und lassen sich die Alten nicht anderen Sinnes machen?"

„Nein."

„Aber wie motiviren sie denn das Ganze?"

„Es liegt System in ihrer Narrheit, das muß ich sagen. Sie meinen: ‚Heirathet unsere zweite Tochter zuerst, so wird der nächste Freier die Dritte und der Dritte die Vierte nehmen, und die Aelteste wird immer übrig bleiben, denn was einmal übergangen wurde, wird immer übergangen werden, und das soll nicht sein. Unsere Klara darf nicht übergangen werden. Wenigstens so lange nicht, so lange wir die elterliche Macht und Vorsorge über unsere Kinder besitzen. Sind sie einmal volljährig, so mögen sie ihr Selbstbestimmungsrecht geltend machen.'"

„Da haben sie gar nicht so unrecht — auf Ehre!"

„Ich sagte ja: Methode liegt in diesem Wahnsinn! Und da kämpfe Einer nur dagegen an!" rief Brant zornig erregt. „Das Facit ist, daß man mich damit abgespeist hat — denn vor drei Stunden brachte ich bei den Eltern Irma's meine Werbung an."

Er starrte finster vor sich hin, und es entstand eine längere Pause.

„Mir scheint, Dir geht es wirklich nahe, alter Junge," nahm dann der Offizier, der ihn aufmerksam betrachtet hatte, das Wort.

„Ich könnte weinen," murmelte Brant mit zuckenden Lippen. „Irma ist mein Leben, meine Seligkeit. Ich bin gewiß kein schlechter Mensch, aber diese Klara wünsche ich doch zu allen Teufeln!"

„Wie aber dann, wenn dieser Vorwand eben nur ein Vorwand wäre?" fragte plötzlich voll Lebhaftigkeit der Offizier. „Ich meine, wenn man Dir mit diesem Bescheid den Korb weniger empfindlich machen wollte? Künstlern und Offizieren bringt man nun einmal in wohlanständigen, soll heißen philiströsen Häusern ein Vorurtheil entgegen."

„Nein," erklärte Brant bestimmt. „Unsere Verlobung bleibt ja stillschweigend aufrecht. Auch sind Herr und Frau Keßler sehr gebildete, liberal gesinnte Leute, die in mir sowohl den Künstler, der sich eine ehrenvolle, gesicherte, gute Existenz geschaffen hat, als auch den Menschen schätzen. Sie finden mich also als Schwiegersohn ganz annehmbar."

„Ach, könnte das doch Jeder sagen!" rief Ghilany scherzend, mit komischem Armensündergesichte. „Da bin ich schon schlimmer d'ran, wie Du." Und er gedachte lächelnd einer Reihe loser Streiche, die besser ungeschehen geblieben wären.

Die Dämmerung senkte sich herab, die Gaslaternen wurden draußen angezündet, die Menschen hasteten frierend dahin, die Wagen rasselten und holperten über das Pflaster, und der zum Sturm angewachsene Wind trieb seine unheimliche Musik mit dumpfem, langgezogenem Geheule. Mit einem: „Pardon!" trat der Kellner zu dem Tischchen der beiden Freunde, entzündete die Gasflamme und schob die hellbraunen Stoffvorhänge an den Fenstern zusammen, worauf er sich eilig, wie er gekommen, entfernte.

„Das Vorurtheil ist's also nicht," sagte Brant fortfahrend. „Die Leute waren ganz ehrlich gegen mich, doch ist es immerhin möglich, daß sie durch diesen Bescheid die Echtheit und Ausdauer unserer Liebe erproben wollen. Allerdings recht bitter, eine solche Probe, und der Gedanke, vielleicht wirklich vier Jahre warten zu müssen, wenn es kein Vorwand, keine Probe, sondern der ernstgemeinte Entschluß der Eltern ist, bringt zum Verzagen. Allein es sei! Daß meine Liebe nicht auf Spekulation beruht, ist klar. Ich nähme Irma auch zum Weibe, wenn sie bettelarm wäre, mein Einkommen reicht hin, ihr ein bequemes Leben zu schaffen."

„Ei!" sagte der Offizier. „Sie ist reich? Wie viel bekommt sie denn zur Mitgift?"

„Sie, sowie ihre Schwestern, erhalten Jede ein Heirathsgut von rund hunderttausend Gulden. Die Aelteste ist sogar noch besser daran — die ist von vornherein um fünfzigtausend Gulden reicher."

„So?" meinte Rudolph mit großen Augen. „Wie kommt denn das? Vielleicht als Heilpflaster für ihre Häßlichkeit?"

„O nein! Was nützte es denn auch, da sie sich ja auf Liebe kaprizirt? Nur deshalb ist sie reicher, weil sie das Glück hatte, von ihrer Pathin zum Taufgeschenk ein Loos zu erhalten, welches im ersten Vierteljahre ihres Lebens mit dem Haupttreffer gezogen wurde. — Die Loose ihrer Schwestern sind natürlich bis zur Stunde noch nicht gezogen," setzte er grollend hinzu.

„Ein Beweis, daß das Schicksal mit dieser Erstgeborenen besonders gute Absichten hat," sagte Rudolph.

„Ja, ja," höhnte Brant voll Grimm, „die guten Absichten des liebenswürdigen Schicksals bestehen darin, daß es diese Klara zur Schicksalsgöttin ihrer Schwestern macht. Bleibt sie ledig, so —"

„Sie soll aber nicht ledig bleiben!" rief Rudolph lebhaft. „Du dauerst mich, mein Junge — ich will also Dein Retter in der Noth sein."

„Du?" fragte Karl erstaunt.

„Ja, ich," rief Ghilany voll Ueberzeugung. „Waren wir in der schönen Jugendzeit ein Herz und eine Seele, warum sollen wir's jetzt nicht sein? Nahmst Du damals die schlimmen Streiche, die ich beging, auf Dich, warum soll ich jetzt nicht für Dich die Kastanien aus dem Feuer holen? Ja, ich thu's, ich opfere mich für Dich und heirathe die Klara!"

„Was?" rief der Andere ganz perplex.

„Ich heirathe die Klara!" erklärte Ghilany kategorisch. „Nach dem, was ich von ihr gehört, muß sie ein nicht ganz

alltägliches Wesen sein, und darauf geh' ich, wie die Fliegen auf den Zucker. Selbstbewußt und stolz, muß doch etwas an ihr sein, was nicht Jeder erkennt. Ich wittere etwas Interessantes, und mein Instinkt hat mich noch nie getäuscht. Geld hat sie auch, was bei mir sehr in's Gewicht fällt, wie Du Dir denken kannst. Interesse fühle ich bereits für sie — verlieben werde ich mich wahrscheinlich auch — o, Du glaubst gar nicht, was für einen eigenthümlichen Reiz oft gerade sogenannte häßliche Mädchen haben. Und lieben wird sie mich — mein Wort darauf! Da kann's nicht fehlen. Ich habe doch schon Anderen die Köpfe verdreht, als solch' einem kleinen romantisch gesinnten Bürgermädel. Also Dir armem Manne kann geholfen werden. In drei Monaten ist Doppelhochzeit! Ist Dir's recht?"

Er streckte ihm die Hand hin.

Brant mußte lachen und schüttelte kräftig Rudolph's Hand.

„Daran erkenn' ich Dich," rief er fröhlich. „Immer das thun, was kein Anderer thut, und der Verstand läuft mit der Phantasie davon."

„Meinetwegen! Aber deshalb bin ich doch nicht abzubringen, wenn ich mich einmal für etwas in's Zeug lege."

„Das weiß ich wohl."

„Es gilt also?"

„Meinetwegen! Mir kann's recht sein!"

2.

Die Familie Keßler saß eben beim Thee, als Brant mit seinem Freunde Ghilany erschien. Die Herrschaften waren schon davon verständigt, Brant hatte sich bei seinem letzten Besuche ausdrücklich die Erlaubniß erbeten, seinen ehemaligen Kameraden von der Akademie her vorstellen zu

dürfen; Frau Keßler sah dabei von einem Anstandsbesuche ab und ließ den Offizier durch seinen Freund gleich zum Thee einladen.

Sie war eine imposante, sehr wohl erhaltene Brünette von einigen vierzig Jahren, besaß äußerst regelmäßige Züge und galt heute ebensowohl als vor zwei Jahrzehnten für eine sehr schöne, sehr liebenswürdige Dame, die ganz wohl mit ihren Töchtern in die Schranke treten konnte. Es machte ihr auch viel Vergnügen, wenn man sie — wie es allgemein geschah — für die Schwester ihrer Töchter hielt, sie ließ sich von den jungen Herren, die in's Haus kamen, auch gern den Hof machen, aber bei alledem war sie ebenso tadellos als Frau, wie sie als Gattin und Mutter vortrefflich war, die Mann und Kinder auf das Herzlichste liebte und, wenn's darauf ankam, ohne Bedenken zu Opfern fähig war. Sie lebte nur für die Ihrigen, und Alle, die ihr Haus besuchten, fühlten sich dort vom ersten Augenblicke an so wohl, als wären sie alte Freunde, so innig war bei aller Zwanglosigkeit das Zusammenleben der Familie und so herzlich die Liebenswürdigkeit derselben gegen ihre Gäste.

So begrüßte Frau Keßler auch den Offizier ohne jede Förmlichkeit wie einen alten Freund und wies ihm den Ehrenplatz an ihrer rechten Seite an. Seine andere Nachbarin war Bella, das jüngste Töchterlein, ein reizender Backfisch, brünett, feurig, quecksilbern, das verjüngte Ebenbild der Mutter. Dann kam Brant, der natürlich seine angebetete Irma in der anderen Flanke hatte. Sie war, wie Ghilany sofort bemerkte, die Einzige, die nicht in die Familie schlug — ein blondes, zierliches, pikantes Ding mit neckischen Blauaugen und einem ganz unregelmäßigen, doch allerliebsten Soubrettengesichtchen.

Ihm gegenüber saß der Herr des Hauses, ein sehr ernst aussehender Mann, hoch in den fünfziger Jahren, wenngleich sein braunes Haar noch nicht von Silberfäden durch-

zogen war. Zu seiner Linken saß die Zweitjüngste, Rosa, ihrer Schwester Bella wie ein Zwilling gleichend, nur daß ihre Gestalt weit voller war, und zu des Vaters Rechten sie, um derentwillen Ghilany gekommen war: die Erstgeborene — Klara!

Sein Eintritt, überhaupt der erste Anblick hatte sie sehr seltsam berührt und gab ihr mehr zu denken, als gut und ihr lieb war.

Er trat nach Brant ein, und sein Blick — im Nu die Tafelrunde überfliegend — schien ihr so sonderbar, gerade so, als wäre er in diesem Moment nur Auge, als sei sein ganzes Sein jetzt nur im Blicke konzentrirt. So groß schien ihr sein Auge, und so durchdringend und gespannt der Blick. Wie er im Flug von einem Antlitz zum anderen glitt, um dann an ihr haften zu bleiben. Ein Weilchen nur, doch genügte es dazu, daß sie darunter erbeben mußte. Ihr war's zu Muthe, als wäre er nur ihretwegen gekommen. Eine seltsame Betroffenheit beschlich sie, die ihr vom ersten Augenblicke an diesem Manne gegenüber die Unbefangenheit, die sie noch nie vor einem anderen Mann verloren, total benahm.

In ihrer Seele, die bisher so still gewesen, daß sie selbst keine Ahnung davon hatte, welch' tiefer Leidenschaftlichkeit sie fähig war, glomm etwas auf wie Furcht und dann wie Trotz. Es war das Weib, das sich da gegen diesen fremden Mann in ihr zur Wehre setzte und unbewußt zum Kampf entschlossen war.

Der mit duftendem Rum gewürzte Thee, die Buttersemmeln und der kalte Aufschnitt, sowie das lockere Theegebäck erhöhten noch die gute Laune, die unter der Tafelrunde herrschte, und Ghilany kam es so vor, als sei er hier mindestens schon zehn Jahre Hausfreund. So angeheimelt fühlte er sich in dieser wohligen Atmosphäre einer glücklichen Familie, die vier so schöne Frauen aufwies.

Er unterhielt sich größtentheils mit Frau Keßler, in einer Art von ausgesprochener Hofmacherei, was die lebhafte Dame vergnügt und heiter aufnahm. Er sprach sehr viel, sehr fröhlich und verstand es sehr geschickt, jeden Anlaß wahrzunehmen, ihr zarte Artigkeiten zu sagen, versäumte es auch nicht, sich den jüngeren Töchtern, die — Irma ausgenommen — ihn mit so harmloser Herzlichkeit behandelten, als wäre er ein Vetter, im schönsten Lichte eines angenehmen Gesellschafters zu zeigen, und bewies dem Herrn des Hauses gegenüber Bescheidenheit und Respekt.

Dadurch gewann er Aller Herzen. Nur Klara blieb kühl; ja, nachgerade fühlte sie sich durch die allzugroße Liebenswürdigkeit, welche er ihrer Mutter bewies, verletzt. Sie hätte es jedenfalls passender gefunden, er würde eine ganz allgemeine Unterhaltung geführt und auch sie in's Gespräch gezogen haben. So aber richtete er an sie fast nie das Wort, gleichwohl aber bemerkte sie, daß er wiederholt auf sie blickte, und dabei fiel ihr stets der seltsame Ausdruck seiner Augen auf. Es lag etwas so streng Forschendes darin, als wollte er ihr Inneres durchdringen, und dann schien es in seinen großen grauen Augensternen mit den weiten Pupillen aufzusprühen, wie eine Frage, wie ein Wunsch. Es verwirrte sie beinahe sichtlich.

Sie wollte es vermeiden, nach ihm hinzusehen, allein ein eigenthümliches Etwas zwang sie dennoch immer auf's Neue dazu, den Offizier in's Auge zu fassen, und da schien es ihr so sonderbar, daß es gerade immer dann sein mußte, wenn sein Blick auf ihr weilte. So war's denn — dachte sie — nicht eine bloße Phrase, wenn man von „magnetischem Rapport" sprach? Und dann tauchten sekundenlang Beider Blicke unwillkürlich in stummer Frage ineinander. Sie: „Was willst Du von mir?" Und er: „Warum willst Du mir's verwehren?" Und rasch wandten sie sich wieder ab.

Ihr gefiel seine Erscheinung sehr gut.

Die mittelgroße Gestalt, gedrungen und kräftig, sah so recht männlich aus, genau wie sein dunkles, hervorragende Intelligenz verrathendes Gesicht mit den leicht vorspringenden Backenknochen und der ungewöhnlich breiten und hohen Stirne, welche durch beginnenden Haarschwund noch höher schien. Ein mächtiger dunkelblonder Schnurrbart beschattete die vollen, rothen Lippen, dahinter sich sehr weiße, große, regelmäßige Zähne verbargen, und das massige Kinn verrieth große Willensfestigkeit. Im Widerspruch dazu schien ein Zug von den Nasenflügeln abwärts, der eine gewisse Schlaffheit und Müdigkeit ausdrückte — das Zeichen, viel gelebt zu haben. Doch Alles in Allem war er ein äußerst interessanter Charakterkopf. Wahrhaft schön fand Klara seine Augen, die undurchdringlich schienen und etwas Adlerartiges im Ausdruck hatten, und seine Hände, welche groß, aber von schöner Form waren. Und würde sie auch Widerwillen gegen ihn empfunden haben, so hätte sie sich gerechter Weise doch gestehen müssen, daß er — allerdings nicht in der landläufigen und in Verruf gekommenen Bedeutung des Wortes, welche stets etwas Geckenhaftes in sich schließt — ein schöner Mann sei und gefährlich. Ja, sie fühlte es immer klarer, und darum wollte sie auch auf der Hut sein.

Er wieder, der mit einem geradezu fieberhaften Interesse nach dem ersten Eindruck, welchen sie auf ihn machen würde (und darauf gab er viel), gekommen war, und sie unter den Anderen sofort herausgefunden hatte, war anfangs förmlich verblüfft, als er statt der erwarteten Häßlichkeit ein Gesicht sah, welches allerdings nicht schön, nicht anmuthig, nicht lieblich, doch nichts weniger als häßlich war.

Auf den ersten Blick sahen im Vergleich zu ihr die Schwestern allerdings bezaubernd aus mit ihren frischen, rosigen, pikanten Gesichtchen, doch Klara's Antlitz, welches

Zug für Zug dem des Vaters glich, gewann bei näherer Betrachtung ganz entschieden für Denjenigen, dessen Scharfblick verborgene Reize entdecken kann und gewillt ist, ihnen nachzuspüren und sie an's Licht hervorzuholen. Dazu gehört nur eine feinere Veranlagung. Das Auge eines Malers, der Sinn eines Dichters, wird in der Wüste ebenso gut wie in der Dämmerung eines regenschweren Tages Stimmung und Schönheit finden; so auch ein Mensch von feinem Geiste Reiz in einem Frauenantlitz, dem der Sonnenschein der Schönheit fehlt. Und ein solches Antlitz nennt man interessant. Es wiegt wahrhaftig nicht geringer als Schönheit.

Ghilany war also sehr angenehm enttäuscht. Er sah ein stilles, blasses Angesicht mit schmalen, etwas eingesunkenen Wangen, allein von Geist belebt, eine wunderschöne, weiße, gedankenvolle Stirne, ein ziemlich spitzes Kinn, darüber jedoch einen hübschen, dunkelrothen Mund, mit einem Zuge anmuthiger Lässigkeit, eine gerade, etwas lange Nase, die an der Spitze allerdings schmäler hätte sein können, reizende kleine, zart geröthete Ohrmuscheln, üppiges dunkelbraunes Haar, in genialer Wirrniß angeordnet, eine zierliche Gestalt mit zarten Rundungen, sehr weiße, glatte, etwas breite, aber hübsche Hände, und vor Allem ein Paar Augen — braun, groß, schimmernd in feuchtem Glanze und dabei doch verschleiert — Augen, so stumm beredt, so ausdrucksvoll und räthselhaft, daß er es sich nicht sagen konnte, ob es schwermüthige Sehnsucht war, die aus ihnen blickte, ob stillglühendes Verlangen nach Menschenglück und Weltlust. Und diese Augen, deren Blick er immer wieder suchen mußte, thaten es ihm an — und ihre verschleierte Stimme auch. Sie klang so angenehm und wohllautend und erinnerte ihn an die Stimme seiner todten Mutter.

— — — — — — — — — — — —

„Nun, wie hast Du sie denn gefunden?" fragte Brant, als er mit seinem Freunde wieder auf der Straße war.

„Nicht übel," sagte Rudolph lakonisch. Seine Gedanken weilten bei der vielverschrienen Häßlichkeit.

„Ei wirklich?" rief der Maler erstaunt. „Du wärst also thatsächlich im Stande, sie zu heirathen?"

„O ja."

„Na, über den Geschmack ist nicht zu streiten," erwiederte Brant. „Ich begreife nur nicht — Du warst doch sonst so wählerisch."

„Eben deshalb," versetzte Rudolph ruhig. „In diesem kalt und unschön scheinenden Mädchen wittere ich etwas ganz Besonderes — ein starkes Herz, eine glühende Seele, ein reines Gemüth."

„Hör' auf!" rief Brant ungläubig. „Das hätt' ich doch schon lange merken müssen."

„Das hättest Du auch, wenn Du nicht nur für Deine Irma, die — nebenbei gesagt — auch ganz nett ist, Augen gehabt hättest. Deshalb entging Dir Klara's Reiz. Aber sieh' Dir nur einmal ihren Mund und ihre Augen an und lausche nur auf ihre Stimme. Die bringt das Herz in Aufruhr."

„Alles in Allem bist Du also gar nicht unzufrieden?"

„O keineswegs! Im Gegentheil! Wie Du mich hier siehst, bin ich verliebt."

„Unglaublich!"

„Aber wahr. Sie hatte einen leichten Sieg. Und meine Freiheit hab' ich nun vollends satt. In vier Wochen halte ich um Klara's Hand an."

„Glück auf!"

„Und dann gibt's Doppelhochzeit — was?"

„Ach, wenn ich das hoffen dürfte!" Und Brant seufzte tief auf.

3.

Es dauerte wohl länger als vier Wochen, ehe Rudolph v. Ghilany an sein Ziel kam, doch er gelangte dazu, ehe ein Vierteljahr durch's Land gezogen war.

An ihm lag's nicht, daß sich die Sache für seine Ungeduld so in die Länge zog; daran war nur das Mädchen schuld.

Sie konnte und sie wollte nichts dagegen thun, daß er in's Haus kam, die ersten Wochen selten, dann häufiger, endlich täglich, denn Alle, die Mutter voran, schwärmten ja geradezu für ihn; doch sie selbst beobachtete ihm gegenüber eine so strenge Zurückhaltung, daß es ihm nie gelingen konnte, sie auch nur sekundenlang allein zu sprechen.

Sie fühlte es immer mehr, daß er nur ihretwegen kam, ihr Herz triumphirte auch darüber; gleichwohl aber wappnete sie dasselbe mit einem Eisenpanzer, instinktiv von dem Bestreben geleitet, ihm den Sieg recht schwer zu machen.

So gab sie sich von allem Anfang an kühl, herb, verschlossen, unzugänglich, bemühte sich sogar, recht langweilig und überaus gesetzt zu scheinen, nahm dann mit stiller Schadenfreude wahr, wie er sich manchmal geradezu entmuthigt fühlte, und verfolgte bei alledem doch nur den einen Zweck, ihn herauszufordern, damit es nur ja nicht den Anschein habe, als sei sie ihm auch nur um Haaresbreite entgegengekommen.

Die Anderen merkten nichts von diesem stummen, hartnäckigen Kampfe der Beiden; sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, auch viel zu eitel, um Klara irgendwie gefährlich zu finden, da sie die Einzige war, der er nie eine Liebenswürdigkeit, welche er für alle Anderen so überreich in Vorrath hatte, sagte. Gegen Klara befliß er sich nur jener kühlen Ehrerbietigkeit, welche ihr, als der ältesten Haustochter, die stets so ernst, gemessen und tadellos war,

bisher kein Mann versagt hatte. Daß er aber — ohne direkt nach ihr hinzuschauen — sie nicht aus dem Auge ließ, daß alle Worte, welche er an die Anderen richtete, dem Sinne nach nur ihr galten, entging ihnen Allen, und Alle freuten sich des angenehmen Hausfreundes, der seinen Witz aufbot, um ihnen Unterhaltung zu bereiten und dabei so zarte Aufmerksamkeiten und Huldigungen erwies.

Daß er sich aber oft geradezu unerträglichen Zwang auferlegte, sah nur Brant, wenn ihm seine vergötterte Irma manchmal davonlief, sei es, um irgend ein Buch zu holen, das sie entzückt, weshalb er ihr Entzücken theilen sollte, sei es, um sich ein wenig im Haushalte nützlich zu machen, und ihm so seine fünf Sinne für die Außenwelt wieder gab. Dann erkannte er auch, daß es seinem Freunde ganz fieberhaft zu Muthe, und auch seine eiserne Selbstbeherrschung an ihre Grenze gelangt sei. Und gerne — schon um seines eigenen Glückes willen — hätte er ihm beigestanden, indem er ihm ein Alleinsein mit diesem kalten, in stets sich gleich bleibender stummer Abwehr befindlichen Mädchen geschaffen hätte; aber gerade so, als ahnte sie dies, wußte sie es immer wieder zu vereiteln.

Und doch litt sie darunter, aber stärker als das Leid war ihr Stolz, ihre Grausamkeit, und eher wäre sie gestorben, ehe sie ihm eine Aussprache erleichtert hätte. Sie stellte an den Mann die Anforderung der Kühnheit, er sollte Wagemuth besitzen und offenbaren, dann sicherte sie sich von vornherein die Ebenbürtigkeit, wie es ihrer stolzen, selbstbewußten Natur entsprach, und sie konnte ihm dann dem Anscheine nach aus Gunst gewähren, wozu sie eigentlich die Liebe drängte, denn sie liebte ihn, aber sie wollte auch seiner Liebe sicher sein.

Ließ er sich also abschrecken, dann war es eben keine Liebe, was er für sie fühlte, und sie wollte sodann dem süßen Traum, den ihre Seele träumte, entsagen; ließ er

sich nicht entmuthigen, dann — nun, o dann war Alles gut, und maßlos konnten sie sich später für die ganze Pein, die sie sich trotzig auferlegt, entschädigen. Davon ging sie nicht ab — darnach regelte sie ihr Verhalten.

Er wieder war oft dem Wahnsinn nahe. Doch dieser Wahnsinn war nicht Liebe. Es war nur das wild leidenschaftliche Verlangen, das Räthsel, das ihm dieses Weib aufgab, zu lösen: ob ihre Seele wirklich kalt und hart wie ihre Rede war, ob tief und heiß, so, wie ihr Auge manchmal blickte, und doch auch weich und süß, wie es so oft ihr leises Lächeln war. O, dieses Lächeln, das verwirrte ihm vollends den Sinn. Was lag Alles darin! Die Reinheit eines Kindes und die süße Schwäche der liebenden Frau — und dann sirenenhaftes Locken und herzliche, harmlose Fröhlichkeit. Und seine Phantasie, so üppig wie selten einem Menschen eigen, schuf sich aus diesem Lächeln Bilder voll Gluth und Rausch und Seligkeit. Er mußte dieses Weib erobern, und müßte er darüber auch zu Grunde gehen!

Das war das Eine, was ihn leitete. Das Zweite, ihn nicht weniger beherrschend, war der durch Trotz noch mehr aufgestachelte Ehrgeiz, gerade hier, in diesem schwierigen Falle, seine Unwiderstehlichkeit zu beweisen. An sein in leichtsinniger Laune gegebenes Versprechen dachte er schon nicht mehr.

Er hatte nach dem ersten Besuche im Hause Keßler's, nachdem er alle Häupter der Familie mit seinem Menschenkennerblick erforscht, in einsamen Nachtstunden lange nachgedacht und reiflich überlegt, wie er sich von vornherein zu stellen habe, um sie rasch zu gewinnen. Was die Anderen anbelangte, da war er bald mit sich im Reinen, das war einfach mit Galanterie gethan; doch bei Klara hieß es anders vorgehen. Es würde freilich länger dauern, als er ursprünglich angenommen, doch um so sicherer war

der Erfolg. Gerade solche Mädchen, die durchaus erobert werden und von ihrer Seite gar kein Entgegenkommen zeigen wollen, werden durch scheinbare Kälte aus ihrer Zurückhaltung endlich doch herausgelockt.

Daran hielt er sich, allein das Mädchen ging ihm nicht in die Falle. Das stachelte ihn noch mehr auf — machte ihn manchmal unvorsichtig in seinen Blicken und Geberden, die Entmuthigung ausdrückten und zu seiner Beschämung von ihr entdeckt wurden. Ihr feines Lächeln voll spöttischer Ueberlegenheit verrieth dies, und dann glomm es in ihm wie ein Rachegelüst auf: ihren Stolz zu brechen, wenn sie ihn nicht beugen wollte und dann — erst recht den Kalten zu spielen.

Er empfand wohl die abscheuliche Unritterlichkeit dieser Vorsätze, aber er tröstete sich damit, daß kein vernünftiger Mensch mit einem Manne rechten würde, der sich in einem solchen Kampf mit einem Weibe befinde.

Es hielt ja auch nicht lange an, denn ehrlich und gerecht, wie er war, gestand er sich dann ohne Weiteres ein, daß dieses stolze Mädchen für ein solches Spiel zu ernst zu nehmen und zu gut war.

Dann glomm in seiner Seele auch etwas wie ein Funke von idealer Liebe auf, doch tolle Leidenschaft, Trotz, Ehrgeiz und Siegeslust waren zu mächtig, als daß die idealen Empfindungen hätten lange anhalten können, und immer wieder kam als Facit heraus: „Du mußt dein Ziel verfolgen, du darfst deine Taktik jetzt nicht ändern, du darfst die Geduld nicht verlieren!“ — Aber er that es doch — gezwungenermaßen, weil es der Zufall wollte.

An einem kalten, klaren, schneefreien Februartage spazierte er durch die schmale, düstere, von Menschen wimmelnde Kärntnerstraße, als er plötzlich sie, an die er immer dachte, einige kleine Päckchen in der Hand, aus

einem Kaufladen heraustretend, vor sich sah. Sie war allein.

Bei dieser unvermutheten Begegnung erbebte er und



grüßte sie in sichtbarer Verwirrung. Sie wieder erbleichte vor Schreck, faßte sich jedoch alsbald, dankte mit kurzer, kühler Kopfneigung und wollte ohne Weiteres an ihm vorüber.

Er aber, der mit einem raschen Blicke der Bewunderung

ihre elegante, in einen langen, schwarzen, reich mit Sealskin besetzten Sammetmantel gehüllte Erscheinung überflogen, bot ihr hastig seine Begleitung an, bat — ihr ebenso hastig die Päckchen aus der Hand nehmend — um die Gunst, dieselben tragen zu dürfen und hielt sich, ihr Schweigen für Zustimmung nehmend, knapp an ihrer Seite. Sie duldete das. Es wäre ja lächerlich gewesen, einen so vertrauten Freund des Hauses abzuweisen. Zudem hatte er sich ohnedies nach der Promenade sofort zu ihrer Familie begeben wollen, wie er hinzufügte. Ihre stumme Duldung war aber auch Alles, denn sprechen mochte sie kein Wort — jetzt weniger als je.

Mit geradeaus gerichtetem Blick schritt sie schnell dahin. Auch er verhielt sich eine Zeitlang schweigend, beobachtete dafür aber um so gründlicher ihr von der Winterkälte angenehm geröthetes Gesicht, das sie ihm scharf im Profil zuwandte. Es hatte einen ernsten, etwas massigen, doch angenehmen Schnitt, der entschieden nicht edel zu nennen war, aber doch interessant. Und die Sealskinkappe saß auf dem wirren braunen Haar so gut. Unbegreiflich, wo die Leute nur ihre Augen hatten, daß sie diesen ausdrucksvollen, charakteristischen Mädchenkopf häßlich fanden. Und war die schlanke, biegsame Gestalt nicht völlig tadellos? Das ging ihm klarer als je durch den Sinn, und ganz unbewußt verlieh er seinen Gedanken plötzlich Worte.

„So oft ich Sie ansehe, gnädiges Fräulein, muß ich immer darüber staunen, wie einseitig Sie von aller Welt beurtheilt werden.“

Sie wandte überrascht den Kopf nach ihm. „Wie meinen Sie das, Herr Oberlieutenant?“ fragte sie verwundert.

„Ich wollte damit nur sagen, daß Sie —“ Er unterbrach sich verlegen. Er konnte ihr doch nicht geradezu in's Gesicht sagen, daß sie allgemein für häßlich galt. Und

dann war es ihm auch äußerst peinlich, daß er — obschon unwillkürlich — seine Reserve aufgegeben hatte und nun auf bestem Weg gewesen war, ihr etwas Angenehmes zu sagen.

„Ich verstehe nicht, worauf Sie anspielen," meinte sie sichtlich befremdet.

„Es ist auch besser so," entgegnete er hastig, „und ich bitte, Fräulein, meine Worte als nicht gesprochen zu betrachten."

„Ich schlage Ihnen diese Bitte rundwegs ab, Herr Oberlieutenant," versetzte sie rasch, in bestimmtem Tone. „Es gibt für mich nichts Unerträglicheres, als Andeutungen und halbe Worte, kurz Alles, was nur irgendwie nach Unbestimmtheit und Ungewißheit aussieht. Ich liebe Wahrheit und Klarheit."

Mit seiner freien Hand, die in einem weißen, waschledernen Handschuh steckte, zerrte er an seinem Schnurrbart, der in der frostigen Kälte wie bereift schien. Doch Antwort gab er nicht. Schon darum nicht, weil ihn ihr kategorischer Ton ärgerte.

„Nun?" fragte sie nach einer Pause wieder in jenem gelassenen Tone, welchen er an ihr so gut kannte und der ihn oft rasend machte. Und da er wieder schwieg, setzte sie trocken hinzu: „Sie haben A gesagt, Sie müssen B sagen — ich fordere es mit gutem Rechte."

Er war wüthend auf Alles, was Konsequenz heißt. Weil er aus seiner Reserve herausgetreten war, mußte er noch weiter gehen! Und ja, der Standpunkt, den er so lang eingehalten und mit so starrer Hartnäckigkeit behauptet hatte, war verrückt, verloren — sie drängte ihn hinweg und war im Handumdrehen die Beherrscherin der Lage geworden. Verwünscht!

Der ungerechte Groll, der ihn plötzlich gegen sie erfüllte, trieb ihm denn auch die so entschieden geforderte Antwort

auf die Lippen. Er sagte kurz und schroff: „Nun, Fräulein, da Sie es durchaus wissen wollen, Sie gelten allgemein für häßlich."

„Das weiß ich," entgegnete sie ruhig. „Ich bin es auch. Der Spiegel lügt und schmeichelt nicht, er sagt mir's alle Tage, und oft — ja, oft hat er mich gekränkt. Nun aber, was weiter? Sie wollten ja doch noch etwas sagen?"

Das heftige Widerstreben, ihr etwas Angenehmes zu sagen, war verflogen. Das Geständniß, daß ihre Nichtschönheit sie kränkte, hatte ihm das Herz bewegt, und einem warmen Drange nachgebend, sagte er mit aufleuchtendem Blick und in lebhaftem Tone: „Sie haben durchaus keine Ursache, sich zu betrüben, Fräulein. Ich kann Sie beim besten Willen nicht häßlich finden — im Gegentheile, ich finde, daß Ihr Gesicht einen ganz eigenartigen Reiz besitzt."

Eine Freude ohne Gleichen schwellte ihr das Herz. Sie fühlte tief, daß seine Worte nichts weniger als eine galante Phrase waren und war ihm dankbar, daß er ihr dadurch die Versicherung gab, sie könne sich ohne Furcht neben ihren Schwestern sehen lassen.

Ein Abglanz dieser Freude lag in ihren schönen Augen und in dem weichen Lächeln, welches ihre etwas schmalen, aber hübsch und stolz gezeichneten Lippen umspielte.

„Wirklich?" fragte sie mit einer Naivität, die ihm um so mehr gefiel, als er sie bei diesem Mädchen, das sich sonst immer so ernst und gesetzt gab, gar nicht vermuthet hätte.

„O, ganz gewiß, Fräulein Klara. Ich werde auch sicher nicht der Einzige sein, der das findet."

„Entschieden aber der Einzige, der mir das gesagt hat," gestand sie freimüthig. „Sehen Sie, seit ich denken kann, bemühte ich mich redlich, die Eitelkeit in mir auszurotten, und ich glaube sehr, es ist nicht Eitelkeit, wenn Ihre Worte mir — angenehm sind." Sie hatte sagen wollen „mir

Freude machen," aber sie besann sich noch rechtzeitig, daß sie ja mit ihm eigentlich auf Kriegsfuß stehe, und ihm gerade, weil er angefangen hatte, seinen Hinterhalt zu verlassen, jetzt weniger als je zeigen dürfe, wie willkommen ihr das war. Um ihre Antwort noch mehr abzuschwächen, setzte sie, die Achseln zuckend, hinzu: „Mein Gott, man ist halt doch auch Weib!"

Ihre Seelen, die sich vor wenig Augenblicken noch so nah' gekommen waren, schienen nun wieder durch meilenweite Fernen getrennt.

Die weiche Anwandlung, die ihn ergriffen, verließ ihn sogleich. Er fühlte sich durch ihren Ton, mehr noch durch den Sinn ihrer Aeußerung tief verletzt. Klang es nicht, als wollte sie sagen: „Was geht's mich an, daß ich Dir gefalle? Ich will Anderen gefallen!" Und er ärgerte sich nun wüthend über seine Schwäche, biß sich in seinem Aerger heftig in die Lippen und wandelte eine gute Weile schweigend neben ihr her.

Die frühe Dämmerung des Wintertages ließ sich auf die Stadt hernieder. Das Himmelbau verblaßte immer mehr, ward grau, dann schwarz, und von dem schmalen Streifen Firmament, welches die hohe Häuserzeile sichtbar ließ, funkelten vereinsamt scheinende Sterne in zuckendem, unsicherem Lichte. Die Straßenlaternen brannten flackernd in ihrem röthlich gelben Schein und warfen auf den wenigen Stellen, wo sonst nichts Anderes leuchtete, lange, schwarze, gespenstische Schatten. Doch dort, wo sich die Kaufläden in ununterbrochener Folge aneinander reihten, wogte wie eine grellleuchtende Fluth das durch Spiegellampen reflektirte Gaslicht silbern, wie intensiver Vollmondschein, während vor dem prächtigen Marmorhause mit seinen großartigen Porzellanniederlagen die kalte, weiße, durchdringende Glanzfülle elektrischer Lampen augenblendend strahlte.

Und in all' diesem leuchtenden Glanze Tausende von

Menschen, die sich nur langsam vorwärts schieben konnten, mit Mühe Anderen, Entgegenkommenden zur Seite weichend — die Trottoirs ebenso sehr wie die asphaltirte Fahrstraße füllend, so daß die eleganten Equipagen und die flotten Fiaker nur im Schritt fahren konnten, während die schwerfälligen Omnibusse mit ihren unförmlichen Gestalten sich nur in einem wahren Schneckentempo weiter zu bewegen im Stande waren.

An ein Arm-in-Arm-Gehen war hier nicht zu denken, sonst hätte Rudolph seiner feindlichen Gefährtin unbedingt den Arm geboten. Er begnügte sich also damit, sich — je nach Umständen — knapp neben oder hinter ihr zu halten, bis sie endlich den breiteren Theil der Straße erreichten. Kaum dort angelangt, bei der finsteren, stillen Annagasse, bat er sie in ruhigem, doch sehr entschiedenem Tone, seinen Arm zu nehmen.

Sie lehnte kühl dankend ab.

Da sprach er kein weiteres Wort, er ergriff nur ihren Arm und legte ihn in seinen, dann erst sagte er in einem Tone, aus welchem mühsam unterdrückte Erregung herausklang: „Sie werden mir die Freiheit schon gestatten müssen, Fräulein. Ein junges Mädchen bedarf in dieser Stunde männlichen Schutzes.“

„Erlauben Sie, Herr Oberlieutenant,“ versetzte sie gereizt, „Sie scheinen ja zu glauben, daß ich mich nicht selbst zu schützen weiß.“

„Davon ist keine Rede!“ entgegnete er schroff. „Aber ich will durchaus nicht, daß Sie auch nur in die unangenehme Lage versetzt werden, unverschämten Blicken ausgesetzt zu sein.“

„Sie sind ja sehr besorgt um mich,“ spottete sie.

„Das bin ich jeder Dame gegenüber,“ sagte er kalt.

Sie schwieg. Er gleichfalls.

Stumm wandelten sie dahin, an der Oper vorbei, quer

über die Ringstraße, die — ihrer Breite entsprechend — noch viel mehr von Promenirenden und von dem unaufhörlichen Gerassel der in schnellem Trab dahinsausenden Gefährte und dem unermüdlichen Geklingel der Glöckchen, welche die Tramwaypferde um den Hals tragen, erfüllt war.

Beim Heinrichshof lenkte der Offizier sogleich in die stillere Operngasse ein und führte seine Dame dann an die Uferseite der Magdalenenstraße, in welcher sich das Haus ihrer Eltern befand. Von seinem Heim in der Geniekaserne knapp zehn Minuten entfernt.

Als er Klara's Arm in seinen gelegt, hatte es ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckt und eine heftige Bewegung sein ganzes Sein ergriffen. Sie zu verbergen, schlug er gegen das Mädchen den schroffen Ton an und schwieg dann ganz. Allein ein wahnsinniger Tumult tobte in seinem Innern, und nur seine eiserne Willenskraft konnte es zuwege bringen, daß er seine Nerven zwang, von Stahl zu sein, um ihr nicht durch das leiseste Beben seines Armes zu verrathen, wie ihm zu Muthe war.

Auch ihr erging es ähnlich.

Die erste Berührung mit diesem Manne — bisher hatte sie es stets mit erstaunlichem Geschick zu vermeiden gewußt, ihm die Hand zu reichen, wenn er kam und ging — durchschütterte sie vom Wirbel bis zur Zehe. Allein auch ihre Selbstbeherrschung war groß, wie seine; so zwang sie sich mit unbeugsamer Härte gegen sich selbst zur starrsten Ruhe. Aber es war ihr süß — o, so zum Sterben süß — in seinen Arm geschmiegt dahinzugehen, und bis an der Welt Ende wäre sie so mit ihm gegangen.

In ihrem Herzen schrie es plötzlich auf: „So sprich doch, Du grausamer Mann, und höre auf, uns länger noch zu quälen!“

Und dieser Schrei nach Glück vibrirte fort und unauf-

hörlich, so daß sie nahe daran war, in Thränen auszubrechen. Und sie kämpfte, kämpfte — wahnsinnig wie er — mit ihrem Stolz, mit ihrer Festigkeit und mit dem starren Trotz. So lange, bis sie sich am Ziele ihres Weges befanden.

Da drüben auf der anderen Seite lag das weitgestreckte, ein Stock hohe Haus, das ihren Eltern eigen, und darin sie lebte, seit sie den ersten Blick in diese Welt gethan.

Und da — knapp neben ihr — war das Stacket, welches das Wienufer von dem Gehweg trennte, und unten, in dem breiten, tiefen Flußbett, glänzte im bleichen Schimmer des Halbmondes das bischen Eis, welches sich aus der seichten Wasserspur des Flusses gebildet. Und darüber neigten sich auf beiden Ufern dichtes Erlengesträuch und hohe Weiden — jetzt kahl und leer wie die ganze winterliche Natur. Aber es war trotzdem ein hübsches, stimmungsvolles Bild, dieses vereiste Wässerchen in dem tiefen, stillen, dunklen Bette. Und die Häuser jenseits ragten hoch und finster in die Luft, und die verschiedenen Brückenbogen hoben sich wie hübsche Silhouetten in dem hellen Mondscheine ab. O ja, es war sehr hübsch, sehr hübsch — so traumhaft eigenartig!

Und oben in den Wohnräumen der Familie flimmerte heller Lichterglanz. Es war also wohl größere Gesellschaft da.

Ein peinvolles Unbehagen überkam Klara bei diesem Gedanken. Was hätte sie darum gegeben, mit Rudolph nun im trauten Wohngemache allein zu sein — immer, ewig! Ein leiser Seufzer entfloh ihren Lippen. Hastig löste sie ihren Arm aus seinem, dankte kurz für seine freundliche Begleitung und sprach die Hoffnung aus, er käme gleich mit hinauf.

„Nein,“ sagte er, und sein zerstreuter Blick irrte an den erleuchteten Fenstern entlang.

„Warum denn nicht?“ fragte sie enttäuscht. „Es wäre doch seit vielen Wochen der erste Abend, den Sie nicht bei uns verbrächten.“

„Es werden ihm noch mehrere folgen,“ erwiederte er halblaut, als spräche er zu sich selbst, und hielt das Gesicht noch immer abgekehrt.

Ihr Herz schlug ängstlich, bange, und eine tiefe Traurigkeit erfüllte sie mit einem Male.

„Warum nur?“ fragte sie, und ihre Stimme bebte leise.

Da wandte er ihr seinen Blick zu. So groß, so fragend, so gebieterisch zwingend waren diese Augen, daß sie bis in das Innerste erbebte. Eine Verwirrung, stürmisch süß, ergriff sie. Sie hielt seinem Blick nicht Stand, und während eine fliegende Röthe ihr Gesicht färbte, senkte sie die Lider. Sie fühlte, daß sie nun an einem Wendepunkte ihres Lebens stand.

Und wie er sie so vor sich sah — so jungfräulich und lieb in ihrer grenzenlosen Befangenheit, da packte ihn mit hinreißendem Drange das Verlangen, sie zu umfangen und ihren leise zuckenden Mund zu küssen.

Es packte ihn so ungestüm, daß er nicht widerstehen konnte. Und Alles, was er bisher so hart gegen sich selbst aufrecht gehalten, zerfiel in einem Nu, seine Arme hielten das Mädchen plötzlich umschlungen, und seine fieberheißen Lippen brannten auf den ihren. —

Eine Viertelstunde später stellte Klara zur allgemeinen Verblüffung ihren Eltern, ihren Schwestern und den Gästen, die sie oben traf, den Oberlieutenant Rudolph v. Ghilany als ihren Verlobten vor.

Nur Irma zeigte sich nicht verdutzt. Sie lächelte wie ein Schelm, und dieses Lächeln — nicht frei von großer Zufriedenheit — bedeutete: „Also doch!“

4.

„Nun stehst Du glücklich vor der Hochzeit. Ach Gott, Du mußt wohl schrecklich froh sein? Was?“ fragte Rosa ihre Schwester Irma, in deren traulichem Stübchen sie weilte.

„Da fragst Du noch?“ rief Irma lebhaft, und das helle Glück strahlte ihr aus den blauen Augen. „Ach, wenn ich daran denke, daß ich in acht Tagen seine Frau sein soll, dann glaube ich vor Freude närrisch zu werden.“

Sie überhörten dabei, daß in das anstoßende Zimmer Klara's, dessen Thüre nur leicht angelehnt war, Jemand eintrat. Klara weilte ja im Garten. Wenigstens hatten sie sie mit der Mutter vor wenigen Minuten noch dort gesehen.

„Und das verdankst Du doch nur der Klara.“

„O, nicht so ganz,“ versetzte Irma heiter.

„Wie denn? Wem sonst?“

„Nun ihm — dem Oberlieutenant nämlich.“

Etwas in ihrem Tone klang geheimnißvoll.

Das war wohl schuld daran, daß im Nebenzimmer ein jäh verblaßtes Mädchenantlitz sich in plötzlichem Schreck der Thüre zukehrte und von unbestimmter Angst ergriffen, lauschte.

Es war Klara, die, um der Mutter irgend etwas zu holen, ihr Zimmer betreten hatte.

„Ja, wie denn nur?“ hörte sie Rosa voll Neugierde fragen.

„Wirst Du es aber auch nicht weitersagen?“ forschte Irma, der das Geheimniß, das sie sechs Monate still in sich getragen, mit einem Male unbequem wurde.

„Wo denkst Du hin?“ ereiferte sich Rosa. „Ich bin diskret — o, sehr diskret.“

„Dein Wort darauf?“

„Mein Ehrenwort!!"

Das klang so feierlich und pathetisch, daß Irma nicht mehr länger zweifeln konnte. Unwillkürlich dämpfte Irma ihre Stimme herab, allein eine Person, die ihre Sinne anspannte, vermochte im Nebenzimmer jedes Wort zu hören.

„Ja, weißt Du, Rosa, es ist ganz seltsam und noch nie dagewesen — unser Fall. Sag' doch selbst, ob Du schon einmal gehört hast, daß ein Freund aus purer Gefälligkeit für den Anderen heirathet?"

Klara war es, als erstarre ihr das Blut in den Adern, so eisig kalt kroch es ihr durch das Mark. Dann überfiel sie ein furchtbarer Schwindel. Eine Wolke stieg vor ihren Augen auf, sie wankte, taumelte und wäre zu Boden gesunken, hätte sie sich nicht mit beiden Händen fest an die Tischkante angeklammert.

Der laute Schall von Rosa's Stimme brachte sie wieder zu sich.

„Aus Gefälligkeit?" hörte sie sie in erstauntem Tone fragen. „Nun, das versteh' ich aber gar nicht."

„St! Nicht so laut! Es ist doch so leicht zu verstehen," gab Irma lebhaft, in noch immer gedämpftem Tone zurück. „Rudolph und Karl sind doch die besten Freunde von Klein auf. Nun, und da der arme Karl so unglücklich war, weil der Vater so eigensinnig auf seinem nicht sehr geistreichen Prinzip besteht, daß wir schön der Reihe nach heirathen müssen, hat sich der gute Rudolph halt entschlossen, Klara zu heirathen. So steht die Sache!"

Es war heraus — sie wußte es nun — Klara.

Nur einen Augenblick empfand sie das brennende Gefühl schmachvollster Demüthigung, das ihr das Blut heiß in die Wangen trieb, und in diesem Augenblicke hätte sie sich vor sich selbst verbergen mögen. Aber dann stieg eine maßlose Entrüstung in ihr auf, in ihrer Seele tobte es und rang nach Ausbruch.

Doch sie hatte noch nicht genug gehört, es sollte noch schlimmer kommen, und es kam.

„Wie ist denn das aber auch nur menschenmöglich?" fragte Rosa aufrichtig erstaunt.

„O, unter Männern gibt es doch noch wahre Freundschaft," meinte Irma voll Ueberlegenheit. „Und dann — mein Gott, dann ist es für den Oberlieutenant ja auch nicht so bitter, sie ist ja reich, die Klara. Das spielt auch mit."

„Ach so, ja, ja, das spielt auch mit! O freilich! Nun versteh' ich schon. Aber Liebe — Liebe gar nicht dabei — nicht einmal ein bischen Liebe? Es sieht doch aus, als hätte er sie lieb?"

„O, Karl sagt, daß Rudolph wohl eine gewisse Liebe für sie fühlt, aber nicht die edle, nicht die ideale; die spielt er ihr eben nur gut vor. Das — aber hast Du nichts gehört?" unterbrach sie sich plötzlich mit fragendem Blick nach der Thüre hin.

Rosa nickte. „Ja, es war wie ein Aechzen." Und plötzlich zeigte sie sich tief erschreckt. „Um Gottes willen, es wird doch nicht —"

Sie eilte, ohne zu vollenden, zur Thüre, riß sie auf und fuhr entsetzt zurück. Irma, die ihr gefolgt war, stieß einen Schreckensruf aus. Da in dem anderen Zimmer lag Klara, hingesunken auf einen Stuhl, das Gesicht in den Händen verborgen.

In ihrem Schuldbewußtsein wagte Irma nicht, näher zu treten. Ihr Blick irrte nur voll Angst von einer Schwester zur anderen, dann schlich sie sich gedrückt in ihre Stube und zog die Thüre zu.

Während dem eilte Rosa, rasch gefaßt, auf Klara zu und berührte sie leicht an der Schulter.

„Liebe Klara," bat sie schüchtern in weichem, mitleidigem Tone.

Da richtete sich das Mädchen jäh auf. Ihr Gesicht brannte, als wäre ihr ein Schandmal aufgedrückt, doch ihr so tief in den Staub getretener Stolz bäumte sich unbändig



auf, und nichts als Empörung und Haß erfüllten ihr die Seele. Und das machte sie kalt, hart, unerbittlich.

„Geh' hinein zu ihr," befahl sie flammenden Auges, indem sie auf die Thüre deutete, hinter der Irma verschwunden war. „Geh' hinein zu ihr und sag' ihr, sie

hätte ihr Geheimniß besser wahren sollen. Sie hat sich um ihr Glück geredet!“

Rosa gehorchte zögernd.

Dann setzte Klara sich entschlossen an den Schreibtisch und schrieb an Rudolph einen Abschiedsbrief.

4.

Rudolph v. Ghilany, der den ganzen Nachmittag über einem riesigen Reißbrett gesessen hatte, vertauschte soeben die Bluse mit dem Waffenrocke, um sich zu seiner Braut zu begeben, als sein Bursche in's Zimmer trat und ihm mit freundlichem, verheißungsvollem Grinsen einen eben eingelangten Brief überreichte.

Rudolph war darüber ebenso erstaunt, als erfreut, denn der Briefe Klara's waren herzlich wenig. Sie hielt es für überflüssig, dem Verlobten zärtliche Briefe zu schreiben, da sie ihn ja täglich sah.

Ein Weilchen betrachtete er die nicht eben schönen, doch prachtvollen charakteristischen Schriftzüge auf der Adresse, dann schnitt er hastig das Couvert auf und machte sich gespannt an's Lesen.

Allein schon bei der Aufschrift erblaßte er jäh, und als er mit den wenigen Zeilen zu Ende war, sah sein Antlitz fahl und ganz verstört aus, ein heiserer Schrei entfuhr ihm und voller Wuth ließ er die geballte Hand auf den Tisch herniedersausen.

Draußen der helle Schein der ersten Maiensonne, die schon ziemlich tief im Westen stand, und weiche, dufterfüllte Luft, fröhliche Menschen, die sich des Frühlings freuten, und in dem Garten der Kriegsschule, die er von dem Fenster seiner Kasernenwohnung aus übersah, alle Bäume bedeckt mit dem ersten jungen Grün und mit knospender Blüthenfülle — ein heiteres, liebliches Bild!

Doch er sah nichts davon.

Kerzengerade stand er mitten im Zimmer, welches mit der ärmlichen Eleganz, die sich ein nur auf seine Gage angewiesener Offizier gönnen kann, möblirt war, und starrte finster vor sich hin auf einen Fleck der wollenen Decke, welche sein Eisenbett bedeckte.

Er konnte es nicht fassen und glaubte, einen bösen Traum zu träumen. Und es war doch kein Traum! Dort lag der unheilvolle Brief, der ihn so jäh, so unerwartet und so grausam aus allen seinen Himmeln gerissen hatte.

Mechanisch griff er abermals darnach und las ihn wieder. Aber es war doch so, wie er vorhin gelesen — so kurz, so klar, so unerbittlich wahr:

„Herr Oberlieutenant!

Mir kam zu Ohren, was Sie eigentlich bewog, sich um mich zu bemühen. Sie werden es demnach begreiflich finden, daß ich darauf verzichte, aus Gefälligkeit für Ihren Freund geheirathet zu werden. Ich nehme hiermit mein Wort zurück und erwarte von Ihnen nur noch das Eine, daß Sie jeden Schritt zu einer Annäherung unterlassen werden, denn was Sie auch thun wollten, um mich von der Aufrichtigkeit Ihrer Gefühle zu überzeugen — ich würde in Allem immer nur eine Fortsetzung der unwürdigen Komödie sehen, die Sie mir bisher so meisterhaft vorgespielt haben.

Klara Keßler."

Das war Alles.

Seine Wuth wich einem Gefühle tiefster, peinvollster Demüthigung, brennendster Scham.

Ein Weib wagte es, ihm derart zu kommen, sein Selbstbewußtsein, seine Eitelkeit so tief zu beugen!

Aber dann imponirte ihm wider Willen die kalte Entschlossenheit, die unbeugsame Willensfestigkeit, die aus ihren Zeilen sprach.

Und dennoch! Es war ungerecht, schroff, es war

brutal, so ohne Weiteres über ihn hinweg so einfach zur Tagesordnung überzugehen: „Du hast mich getäuscht — ich streiche Dich demnach aus meinem Leben — Du bist nicht mehr.“ Und es war mehr als stolz — es war hochfahrend, ihm da zu sagen: „Ich nehme mein Wort zurück,“ wo jede Andere gesagt haben würde: „Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück.“ Als ob er selbst denn dabei gar nicht in Betracht käme! Und keine Rechtfertigung wollte sie annehmen — keine! Jeden Rückweg schnitt sie ab, sich selbst so gut, wie ihm.

Es empörte ihn auf's Tiefste, daß sie ihn ungehört verdammte, und daß es ihr so leicht fiel, sich von ihm loszusagen, sie, die ihn bei aller Kühlheit, die sie heuchelte, bei aller Scheu vor sich selbst und bei allem Stolz so leidenschaftlich liebte. Das hätten ihm ihre Augen stets auf's Neue verrathen, und ihre Küsse — jene seltenen Küsse, die sie ihm freiwillig gegeben, und das traute „Du“, das, wenn sie es zu ihm sagte, so eigenartig und ganz unnachahmlich klang, als hätte sie eine ganze Welt von Gefühlen hineingelegt.

Und das Alles sollte nun zu Ende sein? Unwiderruflich? — Nein!

Eine liebende Frau verzeiht so Vieles — Alles — viel Schlimmeres als das, was er sich ihr gegenüber zu Schulden hatte kommen lassen zu einer Zeit, wo er sie noch nicht kannte. O ja, sie hatte Recht, es war ein leichtfertiges Spiel, was er damals gedankenlos, in übermüthiger Laune unternommen. Doch wer weiß, ob er es auch wirklich durchgeführt hätte, wenn er sich nicht von ihr gefesselt gefühlt haben würde. Und wenn das Verlangen, das sie ihm von allem Anfang an einflößte, und das zur flammenden Leidenschaft geworden war, bisher nur ein Sinnesrausch gewesen war, so kam nun auch das Seelische hinzu, jetzt, da er sie verloren hatte, und er fühlte urplötzlich

mit Allgewalt, daß er sie liebe, und daß es ohne sie für ihn kein Glück auf dieser Erde gäbe.

Das trieb ihn auf und hin zu ihr. Nicht als ein Schuldiger, der sich zu ihren Füßen Vergebung erflehen wollte; nein, nur als Mann, der sich das Weib, das seinem Herzen Alles ist, erkämpfen will.

Daneben hatte der aufgestiegene wilde Zorn, welcher ihn gegen Brant erfüllte, der wie ein altes Weib geplaudert hatte, nicht mehr Raum.

Und er ging hin zu Klara. Er traf sie im Familienkreise beim Nachmittagskaffee.

Ghilany sah sogleich, daß Irma stark verweint war, die jüngsten Schwestern kleinlaut und befangen, die Eltern stumm und erbittert schienen, und Klara still und kalt, als wäre sie entschlossen, allen Stürmen Stand zu halten, dasaß.

Es war also sehr stürmisch und erregt an diesem Tage zugegangen; das erkannte er sofort.

Irma, deren Trauung durch Klara's plötzlichen Verlobungsbruch sehr in Frage stand, hatte tapfer um ihr Glück gekämpft, gebeten und geweint, und Klara, die sofort nach Absendung des Briefes an Rudolph ihren Eltern Mittheilung von ihrer aufgehobenen Verlobung gemacht, war allem Zureden derselben gegenüber taub geblieben und hatte starr auf ihrem „Nein" bestanden und den Eltern dasselbe erklärt, was sie ihrem Bräutigam geschrieben hatte.

Und nun erschien er selbst — bleich, ernst, entschlossen. Die Befremdung war allgemein, am meisten betroffen fühlte sich Klara. Das hatte sie nicht erwartet, allein sie mochte wollen oder nicht — es gefiel ihr, es sah so echt männlich aus. Ihr gekränktes, tief verwundetes Herz durchzuckte ein jähes Gefühl, halb Freude, halb Genugthuung, und niemals früher hatte sie so tief empfunden, wie unbeschreib-

lich sie diesen Mann, von dem sie gleichwohl nichts mehr wissen wollte, liebte. Ihr war es, als verlöre sie auf einmal jeden Halt; die Schmach, die sie empfunden, als sie hören mußte, weshalb er in das Haus gekommen, weshalb und wie er sich ihres Herzens bemächtigt hatte, lebte wieder in qualvoller Stärke, sie fast erdrückend, auf, so daß sie am liebsten vor sich selbst geflohen wäre, und hilflos in ihrer Qual fühlte sie, daß Thränen sie im Halse würgten.

Und dabei sah sie, wie sein Blick sie suchte. Wie zwingend dieser Blick war und doch wie vorwurfsvoll und leiderfüllt. Und: „Das ist nicht Komödie," rief es in ihrem Herzen, „das ist der Liebe Blick, aus dem der Liebe Weh spricht. — Und es ist doch Komödie," sprach etwas Anderes in ihr, „Komödie und nur Komödie!"

Während sie so mit sich im Kampfe lag, begrüßte Rudolph die Eltern und Schwestern und sagte einfach: „Verzeihung, daß ich unwillkommen erscheine, allein ich fand es nothwendig, ein letztes Mal mit meiner —" er zögerte einen Augenblick, setzte dann aber doch in bestimmtem Tone hinzu: „mit meiner Braut zu sprechen."

„Das ist vorbei," sagte Klara, in der die härteren Gefühle siegten, kalt, indem sie ihn fest ansah.

„O nein, Klara, da irrst Du sehr," erwiederte Rudolph ruhig. „Mit Deiner Einwilligung haben wir uns verlobt, mit meiner Einwilligung sollen wir uns, wenn es durchaus sein muß, trennen. Einen so schnöden Bruch, wie Du ihn beabsichtigtest, nehme ich nicht hin, es sei denn, daß Du Dich damit zugleich um meine Achtung bringen willst. Denn ungehört verdammen ist ein unwürdiges Vorgehen. Es sieht zu sehr nach Feigheit und bösem Willen aus, und das traue ich Dir nicht zu. Ich muß also auf meiner Rechtfertigung bestehen."

„Ich stimme Dir vollständig bei," nahm Vater Keßler,

der den zukünftigen Schwiegersohn seit der Verlobung duzte, das Wort. Indem er alle Anderen durch einen Wink hieß, das Zimmer zu verlassen, setzte er hinzu: „Bring' mir das Mädel zur Vernunft zurück. Ich schätze Dich als einen Ehrenmann und bin vollkommen überzeugt, daß hier ein Mißverständniß zu Grunde liegt. — Und Du," wandte er sich an Klara, „bedenke, daß er sich vor Dir gedemüthigt hat, indem er gekommen ist. Das spricht mehr als alles Andere dafür, daß er Dich liebt. Und bedenke dann auch, daß nicht nur sein und Dein Glück von Deinem Entschlusse abhängt. Denk' auch an Deine Schwester und ihren Bräutigam. Strafe haben Beide verdient, weil sie geschwatzt haben, aber zu hart soll die Strafe doch nicht sein. Und willst Du durchaus nicht auf mich und Rudolph hören, so sollst Du nur gleich wissen daß ich von meinem Prinzip doch nun abgehen und die Irma, wenn auch nicht, wie es bestimmt war, in acht Tagen, aber doch in einem halben Jahre heirathen lassen werde ohne weitere Rücksicht auf Dich. — So, jetzt kennst Du meine Meinung und — sei gescheidt."

Damit ließ er die Beiden allein.

Sie stand ihm wie eine Feindin gegenüber. Er sah ihr fest in's Auge.

„Ich will nicht davon reden, daß Du mir weh gethan hast, Klara," hub er nach längerer Pause, da er vergeblich auf ein Wort von ihr gewartet, an, „doch fragen muß ich Dich, ob ich Dir durch mein Verhalten als Verlobter jemals ein Recht gegeben habe, mich auf so unwürdige Weise zu verabschieden?"

Sie wendete das Gesicht zur Seite und schwieg.

„Ich will Dich gegen Deinen Willen nicht halten," begann er abermals, „und nicht auf Deinem Wort und meinem Recht bestehen, aber —" er unterbrach sich, um ihr nicht zu viel zu sagen; ihr stummer Trotz brachte ihn auf.

„Wahr ist's, was Dir durch abscheulichen Tratsch zu Ohren kam," sprach er fest weiter, „und Du hast ein Recht, darüber aufgebracht zu sein. Aber bedenke nur, daß ich Dich damals gar nicht kannte und noch weniger eine Ahnung von Deinem wahren Wesen hatte. Man schilderte Dich mir in übertriebener, ungerechter Weise und stellte Dich als einziges Hinderniß bei einem Herzensbund hin, man klagte, war entmuthigt und verzweifelt, und da — da kam mir — blasirt von leichten Liebessiegen, wie ich es damals war — der tolle Einfall, mich für meinen Freund zu opfern, zumal — ja, auch das sei Dir gesagt — zumal das Opfer meiner Freiheit, die mir schon manchmal lästig war, mir auch materielle Vortheile verhieß. Wir Offiziere müssen Frauen mit Vermögen haben, wenn wir selbst keines besitzen. So schien es mir sehr leicht und angenehm, für meinen Freund in die Bresche zu springen. Das gebe ich Alles zu, allein ich rechnete auch mit der Verschwiegenheit meines Freundes, und wenn er ehrlich ist, so muß er gestehen, daß ich schon nach dem ersten Besuche bei euch in Dich verliebt war. Klara, zweifelst Du noch länger an mir?" fragte er bebenden Tones nach sekundenlanger Pause, da sie abermals schwieg.

„Muß ich es nicht?" fragte sie herb. „Was ich heute gelitten habe, das wiegt Jahre voll Schmerzen und Verzweiflung auf. Und doch — o ja, in den Schmerz hätte ich mich hinein gefunden und ihn getragen, doch in die Scham und Schande nicht, und ich mag es nehmen, wie ich will — ob Du mich nun auch in Wahrheit liebst — ich seh' in Allem, was Du sprichst und thust, doch immer nur Kömödie und stände vor den Anderen doch immer nur als die Bethörte da, als die nur aus Gefälligkeit Geheirathete. Das läßt aber mein Stolz nicht zu. Nein, lieber sterben!"

„Liebe hat keinen Stolz, Du siehst es an mir," wandte

er bitter lächelnd ein. „Du schlugst heut' meinen Stolz zu Boden, und ohne Stolz steh' ich vor Dir — ein Mann, der nichts besitzt, als nur ein Herz voll Liebe, aber auch voll Furcht, Dich zu verlieren. Klara, glaubst Du mir das?"

Er trat ihr näher und wollte mit flehendem Blicke ihre Hand erfassen. Aber sie verschränkte die Hände, trat einen Schritt zurück und sprach ein lautes, herbes: „Nein!"

Er fuhr zurück, als hätte er einen Schlag erhalten. Sein Antlitz wurde kreideweiß, seine Augen groß und flammend, die Nasenflügel bebten, in den Mundwinkeln zuckte es unheilvoll, und schwer ging sein Athem.

„Ist das Dein letztes Wort?" fragte er gepreßt.

Sie sah ein, daß sie zu weit gegangen war; es wurde ihr bange und that ihr leid. Aber der Gedanke, daß sie nur Wiedervergeltung für eine noch viel größere Demüthigung übte, machte sie stark.

„Mein letztes," sagte sie kalt und maß ihn mit festem Blicke.

Einen Moment sah es aus, als sei er im Begriffe, etwas Schreckliches zu thun. Doch er faßte sich mit übermenschlicher Willenskraft.

„Es ist gut," sagte er mit unnatürlicher Ruhe. „Leb' wohl!" Er griff nach seiner Mütze, verbeugte sich leicht vor dem Mädchen und ging mit festen Schritten aus dem Zimmer.

Sie sah ihm nach. Ihr schien es, als zögerte er für die Dauer eines Athemzuges auf der Schwelle, so, als erwarte er, sie würde ihn zurückrufen.

Aber sie that es nicht. In tiefster Erbitterung preßte sie die Lippen aufeinander und sah mit starren, finsteren Blicken auf den, der sich entfernte.

Die Thür fiel in's Schloß. Sie stand noch immer regungslos da. Erst als sie auch die Wohnungsthüre sich öffnen und schließen hörte, kam Leben in sie.

Sie stürzte in wahnsinniger Hast vor, als wollte sie dem, der soeben für immer gegangen, nacheilen. Doch bei der Thüre sank sie mit einem Aufschrei in die Kniee, schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte fassungslos.

„Ich war es mir selbst schuldig, und doch — und doch —"

Sie wußte nun, daß sie das elendeste Geschöpf auf Erden war.

5.

Frühling und Sommer waren vergangen, und nun war der Herbst da, ein nasser, kalter, stürmischer Herbst, der trostlos auf die Gemüther wirkte.

Im Hause Keßler aber verspürte man wenig davon; da wurde zur Hochzeit gerüstet, da herrschte Freude und Jubel. Noch vierundzwanzig Stunden, und aus Fräulein Irma Keßler wurde Frau Brant.

O, wie ihr das zu Kopfe stieg! Sie konnte sich kaum fassen vor närrischer Freude und Schelmerei. Und diese Schelmerei bekam Niemand mehr zu fühlen, als Klara, die lustig und guter Dinge wie die Anderen schien, obwohl sie am liebsten geweint hätte.

Sie war keine sentimentale Natur, sie überließ sich dennoch nicht dem Schmerze um ihr verlorenes Liebesglück, trachtete im Gegentheile mit aller Stärke ihrer Seele jede weiche Regung, jede holde Erinnerung und jeden süßen Wunsch zu bannen und sich mit ihrem freudlosen Geschick zu versöhnen. Aber bei alledem konnte sie es doch nicht hindern, daß sie oft Anfälle von stiller, trostloser Verzweiflung hatte und in solchen Stunden unausgesetzt an Selbstmord dachte.

Sie wußte schon seit Langem — seit jenem Augenblicke, da Rudolph von ihr gegangen — daß seine Liebe nicht Komödie gewesen war, und ihre Schuld brachte sie zur Verzweiflung, die Schuld, die sie in jenem Augenblicke

auf sich geladen, als sie seinem Flehen gegenüber taub blieb und seine Demüthigung mit beleidigendem Unglauben lohnte. Sie wußte, daß sie ihm geboten hatte, was auch das geliebteste Weib dem Manne nicht bieten darf — das schied sie von ihm unwiderruflich! Das brachte sie um den Verstand.

Tausendmal war sie daran gewesen, sich aufzuraffen, zu ihm zu gehen, ihm auf den Knieen Abbitte zu leisten und ihn anzuflehen: „Wenn Du mich noch liebst, noch willst, so nimm mich hin!" — allein in feiger Furcht schauderte sie jedesmal davor zurück. Wenn er sie von sich stieße, wie sie ihn von sich gestoßen? Wenn auch er Wiedervergeltung üben sollte? — O nein, nein! Lieber sterben, als sich dem aussetzen. Und die Verzagtheit kam dann über sie, und trüb, grau, trostlos schien ihr Alles und gänzlich, gänzlich hoffnungslos.

Ihre starke Natur überwand immer wieder diese Anwandlungen von Schwäche; dann kam sie zur Erkenntniß, daß alle Qualen, die sie litt, nur gerechte Strafe waren für ihren Hochmuth, ihre Rachgier, ihren Mangel an Nachsicht. Und so lebte sie fortwährend in diesem hartnäckigen inneren Kampfe, der auf die Dauer ihre Kräfte aufrieb, ihre Seele und ihre Nerven zerrüttete.

Die Wände ihres Zimmers hätten — wenn sie sich allein zu Hause wußte — manches Traurige davon erzählen können. Wie sie vor sich hinstarrte, lange, unermüdlich, mit düsterem, erloschenem Blick, und dann plötzlich emporsprang und hin und her durch's Zimmer lief, auf und ab, auf und ab und immer schneller und schneller, wie ein gefangenes, wildes Thier, das ausbrechen will aus seinem Käfig! Und dabei sprühte es aus ihren Augen wie der Wahnsinn, in allen Gliedern riß und zuckte es, ihr Herz schlug schmerzhaft schnell, und laut und keuchend ging ihr Athem, und sie weinte, schluchzte, rang die Hände und fiel oft ganz erschöpft zusammen.

Das wußte Niemand. Man sah nur, daß sie manchmal finster dreinsah, stiller, ruhiger und blässer als früher war und mager wurde.

„Sie kränkt sich doch," sagte man sich dann und berieth, was mit ihr zu thun sei. Am besten Luftveränderung, Reisen! Ja, das sollte sein — nach Irma's Hochzeit.

Und Irma, die davon auch hörte, lachte still in sich hinein. O, sie wußte warum. Sie wußte, daß die Sache auf gutem Wege stand.

Hatte sie der Schwester Glück vernichtet, so mußte sie es auch wieder aufbauen — sie und Karl, das hatte sie schon vor Langem erkannt und darnach gehandelt.

Ihr Karl war wohl sehr erzürnt gewesen, als er vor allen Anderen durch Rudolph, der gleich von Klara weg zu ihm ging, ihn zur Verantwortung zu ziehen, erfuhr, was Irma durch ihren Klatsch angerichtet hatte. Daß er selbst damals, als er mit dem Freunde im Kaffeehause die verhängnißvolle Unterredung hatte, in seiner glücklichen Hoffnungsfreudigkeit dem Bräutchen Alles erzählt hatte, um ihr Muth zu machen, war zu entschuldigen, das sah Rudolph bald selbst ein und versöhnte sich wieder mit dem Freunde. Der wieder verzieh auch seinem ohnedies genug gestraften Bräutchen, fügte sich seufzend, schweren Herzens in den bitteren Aufschub der Hochzeit, ging aber um so bereitwilliger auf Irma's Begehren, Klara mit Rudolph zu versöhnen ein, als er sich dazu gleichfalls verpflichtet fühlte.

Und während Irma ihre Schwester „in die Arbeit nahm," besorgte er dieses edle Friedenswerk mit gleicher Zähigkeit und Ausdauer bei Rudolph. Doch der hatte einen harten Kopf und wollte nichts davon wissen.

„Sie muß zu mir kommen," hatte er nur stets zur Antwort und immer voller Groll. „Sie muß kommen, sie muß sich demüthigen, und dann werde ich es mir noch sehr überlegen, ob ich ihr verzeihen darf. O ja, ich hab' sie

lieb, und ich leide unter meinem Geschick, aber ich gebe nicht nach. Das kann — das darf ich jetzt als Mann nicht mehr. Laß mich also ungeschoren — es hilft Dir Alles nichts!"

Diese Botschaft, die sich immer gleich blieb, war doch unmöglich darnach geschaffen, daß sie Klara hinterbracht werden konnte. Daher bestrebte sich Irma nur, die Schwester zu bewegen, den ersten Schritt zu thun, ihm in versöhnlichem Sinne zu schreiben. Doch erntete sie lange nur Mißerfolge und murrte alsdann über Klara's harten Kopf. In Wahrheit war es aber doch nur Furcht und Feigheit von Klara.

Da verfiel denn Irma auf ein anderes Auskunftsmittel, und Karl half dabei. Er hatte seine Sache schon besorgt, als er am Vorabend der Hochzeit zu seiner Braut kam, und diese that's vor dem Zubettegehen, indem sie Klara gar beweglich bat, sie am Hochzeitsmorgen in aller Frühe in die Kirche zur Beichte zu begleiten. Es bange ihr so sehr davor, gerade zu dieser Beichte am Hochzeitsmorgen allein zu gehen, und sie wolle nicht die Mutter, auch keine andere der Schwestern, sondern nur die Aelteste mithaben.

Diese sagte ganz ahnungslos zu. Sie fand zwar Irma's Begehren kindisch, doch eben deshalb rührte es sie.

Kurz nach sechs Uhr früh, da Alles noch in nächtlichem Dunkel lag, verließen die Schwestern, warm in lange Pelzmäntel gehüllt, das elterliche Haus und fanden die Straßen mit dem ersten Schnee bedeckt. Jede zweite Straßenlaterne brannte, warf ihr flackerndes, röthliches Licht in kleinem Umkreise umher und zeichnete von den Vorübergehenden furchtbar lange Schatten. Die Luft war feucht, von dem weichen Wohlgeruche frischen Schnee's erfüllt, und Alles war noch so ruhig und friedlich wie in nachtschlafender Zeit. Nur Bäckerjungen, Milchträgerinnen und Dienstmädchen huschten eilends dahin. Kein Wagengerassel, kein Pferdebahngeklingel — ach, es war so hübsch,

dieser erste Wintermorgen! — Ueber ihn schwärmend ging Irma Arm in Arm mit ihrer Schwester zur Kirche. Auch diese lag noch im Dunkel, welches durch die einzige Laterne, die brennend vor dem hohen Thore stand, um so wirksamer war.

Zwei alte Bettlerinnen kauerten trotz der frühen Stunde, Gebete murmelnd, den Rosenkranz in den welken Händen drehend, in der Vorhalle des Gotteshauses, neigten demüthig die weißen Häupter, als sie die eleganten Damen eintreten sahen, harrten auf Almosen, dankten mit lautem: „Vergelt's Gott — vergelt's Gott!" und murmelten ihre Vaterunser weiter. Das Innere der Kirche selbst lag in schwarzem Düster da. Nur auf dem Hochaltar warfen einige hohe Wachskerzen ihr unsicheres falbes Licht auf kurze Entfernung hin, und das blutrothe Licht der ewigen Lampe vermählte sich mit ihrem Scheine.

Ein junger Priester las eine stille Messe, und in den vordersten Bänken knieten etliche alte Weiber und Männer.

Die Beichtstühle waren noch leer.

Von heiligem Schauer angeflogen betrat Irma das Gotteshaus, während Klara ihr gleichmüthig folgte. Doch kaum hatte sie drei Schitte gethan, als sich seitwärts aus dem Dunkel zwei Gestalten loslösten, von denen eine auf Irma zuging, die andere vor ihr stehen blieb.

Und trotz der Dunkelheit erkannte sie den, der vor ihr stand. Ihr laut aufschlagendes Herz sagte ihr, wer es war. Sie starrte ihn an, als sähe sie ein Gespenst.

Und dann — sie wußte nicht, was sie that, aber sie fühlte sich plötzlich an seiner Brust liegen und leise aufschluchzend ihr Antlitz auf seiner Schulter geborgen. *)

Es war heiliger Boden, worauf sie sich wiedergefunden, und Gott segnete ihren Bund.

*) Siehe das Titelbild.

Das Wiedersehen.

Humoreske von **Franz Wichmann.**

(Nachdruck verboten.)

In aller Frühe war Frau Fanny Koller schon in der Küche thätig. Sie meinte, es müsse der wundersamste Tag ihres Lebens werden. Wie dankbar sie ihrem Gatten war! Er war doch ein guter Mann, daß er ihr diese Freude gemacht hatte.

Doktor Titus Halm — wie schön der Name klang! Er übte noch dieselbe Wirkung wie einst auf sie aus. Und immer wieder sagte sie ihn unbewußt halblaut vor sich hin, so daß das neue Dienstmädchen verwundert aufschaute.

„Doktor Titus Halm!" — Ihr Mann, Friedrich Koller, war doch immerhin nur ein einfacher Gutsbesitzer — ohne jeden Titel. Und heute sollte der Doktor kommen zu einem kurzen Besuche; zum ersten Male nach acht Jahren sollte sie ihn wiedersehen!

Ihr Gatte kannte ihn noch nicht. Aber um so mehr hatte sie ihm von Titus erzählt. War er doch ihr stiller Anbeter in der Tanzstunde gewesen, der sie und ihre Mutter mit rührender Gewissenhaftigkeit jeden Abend nach Hause begleitete. Während ihres Brautstandes hatte sie Fritz nichts davon gesagt, aber im ersten Jahre der Ehe, als es einmal zu gegenseitigen Beichten und Geständnissen gekommen war, und ihr der Gatte allerlei tolle Jugendstreiche erzählt hatte, da hatte sie auch nicht länger schweigen

können. War es doch die einzige schöne Erinnerung ihrer sonst still und zurückgezogen verlebten Jugendzeit. Der flachsköpfige Student mit den wasserblauen Augen und dem schwachen Bartanflug auf der Oberlippe war nie aus ihrem Gedächtniß gewichen. Ganz deutlich konnte sie sich ihn noch vorstellen. Ein ganzes Jahr lang, während er in Heidelberg Philologie studirte, hatte sie ihn gekannt; auch als die Tanzstunde vorüber war, hatten sie sich noch öfter getroffen. Und seither war der Briefwechsel — außer in der ersten Zeit ihrer Ehe, bis Fanny's Mann davon wußte — nie ganz eingeschlafen. Aber dann hatte dieser selbst die Fortsetzung erlaubt, und Niemand war entzückter, als der ferne Doktor in Hinterpommern, als er wieder alle Vierteljahr eine lange Epistel senden durfte, die seine bescheidenen Verhältnisse schilderte. Er war schon seit Jahren Lehrer an einem kleinen Gymnasium, aber das Gehalt war gering und an's Heirathen vermochte er nicht zu denken.

Diese ziemlich aussichtslose Zukunft war es wohl auch gewesen, die ihm als Student den Muth benommen hatte, Fanny jemals eine wirkliche Liebeserklärung zu machen. Sie hatte eine Zeitlang darauf gewartet, obwohl sie wußte, daß es ihre Eltern nie zugeben würden. Aber da nichts erfolgte, verlor sie selbst die Stimmung, die ihr ein „Ja" in den Mund gelegt haben würde, und mit der Zeit ging die jugendliche Schwärmerei in ein stilles Verhältniß über, das nur die Gewohnheit heiligte.

Erst die Entfernung hatte den Doktor Halm ihr wieder näher gebracht. Während der jahrelangen Trennung bildete sie sich aus Titus Halm ein Ideal. In stillen Stunden stellte sie Vergleiche an zwischen diesem und dem eigenen Manne, und manchmal glaubte sie, daß sie zu des Letzteren Ungunsten ausfielen. Und immer stärker war der Wunsch in ihr geworden, den ehemaligen Anbeter noch einmal wiederzusehen.

Da waren ihr Zufall und Schicksal unerwartet entgegengekommen. Titus Halm hatte eine kleine Erbschaft gemacht, und in der Freude seines Herzens beschloß er, eine Reise nach dem Süden zu unternehmen, die Stätten seines Studentenlebens noch einmal zu besuchen und auch den Abstecher nach Eldingen nicht zu scheuen, wo Fanny seit vier Jahren an der Seite ihres Gatten auf einem Gute am schönen Bodensee lebte. Vorsichtige Anfragen und Andeutungen waren eine Zeitlang immer in seinen Briefen wiedergekehrt, bis er endlich den Wunsch zu äußern wagte, sie wiederzusehen.

Mit klopfendem Herzen hatte die junge Frau ihrem Fritz den Brief gezeigt. Und der Gatte hatte lächelnd seine Zustimmung gegeben.

Seitdem war Fanny nicht mehr aus der Aufregung herausgekommen, bis der heutige Tag erschien. Die kleine Frau schien zu wachsen in dem stolzen Bewußtsein, einmal von einem Gelehrten, einem wirklichen Doktor, heimlich geliebt worden zu sein. Fritz Koller bemerkte es wohl, hütete sich aber, etwas darüber zu sagen, und sah mit stillvergnügtem Lächeln die Stunde herankommen, in der Fanny ihr Ideal wiedersehen sollte.

Seit zehn Tagen schon befand sich Doktor Titus Halm auf der Reise, auf der er alle Stätten einstiger Erinnerungen wieder besucht hatte. Von Zeit zu Zeit hatte er eine Postkarte gesandt, die sein Näherkommen anzeigte. Fanny's einzige Sorge war, daß sein Aufenthalt allzu rasch vorübergehen möchte — mindestens eine Woche mußte er bleiben. Dann wollte sie ihm alle die Schönheiten von Eldingen zeigen, die schattenkühlen Waldberge, den herrlichen See, die Fernsicht von den Höhen, an denen ihre ganze Seele hing. Auch ihr Gatte war ja ein begeisterter Naturfreund, aber noch ganz anders mußte sich doch das Alles in den Augen eines Doktors ausnehmen.

Die junge Frau zitterte vor Aufregung, je näher die Stunde kam, da das Dampfschiff ihn bringen sollte. Ihr Gatte hatte seit einiger Zeit täglich die Züge des Doktors an einer Photographie studiren müssen, die in ihrem Album einen besonderen Ehrenplatz einnahm. Er mußte sich das etwas unklare Gesicht einprägen, um ihn mit Sicherheit zu erkennen, denn er allein sollte ihn am Schiffe abholen. Es machte sich feierlicher und schöner, wenn sie ihn daheim in aller Würde ihrer Häuslichkeit empfing.

Vor einer Viertelstunde war Fritz gegangen, den ersehnten Gast einzuholen, und jeden Augenblick konnten die Beiden zurückkehren. Das neue Mädchen, Gustel, das erst seit einigen Tagen im Dienste war, hatte schwere Stunden zu überstehen; sie mußte als Blitzableiter für die heftigen Gefühle Fanny's dienen.

Freilich war es Frau Fanny nicht zu verargen, wenn sie bisweilen die Geduld mit dieser ländlichen Schönen verlor. Hatte doch Gustel die Eigenthümlichkeit, stets den Herd zu überheizen, die Suppe zu versalzen, die Kartoffeln zerkochen zu lassen, das Geschirr an den Boden zu werfen und mit schmutzigen Schuhen die eben geputzten Zimmer zu betreten.

Eben gab es neuen Verdruß. Frau Fanny schmückte das Wohnzimmer mit frischen, blühenden Blumen. Gustel mußte sie aus dem Garten holen und vergaß, wie gewöhnlich, sich draußen die Schuhe zu reinigen. Breite, schwarze Stapfen zogen sich durch das frisch geputzte Zimmer. Ein Donnerwetter entlud sich über dem schuldigen Haupte des Mädchens, während Fanny die Blumen in den Vasen vertheilte.

„So, jetzt ist's genug," schloß sie, „jetzt geh' hinaus in die Küche und sieh nach den Kartoffeln."

Gesenkten Hauptes verließ Gustel das Zimmer. An der Schwelle entstand ein gewaltiger Lärm. Verwun-

dert wandte die junge Frau sich um: „Was thust Du, Gustel?"

„Die Füße putzen, gnädige Frau."

„Was, wenn Du aus dem Zimmer hinausgehst?"

„Sie haben doch gesagt, ich solle mir immer die Füße putzen," erwiederte Gustel weinerlich.

„Wenn Du in's Zimmer hereinkommst, aber doch nicht, wenn Du hinausgehst! Nein, da hört Alles auf! Du bist doch die dümmste Gans, die mir jemals vorgekommen ist!"

Sie hatte die Thür aufgerissen, um sich selbst von dem falsch angebrachten Eifer des Mädchens zu überzeugen.

Entsetzt prallte sie zurück. Ihre Worte waren einem Fremden in's Gesicht gefahren. In der geöffneten Thür stand ein junger Mann, der sich schüchtern und linkisch verneigte.

„Wie? Sie sind es, Herr Doktor? Verzeihen Sie, ich hatte soeben Verdruß —"

„Entschuldigen Sie," stammelte er, „wenn ich störe, verzeihen Sie —"

Frau Fanny erholte sich von ihrer anfänglichen Bestürzung. Ganz anders hatte sie sich den Empfang vorgestellt. War er es denn wirklich? Freilich im Aeußeren war er noch immer derselbe Titus mit dem spärlichen Barthaar, dem bleichen Flachskopf und den wasserblauen Augen. Aber konnte so ein Doktor aussehen? Und gar diese philisterhafte Miene! Sie hatte sich ihn doch als ein Bild voller, schöner Männlichkeit vorgestellt, so etwa wie ihren Gatten! Nur mit Mühe konnte sie ihre Enttäuschung verbergen.

„Herzlich willkommen in unserem Hause, Herr Doktor," sagte sie. Aber ihre Worte klangen plötzlich kühl.

Das verwirrte den Besucher noch mehr. In sichtlicher Verlegenheit suchte er nach einer geeigneten Ansprache.

„So geben Sie mir doch die Hand!“ sagte sie, fast ärgerlich.

„Ach richtig, ich hatte vergessen —“ antwortete er rasch, ihr die Hand entgegenstreckend. „Wie geht es Ihnen?“

„O, wie Sie sehen: ganz gut. Aber warum kommen Sie allein? Mein Mann ist doch zum Dampfschiff gegangen.“

„Ich bin mit dem Zuge gekommen. Das Schiff paßte nicht in mein Programm.“

„Aber Sie schrieben doch, daß —“

„Damals war eben mein Programm noch nicht ganz fertiggestellt.“

„Sie scheinen sehr genau nach einem Programm zu reisen.“

„O gewiß, wie könnte man sonst eine so weite Reise unternehmen.“

„Nun, wenn Sie nur da sind!“ meinte Fanny und bot ihm einen Stuhl an. „Nun kommen Sie so bald nicht wieder fort. Sie müssen uns mindestens eine Woche schenken.“

„Das geht nicht,“ sagte er erschrocken.

„Warum nicht?“ fragte sie enttäuscht.

„Ich kann nur bis zum Abend bleiben. In meinem Programm ist nur ein Nachmittag für den Besuch in Eldingen angesetzt worden.“

„Das muß aber ein sehr dummes Programm sein,“ stieß Frau Fanny unbedachtsam hervor.

„Ja, ja,“ meinte der Doktor wieder verlegen, „manchmal ist es wirklich ärgerlich. An einigen Orten, die mir recht gut gefallen haben, wäre ich gern ein paar Tage länger geblieben. Aber es war schon Alles genau auf Zeit und Geld ausgerechnet und so ging es nicht, sonst hätte das Programm nicht gestimmt.“

Fanny schüttelte den Kopf; so etwas war ihr noch nicht vorgekommen. „Sie sind gewiß recht müde?“ fragte sie.

„O ja, die weite Reise —“

Ein peinliches Schweigen folgte. Fanny merkte, daß dem Doktor der Unterhaltungsstoff bereits ausging. Und wie hatte sie sich auf die interessanten Gespräche mit dem jungen Gelehrten gefreut. Hatte er ihr denn gar nichts zu sagen?

„Aber hier in Eldingen muß es Ihnen doch gefallen, nicht wahr?“

„Ja, wenn nur das viele Wasser nicht wäre!“

„Unser See? Aber das ist ja gerade das Schönste!“

„Ja, ja, recht schön,“ lenkte er ein. „Aber bei uns sieht man nur Felder, die alle wohl bebaut sind, und da weiß man doch, zu was sie da sind. Das Wasser trägt keine Frucht.“

Frau Fanny entsetzte sich. War das ein prosaischer Mensch geworden! „Aber wir haben doch die prächtigsten Fische,“ bemerkte sie. „Sie sind doch gewiß ein Liebhaber von Fischen?“

„Ich, o ja — das heißt von Goldfischen. Ich habe selbst ein paar zu Hause. Aber essen möchte ich keinen Fisch.“

„O, das ist aber schade,“ sagte Fanny gedehnt. Nichts Aergerlicheres hätte sie hören können. Kochte doch draußen in der Küche ein prächtiger Felchen, mit dem sie beim Mittagsmahl besondere Ehre einzulegen gedachte. Jetzt mußte das Hauptgericht von der Tafel abgesetzt werden. Erleichtert athmete sie auf, als sich draußen Schritte vernehmen ließen. Ihr Gatte kehrte zurück. Jetzt mußte er sehen, wie er sich mit dem Doktor unterhalten konnte. Sie verzweifelte daran.

Herr Koller bedauerte sehr, den Gast nicht am Dampfschiff getroffen zu haben und bat ihn, Platz zu behalten. Titus Halm, froh, wieder ein Gesprächsthema zu haben, benützte die Gelegenheit, sein Reiseprogramm ausführlich auseinanderzusetzen.

Fanny hielt es nicht mehr aus. „Sie entschuldigen einen Augenblick, ich muß nothwendig in der Küche nachsehen," sagte sie und schlüpfte aus dem Zimmer.

Der Doktor saß wie auf Kohlen. Die Gegenwart des Mannes, der mit so eigenthümlich wohlwollendem Lächeln auf ihn niedersah, genirte ihn auf's Höchste. Was sollten nur diese sonderbar prüfenden Blicke bedeuten? Ob er eifersüchtig war? Wenn nur der Nachmittag erst vorüber wäre! Heimlich dankte er seinem Programm, das ihm keinen längeren Aufenthalt gestattete.

„Darf ich Ihnen vielleicht vorschlagen, die Badeanstalt zu besuchen?" sagte der Gutsbesitzer nach einer Pause. „Meine Frau ist Mittags so beschäftigt, daß wir sie am besten nicht stören. Und wir haben herrliche, kühle Seebäder hier. Sie werden nach der heißen, staubigen Fahrt gewiß einer Erfrischung bedürfen."

Ein schrecklicherer Vorschlag konnte dem Doktor gar nicht gemacht werden, der ein geschworener Feind des Wassers war. Doch hatte er nicht den Muth, eine ablehnende Antwort zu geben, um den Gatten Fanny's nicht zu beleidigen.

„Gewiß, wenn Sie wünschen," stotterte er, „Sie sind sehr liebenswürdig."

Fritz Koller hatte an dem ängstlichen Ausdruck seines Gesichtes seinen Mann schon erkannt.

„Wir fahren am besten in unserem Boote," sagte er, „der Weg zu Wasser ist näher als der zu Lande. Darf ich Sie einladen?"

„Ich bin noch niemals in einem Boote gefahren," bemerkte Titus Halm mit sichtbarer Angst.

„Um so größeres Vergnügen wird es Ihnen machen," erwiederte der erbarmungslose Gutsbesitzer und lud den Gast ein, ihm durch den Hof in den Garten am See zu folgen.

Der Doktor konnte sich einer bangen Sorge nicht erwehren. Offenbar legte es der unheimliche Mann darauf an, ihn in Lebensgefahr zu bringen. Es mußte ein heimlicher Plan dahinter stecken. Wenn Jener in ihm nicht nur den einstigen Geliebten seiner Frau, wenn er in ihm auch einen Nebenbuhler zu sehen glaubte, so mußte er auf Alles gefaßt sein! Aber doch durfte er nicht wagen, den freundlichen Vorschlag abzulehnen, das konnte seinen Wirth nur noch mehr reizen.

Draußen trat ihm Fanny entgegen. „Sie gehen, Herr Doktor?"

„Ja, Ihr Herr Gemahl war so freundlich, mich zum Baden einzuladen," sagte er kleinlaut.

„Nur nicht so rasch, ich habe vorläufig noch Wichtiges für Sie zu thun, sonst vergessen Sie es später," sagte Frau Fanny.

„Von Herzen gern," erwiederte Titus rasch, froh, eine Gelegenheit des Aufschubs zu finden.

„Sie müssen mir einen Vers zur Erinnerung in mein Album schreiben. Wir bekommen so selten Besuch. Aber ein eigener Vers muß es sein; andere werden nicht angenommen."

Titus glaubte vom Regen in die Traufe zu kommen. Die Worte trafen ihn wie ein Donnerschlag. Nichts war ihm unausstehlicher, als ein Damenalbum. Und gar das Dichten! Mit den Versfüßen hatte er sich immer im Kriege befunden.

Aber Fanny kannte kein Erbarmen. Sie führte das Opfer in ihren zierlich ausgestatteten Salon, setzte ihn an den Schreibtisch und legte ihm das ominöse Buch vor.

„Einstweilen werde ich vorangehen und das Boot bereit machen," bemerkte der Gatte. „Am Ufer erwarte ich Sie."

Titus Halm befand sich in der schrecklichsten Stimmung. „Aber ich kann wirklich nicht dichten," betheuerte er.

„Schämen Sie sich doch, so etwas zu sagen," antwortete Fanny. „Ein Doktor und nicht dichten können! Das ist ja nur Scherz von Ihnen."

Titus sah, daß alles Sträuben vergeblich war; er mußte in den sauren Apfel beißen.

„Nein, nein, Sie dürfen mir nicht entrinnen," setzte Fanny hinzu. „Und damit ich Ihrer sicher bin, sperre ich Sie so lange ein, bis Sie fertig sind."

Lachend drehte sie bei diesen Worten von außen den Schlüssel um. Allmälig begann sie sich über ihren einstigen Anbeter zu amüsiren.

Titus Halm befand sich allein mit dem entsetzlichen Buche. „Wenn ich nur wieder fort wäre!" stöhnte er. Vergeblich zerkaute er die Feder. Kein Gedanke wollte ihm kommen. Endlich fing er an zu schreiben:

„Wiedersehen — o wie schön —!"

Der erste Vers war glücklich gelungen. Aber weiter wollte es nicht gehen. Alles Nachdenken war umsonst. Verzweifelt blickte er auf den See hinaus, der schäumende Wellen an's Ufer warf. Und diesem furchtbaren Elemente sollte er sich anvertrauen! —

„Fanny," sagte am Eingange der Küche der Gutsbesitzer zu seiner Frau. „Weißt Du auch, daß es sehr schwer ist, sich mit Deinem Doktor zu unterhalten?"

„Ach Gott ja, das habe ich auch gemerkt, er ist so verlegen."

„Und er fürchtet das Wasser, scheint überhaupt sehr ängstlicher Natur zu sein," lächelte Fritz. „Geh nur wieder hinein und unterhalte ihn."

„Nein, nein, Du verstehst das besser, und ich habe in der Küche zu thun. Gustel hat mir den Braten verbrannt. Mein Gott, es gibt nichts Aergeres, als so einen Besuch."

— — — — — — — — — — — —

Mittags kehrte Fritz Koller mit seinem Gaste von der

Badeanstalt zurück. Der Doktor sah ganz blaß aus; die Fahrt auf dem See hatte ihn sehr angegriffen und beinahe seekrank gemacht. Von dem kalten Bade fröstelte ihn. Heimlich blickte er immer wieder auf die Uhr, ob denn die Stunden nicht schneller verstreichen wollten.

Endlich war es wenigstens ein Uhr geworden. Der Tisch stand gedeckt, und Frau Fanny eilte geschäftig hin und her. Sie war ganz Eifer und Aufregung, nur selten hatte sie einen Blick, ein Wort für ihn, und wenn es der Fall war, kam sie ihm so fremd und verwandelt vor, als ob er sich in einem ganz unbekannten Hause zu Gast befinde.

Es dauerte lange, bis die Speisen erschienen. Fanny mußte selbst auftragen, da Gustel Alles verkehrt brachte. Zuerst war sie mit dem Fisch gekommen, der gar nicht erscheinen sollte, und der Doktor hatte einen so entsetzten Blick darauf geworfen, daß sie ihn schnell wieder hinauswinkte. Die Suppe war versalzen, und der Braten angebrannt. Frau Fanny wollte vor Aerger nichts schmecken. Als sie wieder hinauseilte, um den Nachtisch zu holen, fand sie Gustel weinend in der Küche vor dem stattlichen Felchen, der ihr zugefallen war.

„Was hast Du denn, Gustel?"

„Ach, gnädige Frau, das kann ich nicht essen."

„Was, den guten Fisch?"

„Das sind ja lauter Dornen," jammerte das Mädchen.

„Dummes Ding, zeig' einmal her! Wie hast Du denn den Fisch zerschnitten? Hast Du denn das nicht gelernt?"

„Ich hab' noch nie in meinem Leben einen Fisch essen müssen," jammerte die Arme, die erst jüngst aus ihren entlegenen Bergen in die Seegegend gekommen war.

Frau Fanny mußte laut auflachen, als sie auf den Teller blickte. Der schöne Fisch war sammt Rückgrat und Gräten mit dem Messer wie Fleisch in lauter Würfel zer-

schnitten und aus jedem Stücke ragten wie Dornen die stachlichten Gräten hervor.

„Nun, da hast Du auch eine Erinnerung an den Besuch des Doktors — Dein erstes Fischessen."

Sie mußte wieder hinauseilen, da ihr Mann vom Keller her sie rief.

„Wo ist der Apfelwein?"

„Der Apfelwein? Du willst doch dem Herrn Doktor nicht Apfelwein vorsetzen?"

„Aus Mitleid," lachte Koller, „denn unser leichter Seewein, den ich ihm als eigenes Gewächs besonders gelobt, zieht ihm den Mund dermaßen zusammen, daß er mich dauert. Ein an gezuckerten Kunstwein gewöhnter Gaumen versteht eben nichts von einem reinen Traubensafte. Da muß er schon mit dem Apfelmoste vorlieb nehmen." —

Aber das Gesicht des Doktors verzerrte sich bei dem neuen Getränke nur noch mehr. Unter heftigem Magenweh leerte er sein Glas auf das Wohl der Jugendliebe, das Herr Kohler mit lächelnder Miene ausbrachte.

Doch der Kelch seiner Leiden war noch nicht erschöpft. Kaum war das Essen abgetragen, als der Gutsbesitzer sagte: „Da Sie kein Freund des Wassers sind, so denke ich, wir widmen den Nachmittag dem festen Lande und besteigen den nahen Fuchsberg, der eine prächtige Aussicht bietet. Zum Kaffee können wir zurück sein, und ihr Schiff geht ja erst um fünf Uhr weiter."

Fanny stimmte ihm bei; freudig ging sie auf jeden Vorschlag ein, der sie nicht nöthigte, mit Titus allein zu sein.

Der Doktor konnte es nicht unterlassen, zu bemerken, daß er noch nie einen Berg bestiegen und die Höhe viel schöner von unten finde. Es half ihm nichts. „Den Fuchsberg müssen Sie sehen," sagte Fanny, „sonst haben Sie gar keinen Begriff von der Schönheit unserer Gegend."

Titus Halm hatte längst genug davon, aber er hütete

sich, noch eine weitere Bemerkung zu machen. Wer konnte wissen, welch' gefährliches Unternehmen sonst noch in Vorschlag kam. —

Nie, seit sie in Eldingen wohnten, hatte sich Fanny auf einem Ausfluge so gelangweilt, wie auf dem heutigen. An Allem, was sie an der Natur erfreute und begeisterte, ging der Doktor kühl und stumpf vorüber, sobald aber Fanny oder ihr Gatte ihn auf irgend eine Schönheit hinwiesen, fand er Alles ganz hübsch. Dazwischen sprach er immer von seinem Programm, erzählte, was er auf der Reise gegessen und getrunken, welche Bibliotheken er besichtigt, und schwärmte von seinen Büchern zu Hause in Pommern, nach denen er die größte Sehnsucht zu haben schien. Der Haupteindruck von seiner ganzen großen Reise bestand in der Erkenntniß, daß es nirgends schöner sei, als daheim. „Kein Wunder," dachte Fanny, „wenn man nach einem so ledernen Programm reist!"

Sie war froh, als man um vier Uhr wieder im Hause anlangte. Gustel hatte im Uebereifer den bereit gehaltenen Kaffee verschüttet, und neuer mußte gemacht werden. Immer näher rückte die Stunde der Abreise, und die drei Menschen benützten die Zeit, um sich gegenseitig zu langweilen. In der letzten Viertelstunde erst erschien der glühend heiße Kaffee, der Hals über Kopf hinuntergestürzt werden mußte. Schon ward das Schiff in der Ferne sichtbar.

Da machte Fanny plötzlich eine furchtbare Entdeckung. Ihr Album lag noch aufgeschlagen auf dem Schreibtisch. Sie warf einen schnellen Blick darauf und rief: „Aber Herr Doktor, das Gedicht ist ja noch nicht fertig!"

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. „Ich konnte wirklich nicht so rasch —" stammelte er, „und jetzt ist es höchste Zeit, daß ich —"

„Halt," sagte sie, ihm den Weg vertretend, „so kommen Sie nicht fort. Ich muß eine bleibende Erinnerung an

diesen seltenen Tag haben. Sie haben noch acht Minuten Zeit, widmen Sie diese meinem Album."

Er hatte schon Hut und Stock ergriffen; verzweifelt legte er sie wieder bei Seite. Ein schrecklicher Gedanke stieg in ihm auf: Wenn er das Schiff versäumte! Dann war sein ganzes Programm zerstört! Und noch einmal hier bleiben, gar eine Nacht, noch viele, endlos lange Stunden, lieber wollte er das längste Gedicht machen!

Angstvoll blickte er auf das schreckliche Buch. Da stand der ominöse Vers in seiner dürftigen, unvollendeten Gestalt und schien ihn vorwurfsvoll anzusehen.

„Wiedersehen — ach wie schön!"

„Wir haben Eile, Herr Doktor," tönte die Stimme des Gutsbesitzers an sein Ohr, „das Schiff legt eben an."

Da faßte ihn die Verzweiflung. Alles stand auf dem Spiele. Es mußte geschrieben sein! Rasch warf er sich in den Schreibsessel, und seine Feder kritzelte fiebernd den Schluß auf das Papier. Nun stand es ganz und vollendet da:

„Wiedersehen — ach wie schön!
Ach, wie schön ist Wiederseh'n!"

Aber er hütete sich, noch einen Blick darauf zu werfen. In stürmischer Eile ging es fort zum Dampfschiff. Herr und Frau Koller konnten kaum mit ihm Schritt halten.

Keuchend erreichten alle Drei den Landungssteg. Eben wollte der Dampfer abstoßen. Doch der Kapitän hatte Erbarmen und hielt auf das gemeinsame Rufen und Winken noch einen Augenblick an.

Doktor Titus Halm kam glücklich an Bord. Mit seinem buntseidenen Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn und winkte zugleich damit seine Abschiedsgrüße herüber, welche die Zurückgebliebenen noch eine Weile erwiederten.

Als das Schiff hinter der waldigen Landzunge verschwunden war, wandten sie sich zurück und blieben unter dem Schatten eines breitblättrigen Kastanienbaums stehen.

Fritz Koller sah seine junge Frau fragend und lächelnd an. Sie blickte einen Augenblick umher, ob sie Niemand belauschte, dann schlang sie die Arme um den Hals des geliebten Mannes, gab ihm einen freudigen, zärtlichen Kuß und rief mit dem Tone tiefster Ueberzeugung: „Gott sei Dank, daß der Tag vorüber ist!“

Die Elektrizität im Hause.

Technische Rundschau von **Max Elmfeld.**

Mit 16 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In der letzten Zeit hat die Erzeugung und Vertheilung elektrischer Energie in großem Maßstabe einen bedeutenden Aufschwung genommen. Zahlreiche größere und kleinere Städte besitzen bereits Elektrizitätswerke oder lassen derartige Centralanlagen gegenwärtig ausführen, von denen aus die darin erzeugte elektrische Energie mittelst Leitungsnetzen den verschiedenen Verwendungsstellen zugeführt wird, um dort zur Beleuchtung oder zur Leistung motorischer Arbeit verwendet zu werden.

Auch Privatleute können sich natürlich von dort Elektrizität in ihre Wohnungen leiten lassen, so gut wie bisher schon Wasser und Gas, und es liegt somit nahe, einmal genauer zu untersuchen, welche Rolle gegenwärtig die Elektrizität im Hause bereits spielt oder welche Dienste sie voraussichtlich in Zukunft dort noch wird leisten können.

In erster Linie dient die Elektrizität auch in den Privatwohnungen zur Beleuchtung und zwar vermittelst der allbekannten Glühlampen, deren Dauer im Durchschnitt auf 800 bis 1000 Brennstunden geschätzt wird; die Bogenlampen eignen sich mehr zur Beleuchtung großer Säle oder Straßen u. s. w.

Ein sehr einfaches Verfahren ermöglicht es, ein Zimmer in dem Augenblick zu beleuchten, wo man es betritt, und die Lampen wieder erlöschen zu lassen, sobald man es verläßt. Es genügt, bei der Thür einen Umschalter anzubringen, der durch das Oeffnen der Thür in der einen Richtung gedreht wird und durch deren Schließen in der entgegengesetzten. In ähnlicher Weise gibt es Vorrichtungen zur absatzweisen Beleuchtung von Hausflur und Treppen, deren Einführung sich im Hinblick auf die dadurch wesentlich verminderte Feuersgefahr sehr empfiehlt.


Dr. Giraud's thermo-elektrischer Ofen.

Vielfach eingeführt sind bereits die elektrischen Klingeln, sei es an Hausthüren, sei es innerhalb der Wohnung, als Kontaktapparate in Form von Drückknöpfen. Wo sie an der Leitungsschnur frei herabhängen, wie z. B. oft von Lampen, die über dem Eßtische angebracht sind, muß man nach dem Erfassen der Schnur erst durch Tasten mit dem Finger den Knopf suchen. Dieser kleinen Unbequemlichkeit hilft Stocker's verbesserter Stromschließer ab: ein Handgriff in Birnenform aus nicht leitendem Metall, der Länge nach in drei gleiche Theile gespalten, die nur oben am dünnen Ende durch eine Zwinge zusammengehalten sind. Jeder Theil trägt an seiner Innenfläche je ein Metallplättchen, welches mit einem der zur Batterie gehenden Leitungsdrähte verbunden ist; die sechs Plättchen stehen sich so gegenüber, daß der Stromkreis ge-

schlossen wird, sobald durch einen beliebigen Druck der Hand irgend zwei Sektoren zur Berührung gebracht werden.

Wie das Gas nicht nur zum Erleuchten unserer Wohnungen, sondern auch zum Erwärmen derselben gebraucht werden kann, so gilt ein Gleiches auch von der elektrischen Energie, nur ist leider die elektrische Heizung noch etwa 38mal theurer als die mit Steinkohlen, und erregt daher vorläufig nur theoretisches Interesse.

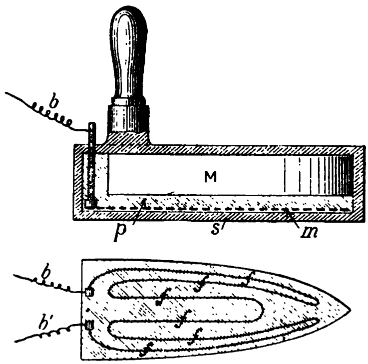
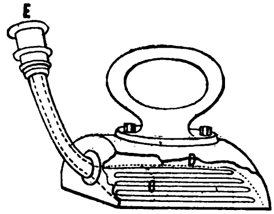


Fig. 2. Elektrisches Bügeleisen im Durchschnitt und Grundriß.

Ebenso wie aber der elektrische Strom dazu dienen kann, Hitze zu erzeugen, so kann man umgekehrt auch die von unseren gewöhnlichen Heizapparaten hervorgebrachte Wärme zur Erzeugung eines elektrischen Stromes benutzen, der sich dann zur Beleuchtung ausnutzen läßt. Diesen Zweck verfolgt z. B. Dr. Giraud's thermo-elektrischer Ofen (Fig. 1). Es ist ein Coaksofen, in dem die durch die Verbrennung erzeugten heißen Gase, welche senkrecht emporsteigen, zuerst in einen cylindrischen Mantel und dann beim Wiederherunterkommen in eine zweite, jenem Mantel konzentrische Umhüllung gelangen, bevor sie durch die Ofenröhre in den Kamin entweichen können. Beim Aufwärtssteigen gerathen nun diese heißen Gase in Kontakt mit einer Reihe von Büchsen aus Eisenblech, welche die thermo-elektrischen Elemente enthalten. Diese Elemente, 700 an der Zahl, sind kranzförmig angeordnet und bestehen immer paarweise aus Nickel oder Blech und einer

Legirung von Zink und Spießglanz, wozu noch gewisse Metalle in ganz kleinen Mengen kommen. Zellen aus Blech umhüllen die Elemente, die wiederum durch eine Umhüllung aus Asbest elektrisch isolirt werden. Dieser Ofen entwickelt genug Elektrizität, um eine Lampe zu speisen.



Es gibt nun noch verschiedene praktische Verwendungsarten der durch Elektrizität erzeugten Wärme, bei denen die Leichtigkeit und Genauigkeit, mit der man die Menge und Stärke der Hitze reguliren kann, und das gänzliche Fernbleiben von allem üblen Geruch, wie von Rauch und Staub über den gegenüber der Kohlenheizung allerdings etwas höheren Preis hinwegsehen läßt. So hat man beispielsweise in Amerika schon eine Anzahl von Tramways mittelst Elektrizität geheizt, die von der elektrischen Leitung zugeführt wurde, welche auch die Wagen in Bewegung setzt.

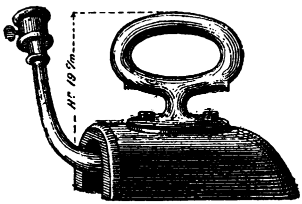


Fig. 3. Andere Form eines elektrischen Bügeleisens.

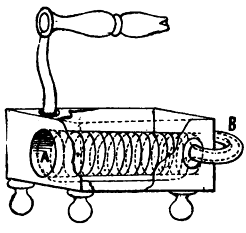


Fig. 4. Apparat zur elektrischen Erhitzung von Brenneisen.

Ferner gibt es elektrische Bügeleisen mit Drähten, welche durch den elektrischen Strom glühend gemacht werden und durch Kontakt die Hitze bis zu dem erforderlichen Grade steigern. Man ge-

braucht in der Pariser Oper wegen Vermeidung von Feuersgefahr ausschließlich solche Eisen, um die Röcke der Balletdamen damit zu bügeln. Ein fernerer Vorzug der elektrischen Bügeleisen ist, daß das einmal erhitzte Eisen während der ganzen Dauer seiner Benutzung stets die nämliche Temperatur behält und ein ununterbrochenes Arbeiten ermöglicht.

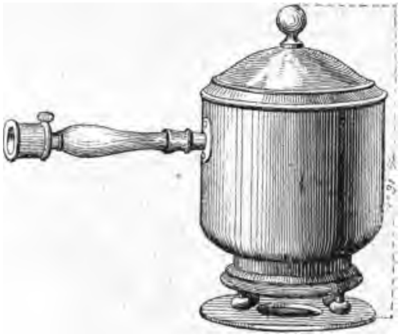


Fig. 5. Elektrischer Kochapparat: Außenansicht.

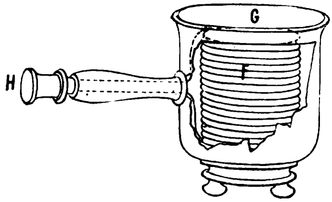


Fig. 6. Elektrischer Kochapparat: Durchschnitt.

Fig. 2 zeigt ein solches Bügeleisen durchschnitten von der Seite und dann in der Grundfläche. Es bildet einen Hohlkörper aus Kupfer, auf dessen Boden eine Platte p aus gebrannter Erde ruht, die von dem Metall s durch eine Schicht Glimmer m getrennt ist, während auf ihr eine metallische Masse M ruht, deren Zusammensetzung Geheimniß des Erfinders.

Die Platte aus gebrannter Erde wird nun, wie der Grundriß unserer Figur erkennen läßt, in vielen Windungen von einem darin eingelassenen Platindraht f durchgezogen, an dessen Enden b und b' die Stromleitung befestigt wird. Letztere bringt dann den Platindraht zum Glühen. Fig. 3 gibt die äußere Ansicht und

den Durchschnitt einer anderen Form des elektrischen Bügeleisens; auch hier nimmt die innere Höhlung den vielfach gekrümmten und in eine feuerfeste Masse eingebetteten Platindraht C D auf, der durch den bei E zugeleiteten elektrischen Strom zum Glühen gebracht wird.

Vielfach im Gebrauch sind bereits die Apparate zur elektrischen Erhitzung von Brenneisen für Friseure (Fig. 4), weil hierbei eine verhältnißmäßig geringe Wärme genügt



Fig. 7. Elektrischer Cigarrenanzünder.

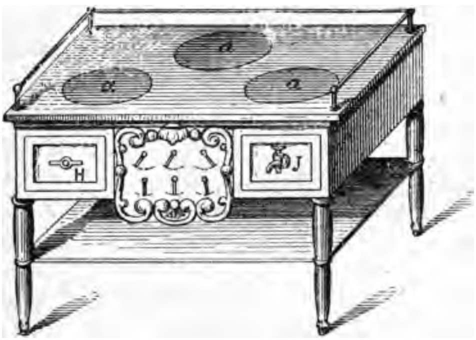


Fig. 8. Elektrischer Kochherd: Außenansicht.

und die Unkosten daher nicht bedeutend sind. A ist der vielfach gewundene Draht, der durch den bei B zugeleiteten Strom glühend wird.

Auf demselben Prinzip beruhen auch die elektrischen Wärmpfannen und Kochapparate (Fig. 5 und 6), in denen Wasser zum Sieden gebracht wird. Der bei H mit der elektrischen Leitung verbundene Platindraht F ist, eingebettet in eine feuerfeste Masse, um die Innenwand G des Topfes herum geleitet und wird zum Glühen gebracht, worauf sich diese Hitze dem ihn umgebenden Körper mittheilt.

Originell ist ein kleiner elektrischer Cigarrenanzünder

(Fig. 7), bestehend aus einer doppelten Spirale von Platindraht auf Asbest, die in dem Augenblick, in welchem man den Apparat aushakt, durch das Hindurchlaufen des elektrischen Stromes glühend wird. Sobald man ihn wieder aufhängt, wird die Leitung unterbrochen. Auch zahlreiche elektrische Gasanzünder hat man schon konstruirt, von denen sich Molison's Apparat durch Einfachheit auszeichnet, der eine Influenzmaschine im Kleinen darstellt, also keines Elementes und keiner elektrischen Leitung bedarf. Eine Kapsel aus Hartgummi, die an einem Handgriff sitzt, hat an ihrem Boden zwei Metallsegmente, über denen eine Kontaktscheibe durch den Druck auf einen vorstehenden Zapfen in Rotation versetzt wird. Die hierbei entstehende Elektrizität geht durch einen in einer Hartgummiröhre steckenden Draht nach dem oberen Ende des Anzünders, wo sie unter Funkenbildung auf eine Spitze überspringt. Die Funken entzünden dann durch eine Oeffnung in der Röhre das aus dem Brenner ausströmende Gas.

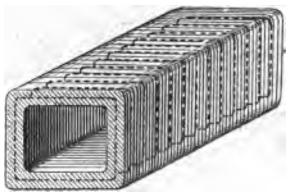


Fig. 9. Backofen.

Unsere Leserinnen wird besonders ein elektrischer Kochherd (Fig. 8, 9 und 10) interessiren, den Schindler Jenny konstruirt hat. Fig. 8 gibt eine Außenansicht davon; er hat oben drei Platten a a a, darunter einen Backofen H und einen Kochkessel J. Fig. 10 veranschaulicht eine der Platten a im Grundriß und in der Richtung M—N durchschnitten. c c sind wiederum Platindrähte, die unter einer dünnen Metallfolie in einer Thonschicht eingebettet liegen und bei den Enden b und b′ mit der elektrischen Leitung verbunden sind. Bei dem Backofen (Fig. 9) durchzieht der Draht in derselben Weise die Wandungen. Das Prinzip

ist immer dasselbe: sobald der Strom hindurchläuft, werden die Drähte glühend und theilen diese Hitze der Masse mit, in der sie eingebettet sind, die dann ihrerseits wieder das Metall des Ofens oder Herdes auf den erforderlichen Grad von Hitze bringt. Der Apparat ist recht sinnreich, doch dürfen wir nicht verhehlen, daß die Benützung der Elektrizität zum Kochen, ebenso wie zum Heizen, vorläufig noch viel zu kostspielig ist, als daß wir unseren Hausfrauen die Anschaffung eines elektrischen Kochherdes empfehlen könnten. Es muß also erst abgewartet werden, welche Vervollkommnungen und Fortschritte uns die Zukunft auf diesem Gebiete vielleicht noch bringen wird.

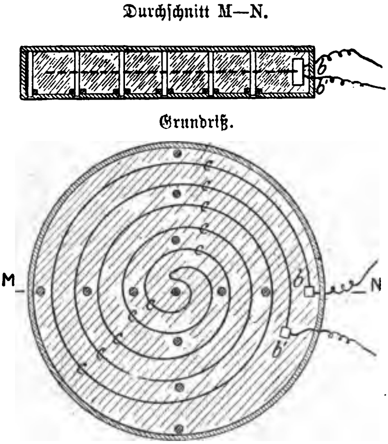


Fig. 10. Herdplatte: Grundriß und Durchschnitt M—N.

Die zweite Hauptverwendung der elektrischen Energie besteht in der Leistung von motorischer Arbeit, und diese wollen wir jetzt in's Auge fassen, so weit sich innerhalb des Hauses davon Gebrauch machen läßt, ohne uns dabei jedoch zu weit auf nur dem Fachmanne verständliche technische Einzelheiten einzulassen.

In vielen Hotels und auch in manchen großstädtischen Privathäusern mit vielen Stockwerken sind Aufzüge oder Fahrstühle angebracht, die bisher meist durch hydraulische Kraft in Bewegung gesetzt wurden. Dabei muß jedoch ein Tiefbrunnen angebracht werden, auch ist die ganze Einrich-

tung wesentlich billiger, wenn man einen elektrischen Motor verwendet. In Amerika sind besonders viele elektrische Aufzüge nach dem System Otis eingeführt, wobei der ein kleines Kabinet bildende Raum für die Fahrgäste an einem



Fig 11. Elektrischer Treppensteiger.

Kabel hängt, das oben über eine im Treppenhause angebrachte Rolle läuft. Unten dagegen wickelt es sich auf einer durch eine Dynamomaschine in Bewegung gesetzten Welle auf und ab, deren Umdrehungsgeschwindigkeit von dem auf und nieder steigenden Gemach aus nach Belieben regulirt werden kann, an dem außerdem noch automatisch wirkende Bremsen angebracht sind.

Dieser Apparat funktionirt ebenso leicht als regelmäßig, dennoch ist er für Privathäuser im Allgemeinen wohl zu umfangreich und kostspielig und wird daher vielfach durch den elektrischen Treppensteiger ersetzt, von dem Fig. 11 eine Ansicht gibt.

Er besteht aus einem Fahrstuhl, der auf zwei überein-

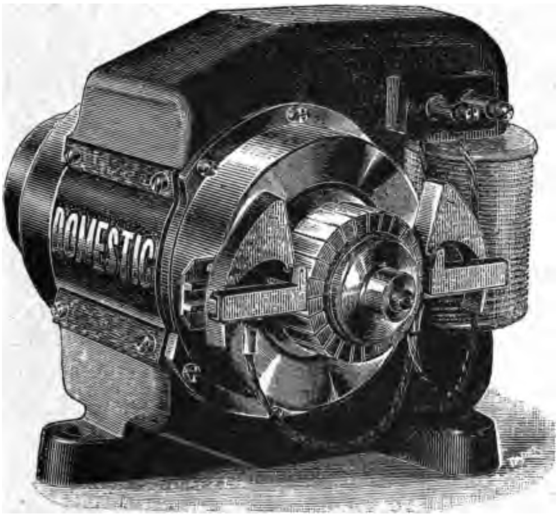


Fig. 12. Kleiner elektrischer Motor für den Hausgebrauch.

ander am Treppengeländer angebrachten Schienen mittelst Laufrädern läuft und durch ein elektrisch betriebenes Stahlkabel in Bewegung gesetzt wird. Sollte dies Kabel reißen, so tritt sofort eine automatische Bremse in Thätigkeit und hält den Fahrstuhl fest. Letzterer hat nur einen geringen Umfang und behindert daher die sonstige Benutzung der Treppe durchaus nicht, auch läßt er sich ohne Schwierigkeit an allen Treppen anbringen. Je nachdem man einen Hebel nach der einen oder anderen Seite be-

wegt, setzt sich der Fahrstuhl nach aufwärts oder abwärts in Bewegung. Es bedarf dazu nur einer verhältnißmäßig geringen elektrischen Kraft, wie sie jede Centralstelle liefert, so daß dieser sinnreiche Apparat sich gewiß bald einbürgern wird.

Es gibt zahlreiche für häusliche Zwecke berechnete Mo-

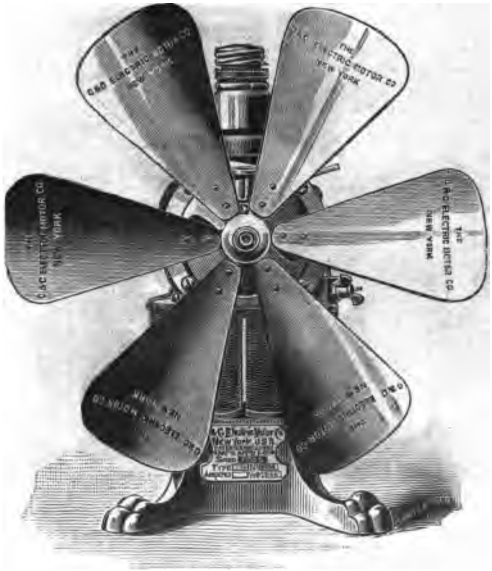


Fig. 13. Elektrischer Ventilator.

toren, die für kleine Werkstätten geeignet sind; weniger umfangreich als die Gaskraftmaschinen, arbeiten sie auch ohne jedes Geräusch und sind zum Gebrauche fertig, sobald man sie mit den Leitungsdrähten in Verbindung gesetzt hat, welche von der Centralstelle die elektrische Kraft herführen. Endlich genügt eine kurze sachgemäße Unterweisung dafür, daß selbst gar nicht damit vertraute Personen sie ohne Schwierigkeit und Gefahr bedienen können. Fig. 12

veranschaulicht einen solchen kleinen elektrischen Motor für den Hausgebrauch. Er eignet sich in erster Linie für den Betrieb von Nähmaschinen, wodurch also das gesundheitsschädliche Treten der Pedale in Wegfall kommt; ferner zum Betrieb von Drehbänken und Holzbearbeitungsmaschi-

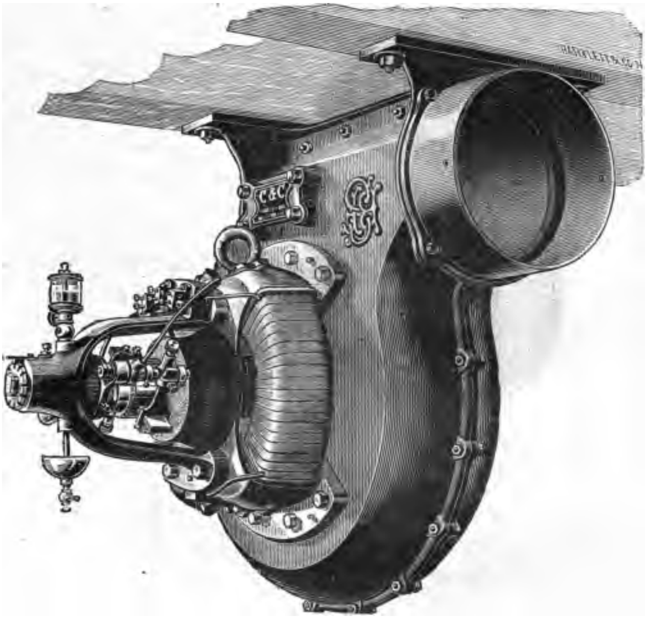


Fig. 14. Elektrischer Ventilator.

nen, deren sich auch zahlreiche Liebhaber (z. B. bei Herstellung von Laubsägearbeiten u. s. w.) bedienen. In Amerika findet man in allen großen Hotels elektrische Motoren zum Messerputzen und Stiefelwichsen.

Sehr vortheilhaft läßt sich ferner die Ventilation von Sälen mit Hilfe der Elektrizität bewerkstelligen. Ein Ventilator, wie ihn Fig. 13 darstellt, erzeugt, mit einem elek-

trischen Motor in Verbindung gesetzt, einen äußerst kräftigen Luftstrom. Die elektrische Kraft, welche sein Betrieb erfordert, ist ungefähr gleich derjenigen, die eine Glühlampe in Anspruch nimmt. In sehr großen Sälen kann man nach Bedarf zwei oder mehr dieser Ventilatoren zu gleicher Zeit in Thätigkeit treten lassen. Der auf Fig. 13 abgebildete Ventilator kann in jede für die elektrische Beleuchtung bestimmte Leitung eingeschaltet werden. Er hat sechs Flügel, die an ihrer breitesten Stelle einen Durchmesser von 31 Centimeter haben und durch ihre Umdrehungen einen Luftstrom erzeugen, den man bis auf mehr als 10 Meter Entfernung noch kräftig spürt. Er ist für Restaurationen und Bureaux wie für Privatgemächer geeignet.

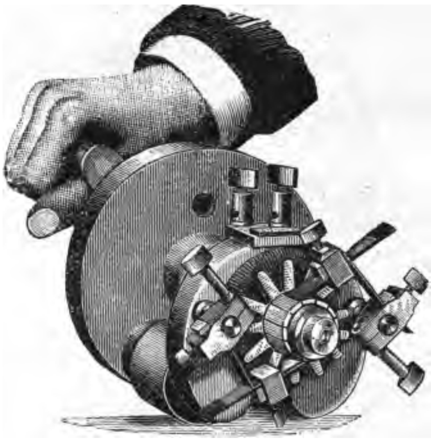


Fig. 15. Kleine Dynamomaschine für Handbetrieb, von vorn gesehen.

Der auf Fig. 14 dargestellte Apparat ist zugleich ein elektrischer Motor und ein Luft ausblasender Ventilator, der an der Decke eines Zimmers angebracht wird.

Die kleine dynamo-elektrische Maschine, welche Fig. 15 und 16 von hinten und von vorn gesehen zeigt, ist vorzüglich für den Gebrauch in Laboratorien geeignet, wo man für Versuche und Untersuchungen der Elektrizität bedarf. Sie wird durch Drehen mit einer Hand betrieben, funktionirt

wie ein Motor und ersetzt vollständig zehn bis zwölf große Bunsen'sche Elemente. Man kann damit kleine Glühlampen unterhalten, galvanoplastische Bäder herstellen, Akkumulatoren laden u. s. w. Sie wiegt nur 9 Kilogramm, und ihre Größe kann man sich leicht vorstellen, wenn man sie mit der auf Fig. 15 beim Drehen der Maschine abgebildeten Hand vergleicht. Man kann den Apparat auf einem Tische oder einer Bank festschrauben und durch langsameres oder schnelleres Drehen der Kurbel den Strom schwächer oder stärker machen. Der Kurbelarm läßt sich ferner noch durch

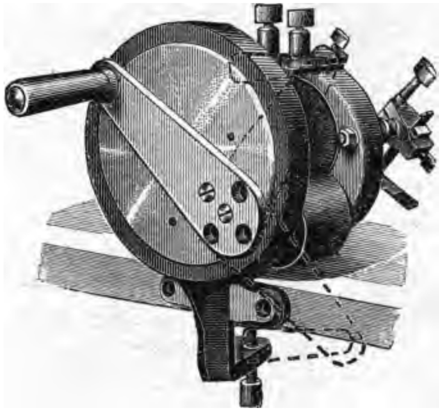


Fig. 16. Kleine Dynamomaschine für Handbetrieb, von hinten gesehen.

Schrauben verstellen, so daß man — wie durch die punktirten Linien auf Fig. 16 angedeutet ist — drei verschieden lange Hebel herstellen kann, was ebenfalls zur Verstärkung der elektrischen Energie dient.

Noch sind zu erwähnen die bisher freilich vorzugsweise in Fabrikräumen zur Anwendung gelangten elektrischen Feuermelder, die Alarm schlagen, sobald in dem betreffenden Raume eine gewisse Temperaturgrenze überschritten wird. In Amerika benutzt man vorwiegend den Schäffer'schen Apparat, dessen Wirksamkeit auf der Volumenvergrößerung des Paraffins im Augenblicke des Schmelzens beruht. Das Paraffin ist hierbei in einem gußeisernen Gehäuse

eingeschlossen und treibt einen kleinen Messingkolben vor sich her, der bei Erreichung einer bestimmten Temperaturhöhe einen Kontakt schließt und damit ein Läutewerk in Bewegung setzt.

Für Hausthüren wie für Geldschränke u. s. w. geeignet ist das äußerst sinnreich konstruirte elektrische Schloß. Das bloße Hineinstecken eines sehr schwer abzuformenden flachen oder konischen Schlüssels mit eingravirten Kurven genügt hierbei, um ein System von Hartgummistäbchen so zu stellen, daß ein elektrischer Strom erzeugt wird. Diese Sperrvorrichtung übertrifft nun insofern alle früher vorhandenen, als die schließende Stellung der Stäbchen, welche auf dem Unterschiede von Leitern und Nichtleitern der Elektrizität beruht, sich unmöglich durch Reibungsunterschiede herausfühlen läßt, und ihr Einstellen ohne Schlüssel also nur dann durchführbar wäre, wenn man alle möglichen Stellungskombinationen durchprobiren könnte. Deren Anzahl beläuft sich aber bei sechs Stäbchen auf mindestens eine Million, wodurch selbst das verbesserte Brahmaschloß weit übertroffen wird. Das elektrische Schloß gewährt mithin unbedingte Sicherheit, da ein Oeffnen ohne Schlüssel, wie das Nachbilden des letzteren ganz undenkbar ist.

Eine solche elektrische Sperrvorrichtung läßt sich ferner an einer ganz beliebigen, schwer auffindbaren Stelle eines Schrankes anbringen, und es kann ein starker Riegel, der durch Federkraft einfällt und nur durch einen Elektromagneten zurückgezogen wird, die Hauptriegel des Schrankes festhalten, die sich nöthigenfalls auch selbst durch Elektrizität hin und her bewegen lassen. Von dem eingemauerten Schranke leitet man die Drähte durch Mauerkabel bis zu der in einem unzugänglichen Raume angebrachten Batterie, während in dem Schlafzimmer des Besitzers eine Sicherheitsausschaltung angebracht ist. Bei ausgeschalteter Batterie nützt daher selbst der gestohlene Originalschlüssel dem

Diebe nichts. Sollte aber einmal das Ausschalten vergessen werden oder dennoch ein Nachschlüssel haben hergestellt werden können, dann ertönt beim Einstecken des Schlüssels ein Alarmsignal, dessen Lautwerden der Dieb auf keine Weise verhindern kann. Endlich ist bei dem elektrischen Schlosse kein Irrthum darüber möglich, ob es geöffnet oder geschlossen sei: steckt der Schlüssel, dann ist es offen — steckt er nicht, so ist es zu.

Dieselbe Vorrichtung läßt sich, wie schon bemerkt, nun auch bei Wohnungsthüren anbringen, indem der elektrische Stechschlüssel gleichzeitig als Drehschlüssel für das zugehörige gewöhnliche Schloß benützt wird, wie das elektrische Schloß überhaupt sich den verschiedensten Verhältnissen mit Leichtigkeit anpassen läßt. Wo es vorhanden ist, kann man beim Verlassen einer Wohnung durch einfaches Zuwerfen der Thür sämmtliche Zimmer nebst Vorsaal von innen verriegeln. Nur der Besitzer selbst oder ein Eingeweihter vermag die Wohnung wieder zu öffnen, und zwar durch Einstecken des elektrischen Stechschlüssels an verborgener Stelle der Außenwand.

Da wir somit wieder bei der Thür angelangt sind, so schließen wir unsere Uebersicht über die Benutzung der Elektrizität zu häuslichen Zwecken. Die Leser werden daraus entnommen haben, daß auch auf diesem Gebiete bereits eine ganze Reihe von neuartigen Anwendungen jener wunderbaren Kraft vorhanden ist, die sich bei dem raschen Voranschreiten der Elektrotechnik gewiß in Bälde noch vermehren wird.

Japanische Gartenkunst und Zwergbaumzucht.

Kulturbild aus Ostasien von Ernst Montanus.

Mit 4 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wie schon seit Jahrhunderten, so bildet auch heute noch in Japan der Landbau die volkswirthschaftliche Grundlage des Staatswesens. Die Bodenkultur ist eine äußerst intensive, und die Thatsache verdient als höchst bezeichnend hervorgehoben zu werden, daß eifrige Praxis und vererbte Ueberlieferung dort die Landwirthschaft längst auf Bahnen gelenkt hat, die erst unsere moderne Agrikulturchemie als die richtigen erwiesen hat. Der japanische Feldbau beruht vor Allem auf einem weitverzweigten künstlichen Bewässerungssystem und ähnelt im Vergleich zu dem unserigen mehr einer Art Gartenwirthschaft, wenigstens soweit die fruchtbareren Bezirke in Frage kommen.

Mehr als fünfzig Prozent der Bewohner des ostasiatischen Inselreiches sind ihrer Hauptbeschäftigung, gegen zehn Prozent der Nebenbeschäftigung nach von der Landwirthschaft abhängig. Die Mehrzahl der Betriebe vollzieht sich auf winzigen Parzellen, auch die Forsten, namentlich die Privatwaldungen, sind in Form kleiner Holzungen über das ganze Land vertheilt, und diese vorherrschenden Kleinbesitzverhältnisse mögen wohl in den Japanern die Vorliebe für Miniaturgärten und die eifrige und höchst eigenartige

Zucht von Zwergpflanzen wachgerufen haben, die einen hervorstechenden Charakterzug jenes intelligenten und betriebsamen Volkes bildet. Unterstützt wird jene Neigung durch die den Japanern innewohnende zarte Liebe zur Natur, die sich auch in ihrem ganzen Kunstgewerbe offenbart, ebenso wie in der großen Rolle, welche dort die Blumen spielen. Selbst das kaiserliche Wappen stellt sich uns als eine sechzehntheilige Chrysanthemum-Doppelrosette dar, und als



Ein mehr als hundertjähriger Zwergbaum der japanischen Kiefer.

Zimmerschmuck begegnet man ihnen selbst in dem dürftigsten Haushalt.

„Jedes japanische Mädchen weiß ein paar Lilien, ein Chrysanthemum oder eine schöne Blattpflanze stylgerecht in einer schlanken Vase so zu befestigen," versichert ein Reisender, „daß Alles natürlich und ohne Zwang aus ihr hervorzuwachsen scheint. Für diese häusliche Fertigkeit gibt es eigene Unterrichtsstunden und in keiner Bauernhütte fehlen passende Gefäße, die allein nur diesem Zwecke dienen."

Jahraus, jahrein gibt die Blüthezeit der am meisten

beliebten Bäume und Blumen den Anlaß zu förmlichen Volksfesten, und zweimal im Jahre, im Frühling zur Zeit der Kirschblüthe und im Herbst, wenn die Kiku oder Chrysanthemen blühen, gibt der Kaiser von Japan den fremden Diplomaten, sowie den eingeborenen höheren Beamten Gartenfeste, die durch die damit verknüpften Blumenschaustellungen ihren eigenartigen Charakter erhalten. Man sieht dabei Beete, auf denen nicht nur, wie wohl bei uns, geometrische oder heraldische Figuren, sondern ganze Genre- und Kampfscenen dargestellt sind. Die Gesichter und sonst sichtbaren Fleischtheile sind aus einer Art Papiermaché hergestellt, auch die Schwerter und Geräthe, wie die Felsen sind meist natürlich, alles Andere aber aus Blumen, wobei namentlich die Gewänder mit allen Farben und Schattirungen äußerst naturgetreu erscheinen. Ein Bambusgestell gibt die Form des Gewandes an, und darüber sind nun die betreffenden Blumen mit der Wurzel gezogen, so daß sie in dem vorgezeichneten Rahmen weiterblühen.

Ganz wunderbar kunstvolle Gärten findet man noch bei den Feudalsitzen des alten japanischen Adels, und wahrhaft begeistert schildert ein Amerikaner, Lafcadio Hearn, einen solchen zu Izumo, den er kürzlich in Augenschein nahm. Diese Art von Gärten sind nach seiner Angabe eigentlich weder Blumen- noch Obstgärten, sondern sie stellen eine förmliche Landschaft dar, gleichviel, ob sie sich über mehrere Morgen ausdehnen, oder ob nur ein ganz kleiner Raum zur Verfügung steht. Manche sind sogar auf den Raum einer Fruchtschüssel oder Vase beschränkt. Man bewundert die zierlichen Hügelchen, die liliputanischen Häuschen, die mikroskopischen Teiche und die fadendünnen Quellchen, überragt von winzigen Brückchen, von Zwergpflanzen, welche die Bäume darstellen, und seltenen Kieseln statt der Felsen, so daß das Ganze eine anmuthige und lebendige Verkleinerung der wirklichen japanischen Landschaft dar-

stellt. Ein ganz besonderer Werth wird auf die Schönheit oder die eigenartige Form der Steine gelegt, welche diese Gartenanlagen schmücken. Die Steine haben nämlich früher auch im Volksglauben eine sehr bedeutende Rolle gespielt, und noch heute legen ihnen die buddhistischen Mönche eine symbolische Bedeutung bei.



Ein neunzigjähriger Eibenbaum.

Jener Garten eines Samuraï oder Feudalherrn zu Izumo war in drei Abtheilungen getrennt, von denen jede ihre bemoosten Felsen, ihre phantastischen Wasserbecken und ihre winzigen Hügel hatte. Es waren aber auch alte Bäume, lange, von kleinen Bäumchen beschattete Rasenstreifen und Inseln von Strauchwerk inmitten der mit blaßgelbem Sand bedeckten Wege vorhanden. Wie die Steine, so haben auch Bäume und Sträucher ihre symbolische Bedeutung und ihre poetischen Legenden. Eine Hauptrolle in der japanischen Landschaft spielen die Föhren; dann zieht man in den Gärten mit Vorliebe einen hübschen Citronenbaum, „die Finger Buddha's" genannt, zwei Arten von Kirschbäumen (sakuranoki), deren Blüthenpracht Alles weit übertrifft, was unsere europäischen Blüthenbäume bieten, und einen

nicht minder prachtvollen Pflaumenbaum. Unter den Blumen sind besonders beliebt: Wasserlilien, Lotus, Iris, Chrysanthemen, Azaleen und eine Lorbeerart mit bronzefarbigen Blättern. Mit Vorliebe vergleichen die Dichter des Inselreiches die Reize oder Tugenden der von ihnen besungenen weiblichen Wesen mit Blüthen und Blumen; häufig tragen auch junge Mädchen botanische Namen mit der Vorsilbe O, welche eine Auszeichnung bedeutet: O=Matsu (Kiefer), O=Také (Bambus), O=Eumé (Pflaumenbaum), O=Hana (Blume), O=Iné (junge Reisähre) u. s. w.

Diese alten Schloßgärten verschwinden allmälig, je mehr sich die Eisenbahnen, die Reisfelder und die Fabriken ausdehnen. Fast noch interessanter aber sind die ganz winzigen Gärtchen, welche der Japaner der unteren Volksklassen sich auf seinem kleinen Besitzthum herzustellen versteht. „Bei vier Quadratmeter Fläche," berichtet Max Buchner, „erlaubt er sich bereits eine Anlage, die man als Park bezeichnen kann, da ist vom nahen Bache ein Wässerchen durchgeleitet, mit zackigen Felsen eingefaßt und mit einem platten Felsen überbrückt. Wachholder und Lorbeer, zwerghaft gezogene Föhren und Cykadeen (Palmfarne) liefern das Buschwerk, und in einer Ecke oder neben der Brücke wird eine Steinlaterne aufgebaut, in die man Abends eine Lampe stellt, um das Ganze magisch zu beleuchten. Ist weniger Raum vorhanden, so bleibt doch irgendwo ein Winkel, aus dem ein Bäumchen aufstrebt, um das niedere Haus zu überschatten, oder dieses Bäumchen steht im Zimmer und streckt seine Zweige durch ein Loch im Dache."

Eine sehr wichtige Rolle spielen in all' diesen originellen Gartenanlagen die verschiedenen Zwergpflanzen und namentlich Zwergbäume, deren Zucht ja eine Spezialität der Japaner bildet. Sie verstehen es, Fichten, Ahorne und zahlreiche andere Arten, die bei uns nur als Bäume vorkommen, als Topfpflanzen zu ziehen, doch so, daß sie den-

noch ganz das Aussehen alter Bäume besitzen. Sehr häufig sieht man solche Zwergbäume, besonders von japanischen Kiefern, die über hundert Jahre alt sind.

Zuerst wurden diese Zwergpflanzen in Europa durch die Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 bekannt, auf der die Japaner in einem der Höfe eine ihrer Gartenlandschaften mit winzigen Wasserläufen und Brückchen, mit Felspartien u. s. w. angelegt hatten, in der man solche Zwerge aus der Pflanzenwelt sehen konnte. Nachher waren Zwergbäume auch in Paris 1878 und 1889 ausgestellt, so daß das allgemeine Interesse sich mehr und mehr diesem Zweige der Gärtnerei zuwandte. Man konnte lange nicht hinter das Verfahren kommen, das die Japaner bei der Erziehung solcher winzigen Pflanzen beobachten, und erst in neuerer Zeit sind durch Maury zuverlässige Nachrichten darüber bekannt geworden.



Ein sechzigjähriger japanischer Nuß- oder Gingkobaum.

Wir können in der Natur öfters Zwergbildungen bei Pflanzen wahrnehmen; so verkrüppelt zum Beispiel der Stengel häufig zur Zwergform. Wenn sandiger, humusarmer und das Wasser durchlassender Boden der Befeuchtung durch Grundwasser entzogen und somit allein auf die atmosphärische Bewässerung angewiesen ist, so erhalten die in ihm wurzelnden Pflanzen ein ganz zwerghaftes Aus-

sehen. Das Gleiche kann man an Pflanzen beobachten, die auf zähem, nassem Lehmboden oder aber auf trockenem Sandboden gewachsen sind, und sehr häufig führen solche äußeren Einflüsse zur Varietätenbildung.

Die Japaner benutzen aber nicht etwa solche natürlichen Zufälle, sondern sie gehen von Anbeginn an systematisch zuwege, indem sie schon die Samen, welche Zwergpflanzen geben sollen, in ganz winzige Töpfchen pflanzen. Wenn sie aufgegangen sind, so läßt man sie darin, bis die sich immer mehr ausdehenden Wurzeln das ganze Innere des Töpfchens ausgefüllt haben. Nun erst wird die Pflanze in ein Behältniß umgepflanzt, das um ein weniges größer ist. Abermals zehren die Wurzeln die magere Nahrung auf, die sie zur Verfügung haben, und wiederum werden sie umgepflanzt u. s. w. Dies Ziehen in möglichst kleinen Töpfen ist das wichtigste Moment bei der Zwergbaumzucht; man kann es ja zum Beispiel auch an unseren Zimmergummibäumen, die in ihrer Heimath eine riesige Höhe erreichen, beobachten, wie sehr die Entwickelung einer Pflanze durch das Ziehen in Töpfen beeinträchtigt wird. So mangelhaft genährte Pflanzen müssen zwerghaft bleiben, wie auch ein großer Theil der in ihrem Wachsthum immer von Neuem gehemmten Wurzeln verkrüppelt und abstirbt.

Ein anderer Theil der Wurzeln aber strebt nach oben aus dem Topfe heraus und hebt dadurch die ganze Pflanze über den Boden, bis zuletzt der Stamm in der Luft auf Bündeln zusammengeballter Wurzeln ruht. So gewähren denn diese Pflanzen einen ähnlichen Anblick, wie ihn in der Natur der Manglebaum mit seinen Luftwurzeln und die Pandanuspalme, die gleichsam stelzenartig auf ihren langen Wurzeln zu reiten scheint, darbieten.

Es genügt jedoch nicht diese Hemmung der Wurzelbildung allein, sondern man muß gleichzeitig auch die Zweigbildung nach Möglichkeit zu unterdrücken suchen. Zu diesem

Zweck befestigen die Japaner die noch jungen Zweige entweder an dem Stamm, oder sie binden immer mehrere untereinander zusammen, bald in horizontaler, bald in schräger Richtung, so daß also der kleine Baum oder Strauch im Ganzen die Form einer Kugel oder eines Eies, eines Kegels oder einer Pyramide erhält. Zum Anbinden der Zweige dienen vorzugsweise Bambusfasern.



Naudina domestica, mit fruchttragenden Zweigen, die auf einen mehr als siebzigjährigen Stamm gepfropft sind.

Durch diese Behandlung verliert die Pflanze zuletzt jede Lust zum Wachsen, und Stamm und Zweige werden nur ganz langsam größer und stärker. Mitunter kommt es auch vor, daß einzelne Zweige ganz absterben, worauf sie sofort abgeschnitten werden. So bleiben Stamm und Zweige krüppelhaft, aber auch die Blätter werden zwergartig, und man zieht auf diese Weise Bäume, die, obwohl sie verbürgtermaßen ein Alter von hundert und mehr Jahren besitzen, nur eine Höhe von 50 Centimeter und einen Stammdurchmesser von 4 bis 7 Centimeter aufweisen.

Bei Weitem aber nicht alle Baumarten lassen sich in dieser Weise zu Zwergen machen. Seitens der Japaner geschieht dies vorzugsweise mit einigen Kiefernarten, wie

Pinus japonica und und Pinus densiflora, einigen Cypressen und Wachholdern, wie Cupressus corneyana und Juniperus chinensis, dann mit dem Gingko- oder japanischen Nußbaum (Gingko biloba), einigen Taxusarten (Taxus und Cephalotaxus), mit Naudina domestica, sowie mit einigen Eichen- und Feigenarten (Quercus phyllireoides, Quercus cuspidata und Ficus niponica) u. s. w.

Im Allgemeinen eignen sich die Koniferen oder Nadelhölzer weitaus am meisten zu derartigen Versuchen. Alle Dikotyledonen oder zweisamenlappigen Pflanzen dagegen verhalten sich sehr widerspenstig, so daß man nur bei einzelnen Arten auf Erfolg rechnen kann. Sie treiben immer neue Keime; kaum hat man einen Zweig festgebunden, so beginnt er wieder auszuschlagen und neue Zweige zu treiben, die man abermals festbinden muß. Aber die Japaner haben eine Geduld, die unermüdlich ist; sie halten sich jahrelang daran, auch bei solchen Pflanzen Zweig um Zweig festzubinden, und erzielen so allerdings zuletzt auch von ihnen Zwergpflanzen, allein um den Preis einer ganz unverhältnißmäßigen Mühe und Arbeit. Ebenso lassen sie es sich nicht verdrießen, wenn ein abgestorbener und weggeschnittener Zweig eine häßliche Lücke macht, die dem Gesammteindrucke des Bäumchens schadet, sie durch aufgepfropfte Reiser auszufüllen.

Mitunter wenden sie auch noch ein anderes Verfahren an, indem sie die Zweige, anstatt sie abzuschneiden, mit Gewalt um eine Stütze rollen, als ob es Kletterpflanzen wären. Sie benutzen als solche Stützen gern den Stamm eines Baumfarnes oder auch Polypengehäuse, deren seltsame und vielverästelte Formen dem Ganzen ein ganz seltsames Aussehen geben.

Wenn schließlich alle Zweige absterben, so pfropft man kleine Reiser auf den Stamm; so war auf der letzten Pariser Ausstellung ein mehr als siebzig Jahre alter Stamm von

Naudina domestica zu sehen, der Zweige mit Früchten trug.

Auch unsere Gärtner haben schon einige in dies Gebiet schlagende Versuche gemacht. Wir erinnern nur an das Kunststück, durch Verstümmelung aus der einjährigen Resedapflanze ausdauernde Stöcke mit verholztem Stamme heranzuziehen, und an die winzigen, höchst fremdartig aussehenden Epheubäumchen, die man durch das Pfropfen blüthentragender Epheuzweige auf spannenhohe aufrechte Stämme erzielt. Bei den Japanern aber ist die Zwergbaumzucht der beliebteste Zweig der Gartenkunst und wird im ganzen Reiche mit Eifer betrieben.

Alte und neue Sterndeuterei.

Streifzug in ein dunkles Gebiet. Von Paul Tunsch.

(Nachdruck verboten.)

Nichts in der Natur und auch im menschlichen Dasein geschieht zufällig, sondern überall waltet ein strenges Gesetz, nach welchem sich der Lauf der Dinge mit zwingender Nothwendigkeit als die natürliche Wirkung einer ebenso natürlichen Ursache vollzieht. Nur ist unser Wissen zu gering und oft liegen auch die Ursachen zu weit zurück, um überall den richtigen Zusammenhang zu erkennen. Diesen geheimnißvollen Schleier, der über Vieles im Laufe der Ereignisse, besonders über zukünftige Dinge gebreitet ist, hat der Mensch auf verschiedene Weise zu durchdringen versucht und verfiel dabei auf Prophezeiungen und Weissagungen der mannigfachsten Art. Nirgends ist aber so viel Gelehrsamkeit und menschlicher Scharfsinn zur Entzifferung der Zukunft aufgeboten worden, als in der Astrologie, d. h. in der Kunst, aus den Stellungen der Gestirne am Himmel irdische Ereignisse vorherzusagen, eine untergegangene Wissenschaft, die noch heute von einem Nimbus des Geheimnißvollen umgeben wird.

Um hinter die Geheimnisse der Sterndeuterei zu kommen, wollen wir den alten, echten Astrologen bei ihren schwierigen Berechnungen ein wenig zusehen. Zu diesem Zwecke wollen wir einmal unseren Blick auf den Sternhimmel richten. Wir sehen da die zahllosen mehr oder weniger

hellen Gestirne in den verschiedensten Gruppirungen, die man zu phantastischen Bildern, den „Sternbildern", vereinigt hat, denen man, je nach ihrer merkwürdigen Gestaltung, Götter- oder Thiernamen gegeben hat. Außerdem aber erblicken wir meist einen außerordentlich hellen Stern, oder auch zwei sehr glänzende Gestirne am Himmel, welche durch ihre Leuchtkraft selbst die anderen hellsten Sterne weit übertreffen. Das sind Planeten oder Wandelsterne, welche, im Gegensatz zu den festen Sternbildern, in denen die Sterne zu einander immer die gleiche Stellung haben, ihren Ort am Himmel fortwährend verändern und bald in diesem oder jenem Sternbilde stehen. Diesen Planeten, zu denen die alten Astrologen auch die Sonne und den Mond rechneten, und deren sie mit Venus, Mars, Merkur, Saturn und Jupiter im Ganzen sieben zählten, wurde nun eine große Wunderkraft zugeschrieben, vermöge der sie auf den Lauf irdischer Ereignisse von entscheidendem Einfluß waren und zwar, je nach dem ihnen zugeschriebenen Charakter, einen guten oder bösen Einfluß ausübten. So waren die Planeten Venus, Jupiter und Merkur im Allgemeinen Sterne von guter Bedeutung, dagegen Saturn und Mars schädliche, unheilbringende Gestirne.

Um nun irgend einem Menschen das Horoskop zu stellen, d. h. das Geschick seines Lebens zu ermitteln, galt es, denjenigen Planeten festzustellen, welcher in der Stunde seiner Geburt über seinem Geburtsort aufging oder aufgegangen war: das war *sein* Planet, der sein Leben regierte und auf sein Schicksal von entscheidenster Einwirkung war. Solche gute oder schadenbringende Kraft wurde aber wieder von der günstigen oder schlimmen Einwirkung der anderen Planeten beeinflußt, je nach ihrer Stellung zum Geburtsplaneten und untereinander, und je nach dem Sternbilde oder dem „Hause des Himmels", in welchem sie sich gerade befanden. Auf ähnliche Weise konnte man

auch das Schicksal einer Stadt oder eines ganzen Landes, oder auch die Erfolge einer vorzunehmenden einzelnen Handlung prophezeien.

Es ist ersichtlich, daß die genaue Berechnung all' der günstigen und schädlichen Einwirkungen der Gestirne nach den Regeln der Astrologie keine leichte war, und in der That war die wissenschaftliche Astrologie, welche im Laufe der Jahrhunderte manche Wandlungen erfahren hat, namentlich zur Zeit ihrer höchsten Entwickelung im Beginn der Neuzeit, eine außerordentlich schwierige Wissenschaft, sie war „auch einer der Wetzsteine, an welchen der menschliche Geist sich geschliffen hat.“ Dabei war in ihr nichts von phantastischer Willkür, sondern sie arbeitete höchst wissenschaftlich und folgerichtig. Nur so erklärt es sich, daß sie Jahrhunderte hindurch fast die ganze civilisirte Welt beherrschte und daß es gerade die hervorragendsten und genialsten Geister waren, die in ihrem Banne lagen. Erleuchtete Männer, wie Kepler und Tycho de Brahe, die in der Himmelskunde geradezu bahnbrechende und umwälzende Wahrheiten erforscht und verkündet haben, übten sie aus. Haben doch bis fast vor einem Menschenalter noch hohe Häupter, die man zu den aufgeklärtesten ihrer Zeit rechnet, sich das Horoskop stellen lassen.

Wie aber konnte die Wissenschaft und wie konnten gerade die gelehrtesten Forscher in einen solchen Aberglauben verfallen?

Es ist höchst interessant, auf den geheimnißvollen Ursprung der Sterndeuterei zurückzugehen, deren Anfang sich übrigens im vorgeschichtlichen Dunkel verliert. Denn die Astrologie ist sehr alt. Die europäischen Astrologen haben sie von den Arabern, diese haben sie von den gelehrten Alexandrinern zur Zeit der römischen Herrschaft in Egypten, und vor ihnen betrieben sie die Egypter, welche sie wiederum von den Babyloniern gelernt hatten, bei denen sie in

älterer Zeit, ebenso wie in Indien, Beruf der Priester oder Magier war.

Es liegt nahe, ihre Entstehung auf die Beobachtung des physikalischen Einflusses der Gestirne auf die Erde zurückzuführen, jedoch scheint ihr Ursprung eine weit tiefer liegende Ursache zu haben. Das interessante Volk der alten Chaldäer (im weiteren Sinne Babylonier), welches vor nunmehr drei Jahrtausenden in der fruchtbaren Euphratniederung Asiens lebte, besaß eine hohe Stufe der Kultur und ein eigenthümliches Religionssystem. Nach demselben waren die Gestirne lebende Wesen, himmlische Geister. Unter ihnen aber waren die Sonne, der Mond und die Planeten, welche sich durch ihren größeren Glanz und durch ihre Bewegungsfähigkeit unter den anderen Sternen auszeichneten, die Hauptgötter, welche das Geschick der Menschen regierten. Den Charakter der Planetengötter haben vermuthlich die Chaldäer aus dem Lichte, dessen Farbe und der Eigenthümlichkeit des Laufes dieser Gestirne hergeleitet. Obgleich noch Vieles an diesen Planetengöttern der Chaldäer unaufgeklärt ist, so weiß man doch soviel, daß der Hauptgott Bel die Sonne war, und man nimmt an, daß dessen Gattin Beltis den Mond vorstellte, während Machitta wahrscheinlich die Venus war. Der chaldäische Gott Nergal wird mit Mars in Verbindung gebracht, dessen röthliches Licht wahrscheinlich zur Vorstellung vom Kriegsgott führte. Saturn war ein schadenbringendes Gestirn, und man vermuthet, daß er mit dem Moloch der Syrier, der so viel Menschenleben als Opfer forderte, zusammenhängt. Der Merkur, der „Schreiber des Himmels", regierte die Wissenschaften, Poesie und Musik, und sein Charakter erklärt sich durch seine Nähe zur Sonne, so daß er, wie die Schreiber der orientalischen Könige, stets in ihrer Umgebung war. Jupiter mit seinem heiteren lichten Glanze war ebenfalls ein gutes Gestirn.

Aus diesem Religionssystem ist nun wahrscheinlich die Astrologie entstanden, bei der man von der Vorstellung ausging, daß derjenige Planetengott, der zuerst über dem Neugeborenen aufging, sein Gott war, der sein Leben regierte, wobei jedoch die anderen Planetengötter auch nicht müßig zusahen, sondern je nach ihrem Wesen und ihrer Nähe ihren Einfluß geltend machten. Sicherlich aber war der Sabäismus, wie man diese Religion später nannte, eine der edelsten Formen der Vielgötterei, ein reiner Himmelskultus, gegenüber dem Naturkultus anderer Völker, und nur eine ziemliche hohe Kultur konnte diese Religionsform gezeitigt haben. Der wissenschaftliche Theil dieser Religion hat dann später seine religiöse Grundlage verloren und sich in Mysterienform bis in die geschichtliche Neuzeit erhalten, als das Volk, von dem er herrührte, schon lange vom Erdboden verschwunden war, und von dessen hoher Kultur nur noch die Ruinen von Babylon und Ninive berichteten. Ja, noch heute finden wir einen Rest der später verflachten vulgären Astrologie in den auf unseren Jahrmärkten zuweilen feilgebotenen gedruckten Prophezeiungen, den sogenannten „Planeten".

Die Astrologie aber war die Mutter und Pflegerin der Astronomie, denn allein dem astrologischen Bedürfniß ist die frühzeitige Entwickelung der Himmelskunde zu verdanken.

Ist nun auch längst vor dem forschenden Menschengeiste das Gebäude der alten Astrologie zusammengesunken, so ist doch dafür eine Art neue Astrologie entstanden, nämlich die Lehre von dem wirklichen Einfluß der Gestirne auf die Erdkugel, und zwar hat man nach dieser Richtung in neuerer Zeit recht überraschende Wahrnehmungen gemacht. Nicht allein, daß Sonne und Mond die Erde durch Licht, Wärme und Anziehung beeinflussen, man hat noch ganz andere Dinge bemerkt.

Das Hauptgestirn unseres Weltbezirks im Himmelsraume (des Sonnensystems) ist unser Tagesgestirn, die Sonne, gegen deren ungeheuer große Körpermasse die körperlichen Massen der Planeten, die sie umkreisen, verschwindend klein erscheinen. Sie beherrscht aber nicht nur durch die mächtige Gewalt ihrer Anziehungskraft den Himmelslauf der Planeten, sondern durch ihre Licht- und Wärmewirkungen, denen auch chemische Kraft und elektrische Einflüsse innewohnen, die gesammten physikalischen Verhältnisse auf den Planeten, tiefeingreifend in das Schaffen der unorganischen und der lebendigen Natur. Sie ist die Herrscherin in unserem Weltenbezirk, und mit Recht sagt der Dichter:

„Von ihr kommt Leben und Gewalt,
Gedeihen, Wohlthun, Macht —
Und wird sie finster, ruhig, kalt,
Stürzt Alles in die Nacht.“

Da ist es nun interessant zu erfahren, wie die physikalischen Zustände auf der Sonne keineswegs immer dieselben, und wie ihre Schwankungen auch auf irdische Naturverhältnisse von Einfluß sind. Man hat nämlich wahrgenommen, daß auf ihrer mächtig bewegten Oberfläche ab und zu gewaltige Gährungen stattfinden, deren Wirkungen sich bis auf unsere Erde erstrecken. Diese Vorgänge zeigen sich in den Beobachtungsinstrumenten in Form verdunkelter Theile auf der Sonnenoberfläche, die in sich und in ihrer Umgebung eine außergewöhnliche Bewegung verrathen; es sind die sogenannten Sonnenflecke, denen man in neuerer Zeit so große Aufmerksamkeit zuwendet. Es ist statistisch festgestellt, daß die Sonnenflecke, welche beiläufig auf der Sonne fast nie gänzlich fehlen, in der größeren und geringeren Häufigkeit ihres Erscheinens eine bestimmte Periode haben und zwar hat man für den Zeitraum von ihrem meisten bis zu ihrem geringsten Auftreten eine etwa

elfjährige Periode ermittelt. Zwar verschiebt sich diese Periode manchmal um einige Jahre — sie verkürzt sich bis auf acht und verlängert sich zuweilen bis auf sechzehn Jahre — dennoch ist die Periodizität der Sonnenflecke jetzt nicht mehr zu bezweifeln.

Nun ist man durch statistische Vergleiche zu der Wahrnehmung gelangt, daß dieser Periodizität der Sonnenflecke ähnliche periodische Schwankungen im Magnetismus der Erdkugel, im Auftreten der Nordlichter und in allgemeinen Witterungszuständen auf der Erde entsprechen, so daß man annehmen muß, daß diese Erscheinungen mit der Fleckenbildung auf der Sonne im Zusammenhange stehen. Noch eine ganze Reihe anderer Vorgänge in der unorganischen und organischen Natur auf der Erde glaubt man mit der Sonnenfleckenperiode in Verbindung bringen zu müssen. Kurz, der Einfluß dieser Erscheinung auf irdische Verhältnisse scheint ein ganz allgemeiner zu sein.

Während man nun zu einer befriedigenden Erklärung über den Zusammenhang dieser Erscheinungen mit den Vorgängen auf der rund zwanzig Millionen Meilen von uns entfernten Sonne noch keinen genügenden Anhalt hat, ist von Ernst Sasse der Versuch gemacht worden, die periodischen Schwankungen in der Vermehrung und Verminderung der Sonnenthätigkeit, wie sie sich in der vermehrten und verminderten Fleckenbildung offenbart, durch die Kraftwirkungen der Planeten in ihren wechselnden Stellungen zur Sonne zu erklären. Es ist selbstverständlich, daß, wie die Sonne auf die Planeten anziehend wirkt, auch diese auf die Sonne wirken müssen, ähnlich wie ein an einem Faden im Kreise geschwungener Körper auf die schwingende Hand eine Zugwirkung ausübt. Je größer nun der Planet und je näher er der Sonne ist, desto stärker wird seine Anziehungskraft sein. Nun ist der nach seiner Körpermasse weitaus größte Planet Jupiter alle

zwölf Jahre der Sonne auf seinem Umlaufe am nächsten, und der zweitgrößte, ebenfalls seiner Masse nach weit überwiegende Planet Saturn nähert sich der Sonne alle zehn Jahre am meisten. Als Mittel beider Zeiträume ergibt sich eine elfjährige Periode, in welcher die beiden weitaus größten Planeten ihre größte Anziehungskraft auf die Sonnenoberfläche ausüben, was mit der Sonnenfleckenperiode übereinstimmt. Aus der verschiedenen Stellung dieser beiden Planeten (in derselben oder entgegengesetzten Richtung) zur Sonne läßt sich auch die beobachtete Abweichung der Sonnenfleckenperiode von acht bis zu sechzehn Jahren erklären.

Ja, man hat in Verbindung hiermit noch eine weit interessantere Wahrnehmung gemacht.

Von der Annahme ausgehend, daß die periodisch erhöhte Sonnenthätigkeit, wie sie die Fleckenbildung verräth, eine sichtliche Einwirkung auf allgemeine Erscheinungen in der unorganischen und organischen Natur der Erde ausübt, liegt die Frage nicht fern, ob und inwieweit sich Zeichen einer ähnlichen Einwirkung auf die höchsten Organismen der Erde, auf die Menschen, auffinden lassen, um so mehr, da ja auch das Leben der Völker in seinen geschichtlichen Ereignissen reich ist an allgemeinen Erscheinungsformen, die auf allgemeine Ursachen schließen lassen. So können z. B. im Leben der Völker als ein Zeichen gesteigerter Reizbarkeit im Allgemeinen Kriege, Revolutionen und andere innere Gährungen gelten. Und wirklich hat Ernst Sasse durch seine in neuerer Zeit wiederholt gemachten Veröffentlichungen nachzuweisen gesucht, daß in den geschichtlichen Kriegen und Gährungen der sehr reizbaren französischen Nation, die er als Linien und Bänder in eine durch Zeitabstände eingetheilte Tafel eingetragen hat, nahezu eine zehnjährige Zeitwelle herrscht, die ungefähr alle sechzig Jahre zu bedeutenderer Höhe anwächst, ein Zeichen,

wie er vermuthet, daß außer der zehnjährigen auch eine zwölfjährige Periode vorhanden ist, welche jedes fünfte Mal nach sechsmaliger Wiederholung mit der zehnjährigen Periode zusammenfällt. Beide Zahlen aber würden mit der Sonnenfleckenperiode und mit den als Ursache derselben vermutheten Umläufen der Planeten, Jupiter und Saturn ziemlich übereinstimmen.

Sollte die Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinung und ähnlicher Vorgänge im Völkerleben wirklich nachgewiesen werden, so ständen wir vor der überraschenden Erkenntniß ganz neuer Naturgesetze im Leben der Völker, welche der Weltgeschichte eine ganz neue Grundlage geben würden. Ja, es wäre dann nicht ausgeschlossen, daß derartige im Leben der Völker bestimmt wiederkehrende allgemeine Erscheinungen sich vorhersagen ließen.

Auf diese Weise aber würden wir vor einer neuen Art Astrologie stehen, und die alte Sterndeuterei stände vor ihrer Wiederauferstehung in geläuterter Form und auf der realen Grundlage unabänderlicher, ewiger Naturgesetze, die das gesammte Weltall beherrschen.

Ein Juwel mittelalterlicher Baukunst.

Reiseerinnerung von Th. Felix.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wer mit der Eisenbahn von Bruchsal nach Stuttgart fährt, gelangt bei dem Städtchen Knittlingen von badischem auf württembergisches Gebiet, wo Maulbronn die erste Station ist. Kurz bevor diese erreicht wird, erblickt man auf der linken Seite durch eine Lichtung des Waldes den Aalkisten- und den Eilfingersee, über denen sich der sonnige Eilfinger Weinberg erhebt, der den besten Weißwein in ganz Württemberg liefert.

Ganz im Hintergrunde aber ragt das schlanke Thurmdach des alten Cisterzienserklosters Maulbronn empor, das mit Recht als ein Juwel mittelalterlicher Baukunst gepriesen wird und noch einen besonderen romantischen Reiz erhält durch seine Erinnerungen an den sagenhaften Doktor Faust. Kaum ein anderes süddeutsches Kloster ist eines Besuches so werth wie diese ehemalige Abtei in dem weltabgeschiedenen Salzachthale, weshalb wir uns den Dank der Leser zu erwerben glauben, wenn wir sie etwas näher damit bekannt machen.

Von der Station ist das Kloster mit dem gleichnamigen württembergischen Flecken und Oberamtssitz eine gute halbe Stunde entfernt. Man wandert dorthin auf guter Straße durch schönen Laubwald. Plötzlich hört dann zur Linken

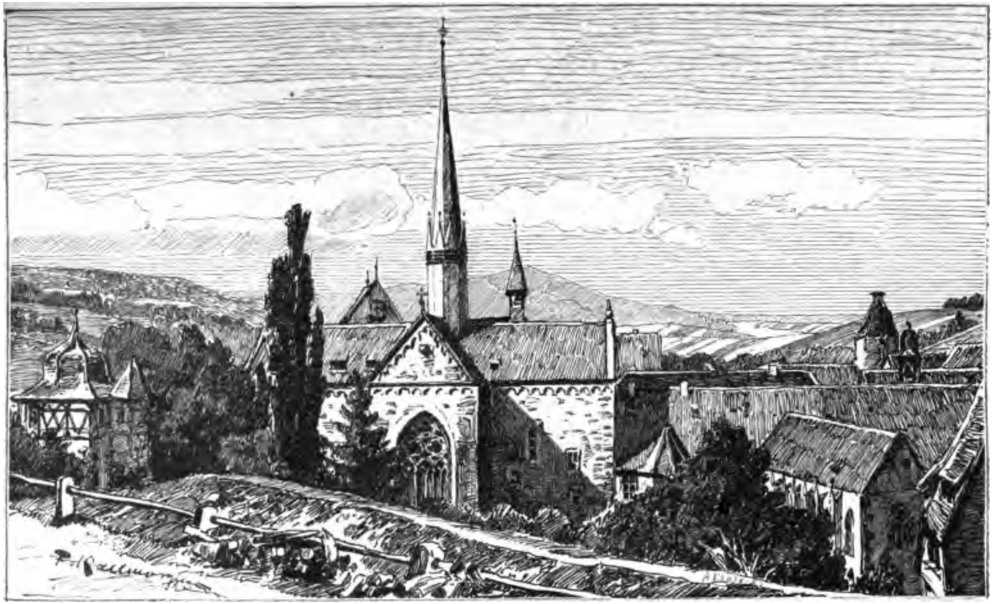
der Wald auf und läßt uns drüben, jenseits des gegen Westen offenen Salzachthales, bewaldete Höhen und die Terrassen des Eilfinger Berges schauen, dessen Weinberge einst von den frommen Klosterherrn angelegt sein sollen, in neuerer Zeit aber größtentheils in den Besitz der königlichen Hofdomänenkammer übergegangen sind.

Geradeaus aber liegen vor uns die wehrhaften Thürme und Mauern des Klosters Maulbronn, überragt von dem spitzen Dachreiterthürmchen der Klosterkirche.

Je näher wir dem gegen 1200 Einwohner zählenden Orte kommen, desto lieblicher wird der Anblick des fruchtbaren Thales. Doch wir säumen nicht länger hier draußen, sondern schreiten unserem Ziele zu — zwischen hübschen Gärten und durch eine breite Gasse bis vor das Hauptthor der noch ganz von einer Ringmauer mit tiefem Graben umfaßten Klosteranlage.

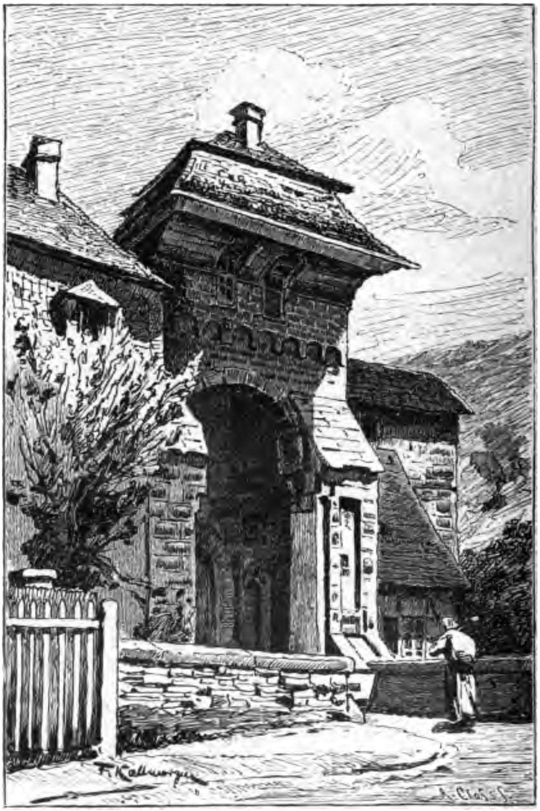
Von der Mitte des 12. Jahrhunderts an war das Kloster der Mittelpunkt der ganzen Gegend, und im 14. Jahrhundert gehörten nicht weniger als 94 Ortschaften zu jenem stillen Mönchssitze, der von diesem Versteck aus das ganze fruchtbare Enzgau und das Gebiet der Salzach und des Saalbachs bis zum Rheine hin beherrschte.

Maulbronn ist im Jahre 1146 gegründet worden. Der Ritter Walther v. Lamersheim aus altem, freiem Geschlecht, hatte, des Weltgetümmels müde, die Mönchskutte genommen und sollte der Gründer dieses ersten Cisterzienserklosters in Schwaben werden. Zuerst hatte er 1140 eine Niederlassung von Mönchen auf seinem Gute Eckenweiler bei Mühlacker eingerichtet, da der Ort aber wenig geeignet erschien, so wandte Walther v. Lamersheim sich an den Bischof Günther von Speier, der nun im Jahre 1146 die Ansiedelung an einen Ort im Salzachthale verlegte, welcher fortan Mulenbrunnen genannt wurde. Die Sage berichtet die Geschichte dieser Gründung etwas abweichend. Die



Gesammtansicht von Maulbronn.

Klosterväter, so meldet sie, hätten sich nach dem Aufgeben der Niederlassung zu Eckenweiler nicht über den Ort einer

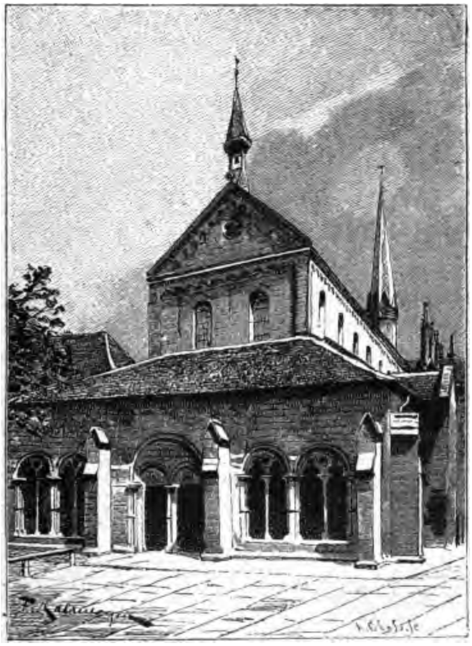


Hauptthor des Klosters.

neuen einigen können und daher zuletzt beschlossen, die Stelle durch ein Maulthier aufsuchen zu lassen. Der in den Wald gejagte Vierfüßler habe nach langem Umherirren endlich an einer Quelle gehalten und getrunken, und auf

dieses Zeichen hin sei nun hier das Kloster gegründet worden und habe davon seinen Namen bekommen.

Zur Zeit der Gründung hausten Straßenräuber in den dichten Waldungen um die neue Niederlassung, aber diese



Klosterkirche mit „Paradies".

gedieh mehr und mehr und wurde am 8. Januar 1156 durch Kaiser Friedrich Barbarossa seinem besonderen Schutze unterstellt. Diese Schirmvogtei über das Kloster übertrug Kaiser Karl IV. 1361 an Kurpfalz, dessen Pfalzgrafen den Sitz der frommen Väter als ein Bollwerk gegen Württemberg befestigten. Im Jahre 1504 aber eroberte der junge Herzog Ulrich von Württemberg Maulbronn, wovon noch

heute mehrfache Kugelspuren an den Mauern der Kirche zu gewahren sind. So kamen Kloster und Ort, die vertragsmäßig abgetreten wurden, an Württemberg, bei dem sie seither, von geringen Unterbrechungen abgesehen, auch verblieben sind.

Im Jahre 1558 ward das Kloster durch Herzog Christoph von Württemberg säkularisirt und in eine Klosterschule verwandelt. Hier fand im Jahre 1564 die Disputation der pfälzischen und württembergischen Theologen über das Abendmahl statt. Nachher ward die Klosterschule in eines der vier niedrigen Seminare Württembergs für angehende Geistliche verwandelt, welchem Zwecke es noch heute dient. Unter den Schülern von Maulbronn fehlt es nicht an berühmten Namen, von denen hier nur genannt seien: Johannes Kepler, der große Astronom, der dort drei Jahre geweilt hat; ferner der Philosoph Schelling, der Dichter und beliebte Erzähler Hermann Kurtz und endlich Georg Herwegh, der Dichter der „Gedichte eines Lebendigen“.

Nachdem wir das wehrhafte Hauptthor, einen festen Thurm aus Buckelsteinen mit Rundbogenfries, durchschritten haben, gelangen wir in den weiten Klosterhof. Ehedem führte zu diesem Thor eine Zugbrücke über den Graben, und hinter dem Durchgang folgte zunächst ein kleiner durch Arkaden abgeschlossener Vorhof, in dem man ankommende Fremde begrüßte und in den an einigen bestimmten Tagen des Jahres auch Frauen Zutritt hatten, die sonst die Zugbrücke nicht überschreiten durften.

In dem Klosterhofe heften sich die Blicke des Besuchers zunächst auf die schönen alten Linden um den Brunnen und dann auf die dahinter sichtbar werdende Klosterkirche mit ihrer Vorhalle, einem sogenannten „Paradies“. Diese Kirche, eine dreischiffige Säulenbasilika ohne Thurm, nur mit sehr hohem Dachreiter über der Kreuzung, stammt noch aus der Zeit der ersten Anlage und hat die Grund-



Inneres der Kirche zu Maulbronn mit dem Kruzifix.

rißform eines großen lateinischen Kreuzes. Das Mittelschiff ist noch einmal so hoch und breit, wie die Seitenschiffe, und war einst flach gedeckt; das Ganze ausgeführt in den Formen des deutschen Rundbogenstyls, an die römischen Basilikenbauten erinnernd.

Etwa ein halbes Jahrhundert nach der Einweihung der Kirche im Jahre 1178 durch Erzbischof Arnold von Trier, bauten die Mönche vor die ihnen wohl nicht belebt genug erscheinende Westseite der Kirche noch eine Vorhalle (Paradies) mit drei starken Rippenkreuzgewölben, hohen Kleeblattfenstern und reichen Säulenbündeln, die mit den schönsten Kelchkapitälen geschmückt sind. Dies „Paradies“ nun zeigt bereits den sogenannten Uebergangsstyl — die Ueberleitung von dem ernsten schweren Rundbogenstyl in die strebende Kraft der Gothik. Es ist eines der schönsten Denkmale dieser Bauart, die wir in Deutschland haben, und mit höchster Kunst und Einheitlichkeit ausgeführt.

Im Inneren der ursprünglichen Kirche ließ Abt Albrecht IV. 1424 durch den Laienbruder Bertold, dessen Bildniß man an der ersten Konsole des linken Seitenschiffes ausgemeißelt sehen kann, gothische Rippengewölbe in den Schiffen einziehen und sie auch außen noch durch Strebepfeiler und Strebebögen verspannen.

Dem Fremden, der das Innere des Gotteshauses betritt, fällt zunächst ein mächtiges Kruzifix aus Sandstein in die Augen. Das großartig gedachte und trefflich ausgeführte Werk ist 3,7 Meter hoch, aus einem einzigen Steine gemeißelt und im Jahre 1473 verfertigt. Es ragt am Laienaltar dunkel und schwermuthsvoll empor. Nur zur Zeit der Sommersonnenwende fallen Vormittags zehn Uhr die Sonnenstrahlen vielleicht eine Viertelstunde lang auf die Dornenkrone des Gekreuzigten, wie dies Paul Lang in den tiefempfundenen Versen besingt:

„Manchmal nur im hohen Sommer,
Wenn der Rosen volle Pracht
Ringsum in der Klostergärten
Dichtem Buschwerk sich entfacht,
Fallen so die Sonnenstrahlen
Durch der Kirchenfenster Scheiben,
Daß sie einen Augenblick
Auf der Dornenkrone bleiben.

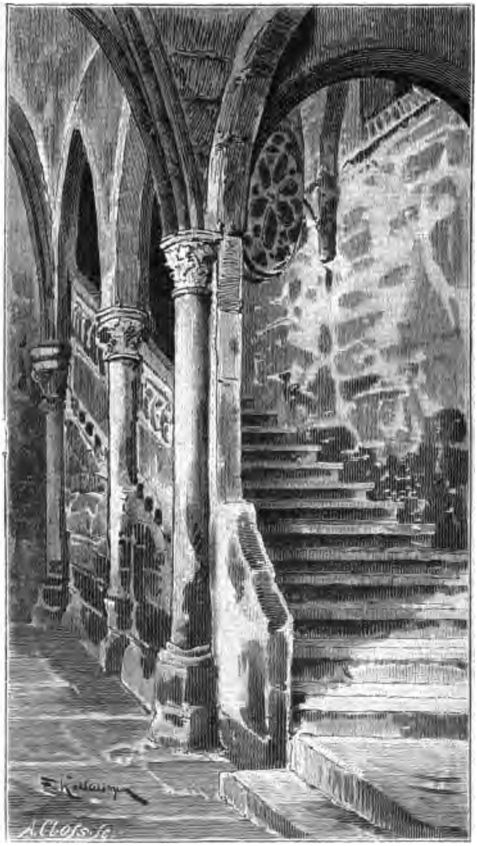
Mächtig wie der Frühlingsodem
Den erstarrten Zweig durchdringt,
Geht ein Leben durch die Krone,
Die des Dulders Stirn umschlingt,
Und es scheinen in den Dornen,
Die des Heilands Haupt zerstochen,
Von der Sonne wachgeküßt,
Rothe Rosen aufgebrochen."

Höchst bemerkenswerth ist ferner der ehemalige Abtstuhl, eines der prachtvollsten Denkmäler mittelalterlicher Holzschnitzerei, dem nur die wunderschönen Chorstühle nahekommen, die, 92 an der Zahl, den Raum zwischen dem sogenannten Lettner und der Vierung einnehmen.

Diese Werke der alten gothischen Holzbildnerei zeigen einen Reichthum der Formen und eine Feinheit und Kunst der Ausführung, die uns die höchste Achtung vor der Erfindungsgabe des Meisters, wie vor der Geschicklichkeit seiner Gehilfen einflößt. Außerdem enthält die Kirche noch einen alten Hochaltar und einige altdeutsche Gemälde. Der Meister der Letzteren hieß nach der Inschrift Magister Ulrich und hat sie im Jahre 1424 gemalt.

Auch die Grabdenkmäler der beiden oben erwähnten Stifter von Maulbronn sind in der Kirche. Der Gedenkstein Walther v. Lamersheim's befindet sich auf dem Boden inmitten der Kirche vor dem Laienaltar. Es zeigt das Wappen des Stifters, das Kreuzfahrerkreuz und die Umschrift: „Hie lit bruder walther ein freyr von Lamersheim.

Der erste Anfahn und Stifter diser geistlicher Sammenunge. Des Seele ru in Friden." Im Chor ist das Grabmal des



Höllenstaffel.

Bischofs Günther von Speier, eines Grafen v. Henneberg. Er ist darauf in einem reich gestickten Gewande dargestellt, mit dem Bischofsstabe in der Linken und dem Evangelium

in der Rechten; sein Haupt hat lange Locken und ruht auf prächtigem Kissen.

Wie auch bei allen ähnlichen Anlagen stößt an die



Herren- oder Sommerrefektorium.

Langseite der Kirche (hier die nördliche) der große Kreuzgang, um den sich der Kapitelsaal, die Refektorien, die Geißelkammern und ähnliche Anlagen reihen. Durch ein Seitenpförtchen treten wir aus der Kirche in den lichten,

feingewölbten Kreuzgang, der im Viereck einen Rosengarten umschließt. Die zunächst an die Kirche stoßende Hälfte des Kreuzganges ist wieder in dem herrlichen Uebergangsstyle des „Paradieses“ gehalten. Mehr als anderthalbhundert Strecksäulen stützen die sechstheiligen Rippengewölbe; auf dem Boden befinden sich zahlreiche Grabplatten. Im Uebrigen zeigt der Kreuzgang den anmuthigen frühgothischen Styl, wie auch die Brunnenkapelle und der Kapitelsaal mit seinen zierlichen Säulen und Steingewölben. Bemerkenswerth ist die Treppe mit reichem Geländer in der Nordostecke, die sogenannte „Höllenstaffel“, welche zu dem ehemaligen Dorment oder Schlafsaal der Mönche emporführt, sowie zu dem Sudatorium über der Klosterküche, das eine den römischen Hypokausten verwandte Vorrichtung zu Schwitzbädern hatte.

An den nördlichen Arm des Kreuzganges schließt sich im Nordwesten das Refektorium der Laienbrüder, das sehr lang ist und auf Doppelsäulen ruht; das Herren- oder Sommerrefektorium, ein prächtiger hoher Raum mit Rundsäulen, liegt inmitten der Nordseite, gerade der Brunnenkapelle gegenüber.

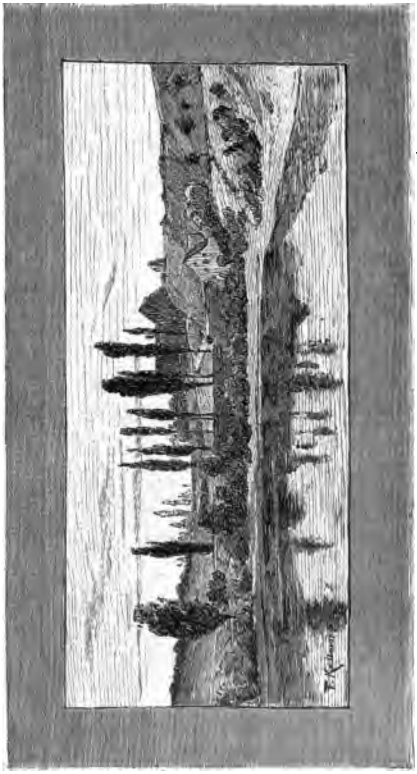
Diese beiden Refektorien sind wiederum im Uebergangsstyle gehalten. Durch die Pforte des Herrenrefektoriums schaut der Besucher gerade auf den dreischaligen Brunnen, in dem das silberklare Wasser plätschernd von Schale zu Schale fällt, über dem sich die zart ausgemeißelten Formen der neunseitigen Brunnenkapelle erheben, die vom Kreuzgang in den Kreuzgarten hinaustritt.

Fernere erwähnenswerthe Räume sind noch der Sprechsaal und der Geißelsaal; fast alle prangen noch unversehrt im Glanze ihres ursprünglichen architektonischen und bildhauerischen Schmuckes.

Die sämmtlichen Steinmetzarbeiten zu Maulbronn haben höchst erfreulicherweise im Laufe der Zeit nur wenig ge-

litten, denn der Keupersandstein, aus dem das ganze Kloster erbaut ist und den die benachbarten Berghänge liefern, ist ein sehr dauerhaftes und wetterbeständiges Material.

So vermag der aufmerksame und einigermaßen sachkundige Beschauer hier in Maulbronn die gesammte Entwickelung der deutschen Baukunst von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts zu verfolgen, und sich ganz in den Geist des Mittelalters zu versetzen, wenn er von Halle zu Halle geht oder durch den stillen Kreuzgang wandert.



Der „tiefe See“ mit dem Seidenhof.

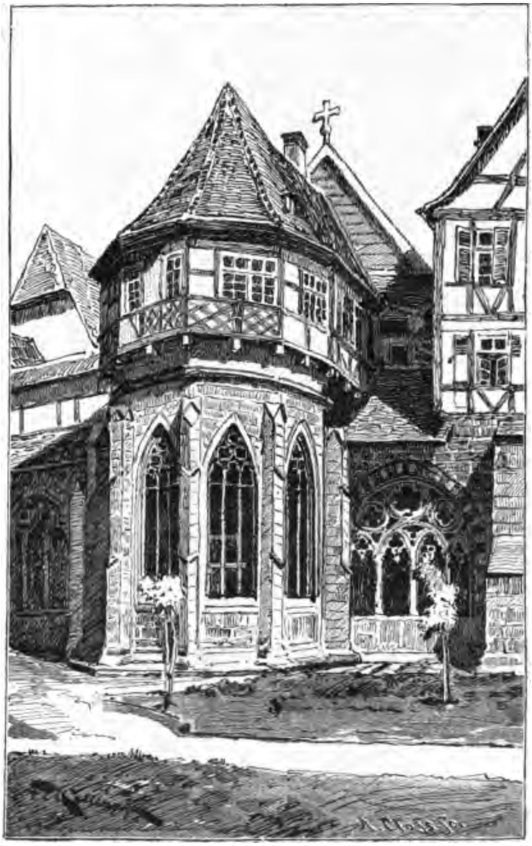
Das Dasein der ehemaligen Bewohner dieser Räume, der frommen Cisterzienserbrüder, war streng durch die Ordensvorschriften geregelt. Der Tag war getheilt in siebenstündige Arbeit und dreistündiges Lesen; sieben regelmäßige Gebetstunden unterbrachen sowohl die Tagesarbeit als die

Nachtruhe. Um drei Uhr nach Mitternacht — genau nach der Vorschrift des heiligen Benedikt von Nursia (480—543) — mußten sich die Mönche zum ersten Gottesdienste von ihrem Lager erheben; sie sollten dann nicht wieder schlafen, sondern die Zwischenzeit religiösen Betrachtungen widmen. Ihre Nahrung war karg und dürftig, ihre Arbeit hart; die Kleidung bildete ein weißer Rock mit schwarzem Skapulier. Ihre landwirthschaftliche Thätigkeit außerhalb der Klostermauern ist noch heute überall in der Gegend erkennbar. Sie haben Wälder ausgerodet, das Thal entsumpft und zahlreiche Seen angelegt, die sowohl zur Ent- wie zur Bewässerung dienten und stufenförmig übereinanderlagen. Außer den bereits im Eingange erwähnten beiden Weihern ist noch der „tiefe See" hervorzuheben, hinter dem die malerische Steinhäusergruppe des Seidenhofes liegt.

Treten wir nun endlich nach Besichtigung aller der vorstehend aufgeführten Räume aus dem Kreuzgange wieder hinaus in's Freie, so bleiben uns noch die verschiedenen, gleichfalls höchst malerischen Nutzbauten des Klosters zu betrachten, wie die Mühle bei dem 1441 aufgeführten Herenthurm, die Schmiede, die Wagnerei, die Pfisterei, das Gesindehaus, das stattliche Haus des Abtes, dem gegenüber sich das 1588 durch Herzog Ludwig im Renaissancestyle erbaute Jagdschloß befindet, der Fruchtkasten mit Kelter, die Weingartmeisterei und die Küferei.

Bis vor Kurzem gehörten zu diesen Bauten auch noch ein höchst malerisches Holzhaus, das ganz an die östliche Klostermauer hinaufgeschoben dalag: das ehemalige Pfründhaus. Dasselbe ist leider am Spätabend des 19. Januar 1892 ein Raub der Flammen geworden, weshalb wir uns freuen, die Erinnerung daran wenigstens durch eine getreue Abbildung erhalten zu können. Dieses Pfründhaus

stand zunächst dem eben erwähnten Schlosse (jetzt Oberamtei) und dem Abtshause (jetzt Ephoratswohnung), von



Brunnenkapelle.

der letzteren durch den Garten des Ephorus getrennt, und bildete den Abschluß sämmtlicher Klostergebäude. Das dreistöckige Bauwerk mit malerisch reichem Holzbau, vorstoßenden

Stockwerken und steinernem Unterstock war im Jahre 1430 durch den Abt Johann II. zur Aufnahme und Pflege von armen Kranken und Pfründnern erbaut worden. Es diente zuletzt sechzehn bis neunzehn Familien als Wohnung und umschloß ferner gleichzeitig deren Heu- und Fruchträume, sowie die Stallungen. Das ausgebrochene Feuer verbreitete sich daher mit überaus großer Schnelligkeit; zum Glück gelang es, alle Menschen wohlbehalten hinauszubringen, das Vieh aus den Ställen zu treiben, und die gefährdeten Nebengebäude zu schützen.

So ist denn dieses alte „Wahrzeichen" von Maulbronn verschwunden, und man hat aus Anlaß jenes Brandes nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie leicht auch die übrigen, viel werthvolleren Theile jenes Bautenkomplexes bei ihrer jetzigen praktischen Ausnutzung in die gleiche Gefahr gerathen können. Jeder überheizte Ofen, jede explodirende Petroleumlampe kann die Ursache zum Untergange der herrlichen Klosterhallen werden, so lange dem Seminar nicht ein anderweitiger Unterkunftsraum angewiesen wird. Dann könnten die bisher benutzten Klosterräume in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt werden, ähnlich wie dies durch den verstorbenen König Karl I. in Bebenhausen geschehen ist, doch dürfte aus finanziellen Rücksichten wohl kaum auf eine baldige Verwirklichung dieses schönen Planes zu rechnen sein.

Nun bleibt uns noch der Zusammenhang des Klosters Maulbronn mit der Faustsage zu erklären. Wie schon erwähnt, wird die gesammte Anlage von einer festen Ringmauer umgeben, vor der noch ein tiefer Graben sich hinzieht, den Obstbäume, Sträucher und Schlinggewächs füllen und aus dem sich der immergrüne Epheu zu den Mauerthürmen emporrankt. Von diesen, ursprünglich zu Vertheidigungszwecken errichteten Thürmen heißt der an der Südseite der Mauer stehende der Faustthurm, und die Sage meldet, der

aus dem benachbarten Städtchen Knittlingen gebürtige mittelalterliche Schwarzkünstler Doktor Faust habe als Gast des Maulbronner Abtes Entenfuß in den beiden Stuben



Das ehemalige Pfründhaus.

sein Wesen getrieben, die sich in dem viereckigen Fachwerkaufsatze des alten Wehrthurmes befinden.

Unzweifelhaft hat es wirklich einen Doktor Faust gegeben, dessen — natürlich durchaus sagenhaft ausgeschmückte — Geschichte die Grundlage zu den verschiedenen Volksbüchern und Puppenspielen vom Doktor Johann Faust bildete,

welche dann wiederum Goethe die Anregung zu seiner unsterblichen Dichtung lieferten.

Jene geschichtliche Persönlichkeit nun, welche den Namen Faust trug, lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und läßt sich in den Zeugnissen der Zeitgenossen von 1507 bis 1530 verfolgen. Der berühmte Schwarzkünstler stammte nach verschiedenen Quellen in der That aus Knittlingen bei Maulbronn, nach anderen aus Roda im Altenburgischen. Er scheint nach Allem, was wir über ihn wissen, ein großer Aufschneider und geschickter Taschenspieler gewesen zu sein, der es meisterlich verstand, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, und sich prahlerisch den „Philosophen der Philosophen“ und „zweiten Magus“



Der Faustthurm.

nannte. Abenteuernd zog er als Arzt und Astrolog, als Zauberer und Alchemist umher und erregte überall Aufsehen. Das Volk dichtete ihm natürlich ein Bündniß mit dem Bösen an, der ihn in Gestalt eines Hundes begleitete und schließlich, als seine Zeit abgelaufen war, auf schreckliche Weise um's Leben brachte. Auch über den Ort dieses Todes sind die zeitgenössischen Quellen nicht einig, indem dieser theils nach Sachsen, theils nach Schwaben verlegt wird.

In dem Faustthurme des Klosters Maulbronn läßt die letztere Sage den Schwarzkünstler von seinem Geschick ereilt werden, während als Ursache seines Weilens im Kloster der Wunsch des Abtes Entenfuß angeführt wird, daß der kundige Alchemist für ihn Gold machen sollte.

V. Scheffel, der Dichter des „Ekkehard" und der Gaudeamus-Lieder, der vor etwa zwei Jahrzehnten einmal die Absicht hegte, sich in dem Faustthurme eine Sommerwohnung einzurichten, läßt dagegen den „blassen Nekromanten" nach vielen vergeblichen Versuchen das echte Gold in dem funkelnden Eilfinger entdecken:

„Wenn's durch die Adern glüht und rollt
Mit des Eilfingers Wonnen,
Dann habt ihr Gold, habt echtes Gold,
Und ehrlich selbst gewonnen."

Vielleicht wird auch der geneigte Leser sich zu dieser Ansicht bekehren lassen und das richtige Verständniß für die „Maulbronner Fuge" des Dichters gewinnen, wenn er nach der Wanderung durch das Kloster in der nahen „Post" einkehrt, um dort selber den goldhellen Eilfinger zu kosten.

Allerlei Entführungen.

Skizzenblatt von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Es gibt gar viele Meinungsverschiedenheiten hienieden, aber keine dürfte schroffer sein, als die der Rechtsgelehrten und der jungen Damen, insofern es sich um die Beurtheilung dessen handelt, was eine Entführung ist. Denn während dergleichen nach Ansicht der Rechtsgelehrten immer und unbedingt ein mehr oder minder strafbares Verbrechen ist, sind gewiß 99 von 100 jungen Damen geneigt, eine Entführung für die Krone alles Schönen und Romantischen zu halten und in dem Entführer einen Ritter zu erblicken, der ob seiner Furcht- und Tadellosigkeit des süßesten Lohnes werth und würdig ist.

Natürlich haben sie dabei immer die Entführung aus Liebe im Auge, ja sie halten überhaupt nur diese für die einzig mögliche Ursache der Entführung, die Juristen aber kennen mehrere Ursachen dieser interessanten Rechtsverletzung und zählen dieselben in den Gesetzbüchern ausführlich auf.

So lesen wir z. B. im Paragraph 234 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches, daß, wer sich einer Person bemächtigt, um sie in Sklaverei oder fremden Dienst zu bringen, Menschenraub begeht. Es ist das schwerste Verbrechen, dessen man sich durch Entführung schuldig machen kann. Der Gegensatz dessen, die leichteste, das heißt von

einer verhältnißmäßig gelinden Strafe bedrohte Entführung ist natürlich diejenige, welche aus Liebe, im Einverständnisse beider Theile, behufs der sonst unmöglichen ehelichen Verbindung erfolgt.

Sie heißt denn auch in Deutschland einfach Entführung (Paragraph 236 des R.-St.-G.-B.), in Oesterreich jedoch hat man solch' eine „Thathandlung" unter den Begriff der öffentlichen Gewaltthätigkeit, also eines gemeinen Verbrechens gestellt, dessen Strafbarkeit sich hier und überhaupt aller Orten naturgemäß erhöht, wenn es ohne beiderseitiges Einverständniß, hinterlistiger oder gar gewaltsamer Weise in's Werk gesetzt wird.

Das war immer so, und noch im 16. Jahrhundert stand auf gewaltsamer Entführung eines weiblichen Wesens die Todesstrafe, gleichviel, ob der Entführer redliche Absichten hatte oder nicht. Freilich war das Gesetz nur deshalb so hart, weil die in den Ritterzeiten an der Tagesordnung gewesenen Entführungen trotz des wiederholt verkündeten Landfriedens, das heißt der Abschaffung des Faustrechtes und jeglicher Selbsthilfe, nicht aufhören wollten, ja von einzelnen Strauchrittern sogar gewerbsmäßig betrieben wurden.

Solchen „Edlen" brauchte ein liebender Jüngling blos Auftrag zu geben, und sie entführten, gegen Bezahlung natürlich, die Schöne, deren Hand ihm abgeschlagen wurde, am hellen lichten Tage, und ermöglichten so die Heirath.

Heute ist dieser letztere Zweck der Entführung, in Europa wenigstens, nicht mehr zu erreichen, wenn den Leutchen die nöthigen Papiere fehlen; allein noch vor hundert Jahren war das ganz anders, und es konnte selbst in dem vortreffliche Gesetze besitzenden England das Unerhörte geschehen, daß ein Weib einen Mann entführte und sich denselben wider Willen in aller Form Rechtens antrauen ließ.

Die näheren Umstände dieser That, die seiner Zeit in ganz Europa ungeheures Aufsehen erregte, sind folgende. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in London ein Weib, Namens Anna Moustard, die über eine Klafter hoch, dabei aber regelmäßig gebaut und so „lieblich" von Angesicht war, daß sie kein Mann ohne Wohlgefallen betrachten konnte. Dieses Gefühl verwandelte sich allerdings in eine nichts weniger als ehrfurchtsvolle Scheu, wenn Miß Moustard Beweise ihrer außergewöhnlichen Körperkraft oder ihrer Gewandtheit im Fechten, Schießen, Boxen und Ringen gab.

Lange wollte sie deshalb Niemand heirathen, endlich aber entschloß sich der baumlange Mr. Henslop doch dazu. Indeß bald sollte er es bereuen. Seine Frau erwies sich nämlich als grenzenlos zank- und rauflustig. Sie prügelte ihren Mann wie einen Jungen, und so wurde denn die Ehe gerichtlich getrennt. Nun wurde Anna Moustard Bierwirthin und Anführerin einer Schmugglerbande, welche der Behörde sehr viel zu schaffen machte. Schließlich sehnte sich die Dame wieder nach Ruhe, und da sie einen reichen Junggesellen kannte, beschloß sie, denselben zu heirathen. Er wollte allerdings nichts davon wissen, allein das war kein Grund für die energische Dame, ihre Absichten aufzugeben. Sie nahm sich also vor, den heirathsscheuen Mr. Sewell, so hieß der Bräutigam wider Willen, nach Schottland zu entführen und dort zu heirathen. Der Anschlag glückte theils durch List, theils durch Gewalt. Sewell wurde nämlich zu einer Gasterei geladen, dabei durch ein Opiat des Bewußtseins beraubt, dann mit Hilfe einiger der Moustard ergebenen Männer nach Schottland gebracht und dort durch Todesdrohungen gezwungen, ihr seine Hand zu reichen. Und nicht genug daran, der Unglückliche wurde, „weil er durchaus nicht zu besänftigen war," auch noch in strengem Gewahrsam gehalten. Trotzdem ge-

lang es seinen Freunden, ihn ausfindig zu machen und gelegentlich seiner Befreiung auch die Moustard gefangen zu nehmen.

Sie wurde nach London gebracht und dort im Jahre 1790 ihrer That wegen, welche sich nach dem Ausspruche des Gerichtshofes von Westminsterhall als die gottloseste, frevelhafteste Entehrung der Ehestandsrechte darstellte, zu drei Jahren Zuchthaus in Newgate verurtheilt.

Seither haben in England zahllose Entführungen stattgefunden, allein immer waren die Entführten weiblichen Geschlechtes, bis neuestens wieder ein Mann, und zwar der Bruder eines hohen englischen Bankbeamten, Mr. William Robertson, von einer Dame entführt wurde. Wie? darüber ist bis jetzt nichts Näheres bekannt. Man weiß nur, daß Robertson an dem Tage, an welchem er eine junge Dame aus angesehener Familie heimführen sollte, nicht zur Trauung erschien, und statt seiner ein Brief kam, worin zu lesen stand, daß der Vermißte an Bord einer Yacht einen ernsten Unfall erlitten habe und seinen Verletzungen bereits erlegen sei.

Dies war indessen, wie sich später zeigte, nicht richtig. Robertson lebte, und zwar in der Gefangenschaft einer jungen reichen Amerikanerin, die er früher geliebt, dann aber verlassen hatte. Sie mochte diese Schmach nicht dulden, und so war denn der Treulose von ihr an Bord eines Schiffes gebracht worden, damit seine Verbindung mit einer Anderen unmöglich werde. Und dieser Zweck ist jedenfalls auch erreicht worden, denn Robertson wurde in England nicht wieder gesehen. Wahrscheinlich hat ihn die energische Amerikanerin irgendwo geheirathet oder umgebracht.

Etwas Aehnliches war einem gewissen Lenoir zugedacht. Als er nämlich eines Abends über einen ziemlich öden Pariser Boulevard nach Hause ging, stürzten sich plötz-

lich vier Individuen auf ihn, warfen ihn zu Boden und machten den Versuch, ihn zu knebeln, wobei der eine der Strolche zu seinen Genossen sagte: „Der Wagen steht bereit, beeilen wir uns." Lenoir vertheidigte sich indeß kräftig, und da zufällig einige Polizeiagenten herbeikamen, wurden seine Gegner gefangen genommen. Auf die Präfektur gebracht, erklärten sie, keineswegs Räuber, sondern von einer vornehmen Dame gedungen und bezahlt worden zu sein, um Lenoir zu entführen. Nun ging diesem ein Licht auf, und er gab an, von Madame G., die er einst geliebt, seiner Treulosigkeit wegen wiederholt mit dem Tode und zuletzt, als sie von seiner bevorstehenden Vermählung erfuhr, auch mit Entführung bedroht worden zu sein.

Daraufhin blieben zwar die vier Gesellen in Haft, allein von einem Prozesse wider dieselben und ihre Auftraggeberin hat man nie etwas gehört und darf demnach wohl vermuthen, daß den französischen Damen zuweilen das Recht eingeräumt wird, untreu gewordene Männer zum Zwecke der Bekehrung und Wiedergewinnung nöthigenfalls auch zu entführen. —

Kommen wir wieder auf die Entführungen durch Männer zurück, so stoßen wir mitunter auf solche, die dabei eine sehr klägliche Rolle spielen. Zu diesen „Rittern von der traurigen Gestalt" gehört unter Anderen auch ein Londoner Schneider. Er liebte die Tochter eines Kaminfegers, und sie liebte ihn wieder. Nun hätte sich's wohl für ihn geziemt, um die Hand des Mädchens anzuhalten, allein dies war unserem romantisch angehauchten Nadelhelden zu prosaisch, und er beredete daher das Mädchen, sich von ihm nach Acton entführen und dort mit ihm heimlich trauen zu lassen. Das Mädchen ging schließlich hierauf ein, und so wurde denn die Entführung eines Tages in's Werk gesetzt.

Bis Shepersbush ging Alles gut, da aber ereilte das Paar die Nemesis in Gestalt des Vaters des Mädchens

und zweier Gesellen, die auf einem Kutschwagen dahergesaust kamen. Rasch sprangen sie ab, ergriffen den Schneider, ölten ihn gründlich ein und bestäubten ihn dann mit Kienruß, so daß er dem leibhaftigen Satanas auf's Haar glich und auch für denselben gehalten wurde, als er in dem Bestreben, sich wieder repräsentationsfähig zu machen, in ein Haus eindrang, worin zufälligerweise eine Abtheilung der Heilsarmee um Abwendung der Werke des Teufels betete. Das Ende vom Liede waren natürlich furchtbare Prügel. Nicht schwarz, sondern blau kehrte der Schneider nach London zurück und jammert seitdem um das verlorene Glück seines Lebens, denn der Vater Kaminfeger will durchaus nichts von ihm wissen. Und dieselbe Gesinnung hegt leider jetzt auch das Töchterlein.

Schuld daran ist, des Schneiders Ansicht nach, das tückische Geschick, in Wahrheit jedoch der Umstand, daß er die Entführung so plump in's Werk gesetzt. Derlei will ja entweder mit einem gewissen Aufwande von Scharfsinn und Erfindungsgeist, oder nach berühmten Mustern behandelt sein. An solchen fehlt es bekanntlich nicht. Sie sind in aller Welt gegeben und erst neuestens wieder durch nachfolgende originelle Thatsachen bereichert worden.

Die erste betrifft einen italienischen Bäckermeister, der seine hübsche Tochter sehr scharf bewachte, weil ihm wohl bekannt war, daß sie einen jungen Musiker liebe und, da der Vater von diesem Windbeutel nichts wissen wollte, sehr geneigt schien, sich entführen zu lassen. Infolge dessen durfte Marietta, so hieß die Schöne, schließlich gar nicht mehr aus dem Hause, und wie man in der Nachbarschaft munkelte, hielt der grausame Vater das Thor stets versperrt, so daß Jeder, der aus oder ein wollte, mit ihm in Berührung kommen mußte.

Trotzdem war Marietta eines Tages verschwunden. Wie? Darüber zerbrach sich unser Bäcker so lange den

Kopf, bis er seine Tochter, als Frau Kapellmeisterin, versöhnt in die Arme schloß. Jetzt erfuhr er Folgendes: Der junge Musiker hatte sich seiner Zeit als Brodhändler verkleidet, war mit mehreren riesigen, auf einem Wagen stehenden Körben angefahren gekommen und hatte die Körbe in der Backstube des Vaters Marietta's mit Brodlaiben füllen lassen. Bei dieser Gelegenheit nun schlüpfte Marietta in einen der Körbe, deckte sich mit einem Tuche zu und wurde unbeanstandet hinausbefördert.

Diese Entführung wird nun so Manchem als das Höchste dessen erscheinen, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann, allein wir bitten recht sehr, vor Fällung eines endgiltigen Urtheiles auch nachstehende Geschichte zur Kenntniß zu nehmen.

Vor nicht gar langer Zeit schritt eines Morgens aus den Thoren der guten Stadt Santa Rita do Passo in Mexiko ein Maulthier hinaus, über dessen Packsattel zwei große Tragkörbe gehängt waren. Sie mußten auch sehr schwer sein, denn der Mulo keuchte, trotz der unzarten Ermahnungen seines Treibers, nur langsam voran. Der am Thore wachehabende Polizist hatte Erbarmen mit dem Thiere. Es schien ihm überladen zu sein. Er hielt es also an und wollte wissen, was in den Körben enthalten sei. „Nichts, als altes Eisen," antwortete der Treiber. „Es gehört dem Señor Martinez und soll nach dessen Hazienda gebracht werden, wo es bei dem Neubaue der Veranda Verwendung finden wird."

Als der Polizist den Namen Martinez hörte, trat er sofort zurück. Das war ja ein sehr angesehener, wackerer Mann. Dem durften keine Schwierigkeiten gemacht werden, denn er hatte dem Polizisten erst jüngst zehn Pesetas in die Hand gedrückt und nichts Anderes dafür verlangt, als ein wenig Augenmerk auf einen gewissen Rodrigo Nuñez, damit derselbe nicht am Ende mit Estrella Martinez, seiner

Tochter, durchbrenne, um sich in einem der nächsten Orte trauen zu lassen. Die Familien Martinez und Nuñez lagen seit Jahren in grimmer Fehde, und ihre Kinder durften daher einander niemals angehören. Der Polizist fand dies ganz in der Ordnung und nahm sich vor, Rodrigo noch schärfer als bisher zu beobachten. Vorläufig aber blickte er dem Mulo nach, dessen Ziel Puebla de Los Angeles zu sein schien.

Zwei Stunden später traf der Maulthiertreiber dort auch richtig ein und hielt vor der Kirche an. Die Körbe wurden dem Maulthiere abgenommen und auf den Boden gestellt. Kaum war dies geschehen, so flogen auch schon die Deckel auf, und aus dem einen Korbe tauchte ein junges Mädchen, aus dem anderen ein junger Mann hervor. Es waren Estrella Martinez und Rodrigo Nuñez, die einander gegenseitig entführt hatten, um in Puebla de Los Angeles getraut zu werden, was, nebenbei gesagt, sofort geschah und einen Triumph Estrella's bedeutete, denn der Entführungsplan war von ihr entworfen worden.

Ueberhaupt sind Damen im Schmieden derartiger Pläne größer, als gewöhnlich angenommen wird. Nur schade, daß sie aus Entzücken über die bevorstehende Entführung darüber meist nicht schweigen können und so mitunter nicht nur Alles verderben, sondern auch großes Unheil anrichten.

Unter Anderen weiß davon auch ein gewisser William Jenkinson ein Liedchen zu singen. Kaum nach Snyder in Kansas gekommen, hatte er sich in ein junges Mädchen sterblich verliebt und schon nach kurzer Bekanntschaft um dessen Hand angehalten. Es wurde ihm zwar kein abweisender Bescheid, allein man schob die Hochzeit so weit hinaus, daß Jenkinson, von quälender Ungeduld verzehrt, den Entschluß faßte, seine Braut zu entführen und sich mit ihr trauen zu lassen. Sie war damit einverstanden,

und er fand sich, der Verabredung gemäß, des Abends mit einer Kutsche in der Nähe ihrer Wohnung ein. Wenige Minuten nach seiner Ankunft wurde der Schlag aufgerissen, eine weibliche Gestalt sprang in den Wagen, und fort ging's nun nach Dodge-City, wo man noch in der Dämmerung anlangte. Trotzdem verfügten sich die jungen Leute, die unterwegs natürlich die heißesten Liebesschwüre gewechselt hatten, zu einem Geistlichen und ließen sich trauen. Als sie aus dem Hause traten, ging gerade die Sonne auf, und bei ihrem Scheine sah Jenkinson zu seinem Entsetzen, daß er nicht die Geliebte, sondern deren Zwillingsschwester geheirathet habe. Die richtige Braut hatte nämlich ihrer Schwester von der bevorstehenden Entführung Mittheilung gemacht, und da die in's Vertrauen Gezogene in Jenkinson verliebt und energischen Charakters war, kam sie der Schwester einfach zuvor, hoffend, ihre Aehnlichkeit mit der Rechten, sowie das Dunkel der Nacht werde ihren Plan gelingen lassen, was denn auch richtig geschehen war.

Allerdings erklärte Jenkinson zunächst, seine Frau durchaus nicht lieben zu können und sich von ihr scheiden lassen zu wollen, allein ihre von ersichtlich tiefer Liebe zeugenden Bitten um Verzeihung, namentlich aber die Gelassenheit, welche die Schwester Angesichts der fatalen Sachlage offenbarte, ließ den Betrogenen erkennen, daß die Entführung zum Prüfstein der Liebe geworden sei.

Und das ist sie schon oft, erst neulich wieder in Kalifornien unter Umständen geworden, die geradezu einzig dastehen. Im Jahre 1887 heirathete nämlich ein Herr Wilkins eine junge, reiche Dame, verließ sie aber nach einem heftigen Streite in einem Anfalle von Narrethei noch am Hochzeitstage und ging nach Australien. Nach drei Jahren kehrte er heim und wollte nunmehr, als wäre nichts geschehen, mit seiner Frau leben. Da sie jedoch entschieden widerstrebte, entführte er sie gewaltsam in sein Haus, wor-

auf dieses von den darob erbosten Anverwandten regelrecht belagert wurde. Dabei nun offenbarte der Mann im Kampfe um sein Weib einen Heldenmuth, der diese so sehr rührte, daß sie durch die Erklärung, ihm fortan in Liebe und Treue angehören zu wollen, die Einstellung aller Feindseligkeiten bewirkte.

Friede und Versöhnung sind übrigens das Resultat der meisten Entführungen, und die Behörden der Alten und Neuen Welt kommen meist nur dann in die Lage, über Entführer zu Gericht zu sitzen, wenn dieselben die Zusage der Ehe, unter welcher weibliche Wesen gewöhnlich zur Flucht bewogen werden, nicht halten wollen oder können. In Amerika ist die Entführung überhaupt nur in diesem Falle gesetzlich strafbar, bei uns aber kann der Entführer jeder minderjährigen oder nicht eigenberechtigten Person selbst dann bestraft werden, wenn es ihm gelingen sollte, die der Eheschließung entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen.

Dieselben sind übrigens groß und nur dann zu überwinden, wenn die Flüchtigen nicht verfolgt werden. Da dies jedoch zumeist und auf Ansuchen der Verwandten behördlicherseits sogar steckbrieflich geschieht, sind Entführungen in Europa sehr selten, in Amerika dagegen so häufig, daß sie gar kein Aufsehen mehr erregen. Man spricht nur davon, wenn sie unter ganz besonderen Umständen, wie z. B. um den Verfolgern zu entgehen, in einem plombirten Eisenbahngüterwagen, oder im Luftballon stattfinden, oder wenn sich eine vornehme, natürlich excentrische Dame von einem Stallknecht, oder eine Amerikanerin von einem Chinesen entführen läßt.

Denn da es bisher nur ein einziges Mal vorkam, daß ein Sohn des himmlischen Reiches zu diesem in seiner Heimath und in Asien überhaupt unbekannten Mittel, die Geliebte zu erringen, griff, so haftet einem derartigen

Abenteuer entschieden der Reiz der Neuheit an. Und dies um so mehr, als das von Sam-Ki, so hieß der Chinese, entführte Mädchen zu den schönsten von Holyoka in Massachusetts gehörte.

Daß der Chinese noch dazu ganz arm war, spielte natürlich keine Rolle, da die Braut um so reicher mit Geld versehen war. Im Allgemeinen aber ist Armuth ein großes Entführungshinderniß heutzutage, denn zum Entführen gehört in erster Linie Geld. Freilich besaß Mozart nichts, als er im Jahre 1781 seine Konstanze, die man ihm nicht geben wollte, entführte und heirathete. Heutzutage aber kommt man ohne Geld nicht mehr so leicht durch, wie damals, sondern stürzt durch einen so unbedachten Schritt, wie die Entführung doch immer ist, meist sich und die Geliebte in Kummer, Noth und Verderben.

Trotzdem ist und bleibt jedoch die Entführung in den Augen vieler jugendlicher Töchter Eva's die Krone der Romantik, und so manche holde Schwärmerin dürfte daher die senegambische Landessitte, wonach jeder Jüngling seine Braut in einer Mondscheinnacht entführen muß, für etwas höchst Nachahmenswerthes halten. Wenn sie jedoch vernimmt, daß die Senegambier selbst diese Sitte als eine höchst lästige gesellschaftliche Verpflichtung ansehen und gerne abschütteln möchten, dann wird sie sich vielleicht eine andere Ansicht bilden und endlich zu dem Schlusse gelangen, daß nicht Alles romantisch ist, was es zu sein scheint, und daß es daher am Gerathensten sein dürfte, auch in den Hafen der Ehe nur auf dem geraden Wege zu steuern, denn er war und ist der beste und wird es bleiben, so lange die Welt besteht.

Mannigfaltiges.

Der Blumen Rache. — Wer kennt nicht Freiligrath's herrliches Gedicht „Der Blumen Rache", in welchem der Dichter in sinniger, zum Herzen sprechender Weise den durch Blumenduft hervorgerufenen Tod oder vielmehr das allmälige Erlöschen des Lebens einer Jungfrau schildert? Als jenes Gedicht zum ersten Male veröffentlicht wurde — im Jahre 1838 — wurde es von den Literaturfreunden und dem gebildeten Theil des Publikums in Form und Fassung zwar als tadellos und schön befunden, nicht aber dem Stoffe nach, den es behandelt. Es gab viele Personen, welche dieserhalb spöttisch lächelnd mit den Achseln zuckten, Andere, die den Dichter der Uebertreibung beschuldigten, endlich Solche — und diese hielten sich für äußerst gescheidte Leute — welche offen erklärten, er habe dem Publikum ein Märchen aufgebunden. Freiligrath, welcher, nebenbei bemerkt, in seinem Schlafzimmer nur Blattpflanzen, in seinen Wohn- und Arbeitsräumen zwar Blumen, aber nur geruchlose duldete, konnte über derartige unverständige Kritikastereien nur mitleidig lächeln, wußte er doch, daß die aus den Versen seines Gedichtes hervorguckende Warnung früher oder später einmal beherzigt werden würde.

Sein Gedicht ist übrigens kein Gebilde seiner Phantasie, wie allgemein angenommen wird, sondern infolge eines wirklich vorgekommenen Falles von Vergiftung durch Blumenduft entstanden. Der Dichter hat sich nur die poetische Freiheit genommen, den an und für sich prosaischen Stoff in seiner sinnigen schöpferischen Weise auszugestalten und umzuformen, indem er die Blumen als

Rächer auftreten läßt dafür, daß sie, indem man sie von ihrer Mutterpflanze abschnitt, dem frühzeitigen Verwelken ausgesetzt wurden. Dem Gedichte selbst liegt folgende Thatsache zu Grunde.

Freiligrath hatte in der „Times" gelesen, daß eine englische Dame, die sich am Abend noch vollkommen wohl befunden hatte, am nächsten Morgen todt in ihrem Bett gefunden wurde. Die Aerzte, welche zur Todtenschau herbeigerufen worden waren, hatten nach äußerst sorgfältiger Untersuchung des Leichnams entdeckt, daß der Tod der Lady allmälig erfolgt sei, und zwar herbeigeführt durch eine Vergiftung der in ihrem Schlafzimmer befindlichen Luft. Was die Aerzte zu diesem Ausspruche veranlaßte, war der Umstand, daß Lungen und Herz des Leichnams mit schwarzem, verdorbenem Blute überfüllt waren, wie solches nur bei durch giftige Gase getödteten Personen vorkommt. Als man nun der Ursache der Luftvergiftung in dem Schlafzimmer der Dame nachforschte, entdeckte man, daß sie durch eine Menge weißer Lilien, welche in großen Blumenvasen auf dem Kamin standen, hervorgerufen worden war. Solche und ähnliche Fälle von Vergiftung durch Blumenduft mögen in früherer Zeit viele vorgekommen sein, wo der Tod der betreffenden Personen als durch Schlagfluß herbeigeführt angenommen worden ist.

Nach dem Obigen gewinnt es fast den Anschein, als ob die Lilien vorzugsweise geeignet seien, die Luft mit tödtlichen Dünsten zu erfüllen; allein diese Annahme ist nicht zutreffend, denn auch Hyazinthen, Rosen, Jasmin, Nelken, ja jede stark duftende Blume erweist sich in dieser Beziehung als ebenso gefährlich. Ja, es gibt sogar einzelne Blumen, welche nur in einem verschlossenen Zimmer giftige Gase ausströmen, während sie im Freien diese Eigenschaft nicht bethätigen.

Einen Fall solcher Art erzählt der bekannte Schleiden: „Auf einem Spaziergange über die Felder hatte ich eines Tages die schöne Blume der Alraunwurzel (Atropa mandragora) gepflückt und den Blüthenzweig auf den Arbeitstisch in meinem Schreibkabinet gelegt, dessen Thüren und Fenster geschlossen waren Nachdem ich etwa eine Stunde gearbeitet hatte, fühlte ich mich plötzlich von einer auffallenden Schwäche ergriffen, meine Glieder wurden mir so schwer wie Blei, meine Hand begann zu zittern,

so daß ich die Feder fallen ließ; dann schien sich Alles vor meinen Augen im Kreise zu drehen, ich bekam Kopfschmerz mit Schwindel und leichtes Ohrensausen und wurde endlich so matt, daß ich mich gegen die Lehne meines Sessels stützen mußte, um nicht zu fallen. Ich fühlte, daß ich frische Luft haben müsse, und all' meine Kraft zusammennehmend, schwankte ich wie ein Trunkener nach dem Fenster. Indem ich es mit meinen heftig zitternden Händen öffnete, stützte ich mich zufällig auf den Blüthenzweig, an den ich gar nicht mehr gedacht hatte, und nahm nun wahr, daß er einen sehr widerlichen Geruch ausathmete. Dadurch erkannte ich die Ursache des Uebels, von dem ich befallen worden war, und das fast augenblicklich verschwand, nachdem ich die Blume zum Fenster hinausgeworfen und frische Luft in das Zimmer gelassen hatte. Es war die höchste Zeit gewesen; wenige Minuten vielleicht noch, und die giftigen Gase der Blume würden mich unzweifelhaft getödtet haben."

Ersieht man aus diesem Beispiel, wie schon eine einzelne Blume in einem geschlossenen Zimmer die Luft zu vergiften vermag — ob diese von einer Giftpflanze herrührt, ist nebensächlich — um wie viel mehr muß dies nicht der Fall sein, wenn eine Menge verschiedenartig duftender Blumen sich in einem verschlossenen Raume befindet. Wird dieser fleißig gelüftet, so wird die Gefahr des Verweilens darin zwar nicht gänzlich beseitigt, aber doch bedeutend gemindert, indem ein großer Theil der schädlichen Gase entweicht; indessen zu längerem Aufenthalt sind derartige Räume für den Menschen dennoch ungeeignet. Personen, welche infolge ihrer Beschäftigung dazu gezwungen sind, wie Gärtner und Blumenhändler, werden zwar durch die Gewohnheit etwas abgestumpft; dennoch haben aber auch sie mehr oder weniger darunter zu leiden, und die häufigen Kopfschmerzen, über welche sie klagen, sind jenen schädlichen Einflüssen der Blumenausdünstung zuzuschreiben.

Daß Duft von Blumen, selbst von den uns am angenehmsten und lieblichsten riechenden, schädlich ist, wenn er andauernd auf die Geruchs- und Athmungsorgane einwirkt, kann man sehr leicht durch einen einfachen Versuch bestätigt finden. Man nehme nur eine stark duftende Blume, z. B. Heliotrop, Hyazinthe, selbst eine

Rose und rieche, ohne sie von der Nase zu entfernen, 20 bis 30 Minuten daran, und man wird sicherlich hinterher die heftigsten Kopfschmerzen empfinden. Noch drastischer gestaltet sich der Versuch, wenn man den Duft, anstatt ihn durch die Nase aufzuziehen, einathmet, denn die Folgen davon sind rascheres Schlagen des Herzens, Brustbeklemmung und Schwindel. Die geschilderten Symptome beider Versuche treten bei einigen Personen früher, bei anderen später, schwächer oder stärker ein, je nachdem größere oder geringere Empfindlichkeit obwaltet.

Um sich ferner von der Vergiftung der atmosphärischen Luft durch Blumenduft zu überzeugen, braucht man nur folgenden ganz gefahrlosen Versuch zu machen. Man lege am Abend mehrere Rosen, von denen man sämmtliche Blätter entfernt hat, unter eine Glasglocke, wie man sie zu Käse benützt. Sie muß aber ringsherum so fest aufstehen, daß sie den Zutritt der äußeren Luft verhindert. Während der Nacht saugen die Rosen den Sauerstoff ein, welcher in der Luft unter der Glocke enthalten ist, und strömen dagegen Kohlensäure aus. Hält man nun am nächsten Morgen ein brennendes Licht unter die Glocke, so wird dieses augenblicklich erlöschen, derart, daß es nicht einmal mehr glimmt. Hierdurch erhält man einen deutlichen Beweis, daß die Luft dermaßen vergiftet und verdorben ist, daß sie nicht mehr dazu tauglich ist, eingeathmet zu werden. Eine Maus oder sonst ein kleines Thier unter die Glocke gebracht, wird sofort verenden.

Nach dem hier Mitgetheilten dürfte es Jedem einleuchten, daß es ein unverantwortlicher Leichtsinn ist, stark duftende Blumen in Wohn- oder gar in Schlafzimmern zu halten, und es muß daher auf das Nachdrücklichste davor gewarnt werden. Damit soll indessen keineswegs gesagt sein, daß man die Blumen, welche doch einen ebenso schönen als sinnigen Schmuck jedes Gemaches bilden, selbst des armseligsten, aus diesem gänzlich verbannen sollte. Nein, so grausam mögen wir nicht gegen unsere Leser, besonders gegen deren schöneren Theil sein. Aber wer sich Blumen hält und sie liebt, sorge stets für häufigen Luftzugang und entferne sie wenigstens bei Anbruch des Abends, wo sie am stärksten duften, aus dem Schlafzimmer. Dann thut man das Seinige für seine eigene Gesundheit und die seiner Blumen, denn die Kohlensäure

und Dünste, welche der Mensch während des Schlafes aushaucht, sind auch für die meisten Blumen nichts weniger als zuträglich.

Selbstredend gilt auch von ihnen, was wir von uns Menschen gesagt haben: die einen sind empfindlicher und zarter organisirt als die anderen. Einige Blumen hauchen selbst bei Tage schädliche Dünste aus, wie Oleander, Tuberosen, besonders aber der lieblich aussehende Seidelbast oder Kellerhals, dessen Blüthen vor den Blättern erscheinen, der Lorbeer u. a. m. Diese soll man überhaupt nicht im Zimmer halten oder doch nur bei geöffneten Fenstern. Dann gibt es aber auch Blumen, welche nicht einen so gefährlichen Einfluß äußern. Wir nennen von ihnen die Pfeffer- und Krauseminze, das Maiblümchen, die Lavendel, Myrte, Salbei, den Majoran, Thymian, Rosmarin, die Arnica, den Waldmeister u. s. w. Diese darf man getrost selbst im Schlafzimmer halten; denn ihr starkes Aroma wirkt auf den menschlichen Körper kräftigend und erfrischend ein, und sie tragen wesentlich zur Verbesserung der im Schlafzimmer herrschenden Luft bei, indem sie dort vorhandene Dünste an sich ziehen. Karl Hannemann.

Fernsprechen unter Menschenfressern. — Unter den Inselgruppen des Stillen Oceans ist eine der größten die der Neuen Hebriden, nördlich von Neukaledonien, deren Gesammtbodenfläche auf 13,227 Quadratkilometer oder 240,2 Quadratmeilen berechnet wird. Eine Meeresstraße trennt den Archipel in zwei Gruppen: eine nördliche, die mit den Banksinseln etwa 33 Inseln nebst zahlreichen kleinen Felseneilanden und Riffen umfaßt, und eine südliche, zu der fünf Inseln gehören. Hervorzuheben sind aus der ersten Gruppe: Espiritu Santo, Mallicollo, Aurora, Pentecost und Ambrym, aus der zweiten Erromanga, Tanna und Aneityum. Fast alle diese Eilande sind vulkanischen Ursprungs, aber — mit Ausnahme von Erromanga — sehr fruchtbar und mit einer üppigen, der neuseeländischen verwandten Vegetation besetzt. Neuerdings hat Frankreich den Versuch gemacht, den Archipel zu annektiren, wogegen England jedoch auf Drängen der australischen Kolonien Einspruch erhob, so daß die französischen Beamten und Soldaten zurückgezogen werden mußten.

Die Eingeborenen der Neuen Hebriden, deren Anzahl man

auf 70,000 veranschlagt, gehören zweifellos dem melanesischen Stamme an, wenn sich auch viele polynesische Elemente eingemischt haben. An einzelnen Stellen hat durch die Bemühungen der Missionare das Christenthum Eingang gefunden, durchweg aber



Fernsprecher auf den Neuen Hebriden.

sind die wilden und kriegerischen Bewohner noch Menschenfresser. Krieg bildet fast die einzige Beschäftigung der Männer, und die erschlagenen Feinde werden dann als beste Beute aufgefressen. So wurde auch der Missionar Williams, der „Apostel der Südsee", auf Erromanga mit noch einem Gefährten von den kannibalischen Bewohnern getödtet und verzehrt. Im Allgemeinen bevorzugen die Eingeborenen jedoch das Fleisch von Ihresgleichen,

wofür der französische Reisende Ph. François, der jüngst den Archipel besucht hat, ein seltsames Beispiel anführt. Ein Stamm hatte einen Angehörigen eines Nachbarstammes erschlagen und verzehrt, wogegen seine Genossen aber Einsprache erhoben und mit Vergeltungsmaßregeln drohten. Um nun das gute Einvernehmen wieder herzustellen, ohne einen der Ihrigen opfern zu müssen, schickten die Männer des ersten Stammes ihren Nachbarn einen europäischen Ansiedler von der Küste, den sie erschlagen hatten. Der zweite Stamm verweigerte jedoch die Annahme mit der Begründung, daß das Fleisch des Weißen „zu salzig schmecke“.

Am meisten fielen dem französischen Reisenden in und bei den Dörfern der Eingeborenen die Stämme von Baumfarnen auf, die oben durch plumpe Schnitzarbeit so zugerichtet waren, daß sie in ein grinsendes Gesicht auszulaufen schienen; es sind dies Denkmäler, die berühmten Häuptlingen zu Ehren errichtet werden. Andere Baumstämme, die man auch gruppenweise in der Nähe der Dörfer aufgerichtet findet, tragen ebenfalls oben ein fratzenhaftes Gesicht, sind aber hohl und mit einem Längsschlitz versehen, so daß sie, wenn man dagegen schlägt, einen weithin vernehmbaren Ton von sich geben. Ph. François konnte lange nicht dahinter kommen, welchen Zweck diese ausgehöhlten Stämme, von denen er eine Gruppe photographisch aufgenommen hat, besäßen, bis er endlich erfuhr, daß sie von den Wilden als Fernsprecher benutzt werden. Je nach der Dicke des Stammes werden nämlich beim Anschlagen höhere oder tiefere Töne erzeugt, und darauf, sowie auf die Anzahl und den Rhythmus der Schläge haben die Bewohner der Neuen Hebriden eine Art Telephonie gegründet, die ihnen gestattet, wichtige Nachrichten mit großer Schnelligkeit von einem Orte zum anderen gelangen zu lassen Es ist das ein Beweis von gewiß nicht gering zu veranschlagender Intelligenz.

Während der Anwesenheit François' auf Mallicollo wurde beispielsweise die Nachricht von dem Tode eines angesehenen Häuptlings mit außerordentlicher Schnelligkeit von einem Dorfe zum anderen auf der ganzen Insel in der beschriebenen Weise bekannt gemacht. F. R.

Ein Maler ohne Hände. — Cäsar Ducornet, der Maler

ohne Hände, wurde am 6. Januar 1806 zu Lille in Flandern geboren, wo sein Vater, ein armer Mann, das Schustergewerbe betrieb. Als die Hebamme der Mutter das Knäblein darreichte, rollten Thränen über ihre Wangen, denn sie hielt auf den Armen ein verkrüppeltes Kind, ein Kind ohne Hände, und statt der Beine nur Knochenauswüchse, die in zwei plumpen Füßen mit je vier Zehen ausliefen. Was man nicht erwartete, geschah indeß, das Kind blieb am Leben, seine Kräfte nahmen wunderbar zu, und die Eltern hingen mit unendlicher Liebe an dem armen Geschöpf. Als nun Cäsar heranwuchs, bemerkten seine Eltern, wie er eine große Geschicklichkeit in seinen vierzehigen Füßen entwickelte, wie er im Spiele den Ball mit den Füßen warf, wie er das Messer und die Schere erfaßte und aus Papier schöne Figuren schnitt. Eines Tages aber fanden sie ihn bei einer Beschäftigung, die sie fast starr machte vor Erstaunen. Cäsar hielt zwischen den Zehen des rechten Fußes einen Bleistift und malte aus einem Buche Buchstaben mit solcher Genauigkeit und Schärfe, als habe er Jahre lang die Schule besucht. Am Abend desselben Tages, als Cäsar im Scheine der Glaskugel seines Vaters wieder Buchstaben malte, trat der Lehrer Dumoncel in's Stübchen, um nach einer bestellten Schuhmacherarbeit zu sehen. Wie Dumoncel die Buchstaben des Kindes sieht, ruft er verwundert aus: „Mein Gott, wie ist das möglich!" Die weitere Folge dieser Begegnung war, daß Cäsar am folgenden Tage zu Dumoncel gebracht wurde, welcher das Kind unentgeltlich unterrichtete. Es währte nicht lange, und Cäsar hatte die besten Schüler in der Schreibkunst überholt. Eines Tages fand Dumoncel im Schreibhefte Cäsar's Figuren, die ihm zeigten, welches Talent in dem Kinde schlummerte. Er eilte zu dem Direktor der Malerschule, zu Professor Watteau, und bereits am folgenden Tage saß Cäsar unter den Schülern der Malerakademie zu Lille. Unter der Leitung seines neuen Lehrers entfaltete sich Cäsar's Talent unglaublich schnell. In jedem Kurse trug er einen Preis davon, und als der Tag kam, an dem der Preis für die beste Arbeit nach lebenden Modellen zur Austheilung kommen sollte, da vernahmen die Anwesenden mit Staunen den Namen — „Cäsar Ducornet, das Bild mit den Füßen gemalt!" Als nach der Preisvertheilungsfeier Vater Ducornet seinen Sohn

auf dem Rücken nach Hause trug, folgte ihm der Rentner Demailly aus Lille nach und bereits am andern Tage nahm der arme Schuster seinen Sohn abermals auf den Rücken und trug ihn in das Haus Demailly's, der ihn als Pflegesohn bei sich aufnahm und wie ein Vater für ihn sorgte.

In diese Zeit fiel für den jungen Künstler ein hochwichtiges Ereigniß. Der Herzog von Angoulême besuchte die Akademie zu Lille und traf den armlosen Ducornet über der wohlgelungenen und beinahe vollendeten Nachbildung eines van Dyk'schen Gemäldes. Erstaunt über die Leistung eines Malers, der den Pinsel mit den Füßen führte, setzte er ihm einen Jahresgehalt von 1200 Franken aus, um die Akademie zu Paris besuchen zu können. Die Stadt Lille wollte nicht zurückbleiben und fügte 300 Franken hinzu, und so siedelte nun Cäsar Ducornet nach Paris über, wohin ihn der Rentner Demailly begleitete, denn er hatte gelobt, seinen Pflegesohn nie zu verlassen, und er hat redlich Wort gehalten. Auf der Malerakademie zu Paris arbeitete Cäsar mit großem Fleiß und sein Talent entfaltete sich mehr und mehr. Schon nach sechs Wochen erhielt er einen Preis.

Als er sich dann aber auch um den sogenannten „großen Preis von Rom" bewarb, da erklärten sämmtliche Professoren: der mißgestaltete Cäsar Ducornet sei seiner Körperbeschaffenheit wegen nicht im Stande, eine so große Leinwand, wie sie für das Preisbild bestimmt war, zu bemeistern. Der armlose Künstler ward also von der Bewerbung ausgeschlossen, malte aber ein anderes Bild von gleicher Größe, strafte dadurch die Professoren Lügen und zwang sie, ihr früheres Urtheil zurückzunehmen. Im Jahre 1831 malte er im Auftrage der französischen Regierung eine Anzahl Bildnisse Louis Philipp's, und nun glaubte diese Regierung für den Künstler genug gethan zu haben und — sie entzog ihm die Pension aus Staatsmitteln. Seine Vaterstadt Lille, ermuthigt durch dieses edle Beispiel, that ein Gleiches mit ihrer Pension, und so war der Künstler lediglich auf das angewiesen, was er mit „seiner Füße Arbeit" verdiente. Und das war übergenug für ihn. Er schuf eine Menge von Bildern, deren viele heute noch die Wände und Altäre christlicher Kirchen zieren. Alle seine Porträts nach dem Leben übertrifft sein Bild des Generals

Negrier, der im Jahre 1848 vor den Barrikaden sein Leben verlor. Dieses Bild hat um so größeren Werth, da Ducornet den General nie gesehen hatte, und ihn nach einem Gypsabguß und der mündlichen Beschreibung eines mit Negrier befreundeten Mannes malen wußte.

Bei den großen Ausstellungen im Louvre in Paris trug er mehrere Preise und endlich sogar die große goldene Medaille davon.

Vor seiner Staffelei soll er ein Gerüste mit künstlich und leicht gebauten und angebrachten Leiterchen gehabt und sich auf denselben, mit dem Pinsel zwischen den Zehen, mit unglaublicher Behendigkeit herumbewegt haben. Einen bis zwei Pinsel sah man ihn zwischen den Zähnen, die Palette mit dem anderen Fuße festhalten. Es war im Jahre 1856, als Cäsar Ducornet eines Tages der Pinsel entfiel und die Kräfte ihm so schwanden, daß er kaum im Stande war, das Gerüst zu verlassen; eine Lähmung setzte diesem merkwürdigen Künstlerleben am 27. April desselben Jahres ein Ziel. C. T.

Der letzte Scheiterhaufen. — Man hat sich daran gewöhnt, die Strafe des Verbrennens auf dem Scheiterhaufen als eine ausschließlich mittelalterliche zu betrachten. Dies ist irrig; auch die Neuzeit hat derartige Hinrichtungen aufzuweisen. Eine solche hat noch im ersten Viertel unseres Jahrhunderts stattgefunden, und zwar in Berlin, auf einem Acker in der heutigen Gegend der Gerichts- und Hochstraße. Das Datum ist der 28. März 1813.

Peter Horst und seine Braut, Christiane Delitz, waren überführt, gemeinschaftlich 45 Brandstiftungen in Preußen, Sachsen und Oesterreich begangen zu haben, in der Absicht, die beim Brande herrschende Verwirrung zum Stehlen zu benutzen. Bei diesen Bränden waren sechs Menschen um's Leben gekommen, ein Schaden von 300,000 Thalern war angerichtet. Das Urtheil lautete: daß sie zur Richtstätte zu schleifen und allda durch Feuer vom Leben zum Tode zu bringen seien. Die Delinquenten wurden auf offenem Wagen aus der Stadtvogtei am Molkenmarkt zum Richtplatz gebracht, dort Rücken an Rücken auf eine am Boden ausgebreitete Kuhhaut gesetzt und so bis zum Holzstoß geschleift, dann über

eine quergelegte, mit einem Brett überdeckte Leiter auf den Holzstoß geführt und an zwei über denselben hinausragende Pfähle gebunden. Als der Holzstoß angezündet wurde, zog man ihnen eine Kappe über's Gesicht, und bald verschwanden sie in dem vom Winde entfachten Flammenwirbel. Trotz der damals politisch so sehr bewegten Zeit hatte sich halb Berlin von den niedrigsten bis zu den höchsten Ständen eingefunden, um Zeuge des grausigen Schauspiels zu sein. —dn—

Amerikanische Landverschwendung. — Als vor einiger Zeit in den Vereinigten Staaten die Einwanderungsfrage auf dem Tapet war und zu befürchten stand, daß es den Fremdenhassern gelingen könnte, ein zeitweiliges Einwanderungsverbot durchzusetzen, da las man täglich in den für die Einwanderung kämpfenden amerikanischen Zeitungen, daß in der Union noch Millionen und Abermillionen Acker Landes auf Spaten und Pflug warteten und daß schon aus diesem Grunde der Strom der Einwanderung nicht abgedämmt werden sollte. Sicherlich ist in Nordamerika noch für hundert Millionen Einwanderer Raum vorhanden; nicht fortleugnen läßt sich jedoch hierbei ein „Aber", welches als ein sehr gewichtiges bezeichnet werden muß.

Eine auffallende Erscheinung, die sich in den letzten zehn Jahren häufiger wiederholte, gibt in dieser Hinsicht mancherlei zu denken. Sobald nämlich eine Indianerreservation der Besiedelung eröffnet wurde, fanden jedesmal Tausende und Abertausende von scheinbar heimathlosen Ansiedlern sich ein, um von dem neuen Grund und Boden Besitz zu ergreifen. Wo kamen alle die heimathlosen Leute her? Nordamerika leidet doch nirgends an Uebervölkerung. Hatten sie irgendwo Haus und Hof im Stich gelassen, um neuen Acker zu gewinnen?

Nichts von alledem. Jene nach Heimstätten verlangenden Ansiedler waren zunächst besitzlose Landleute, Bauern, die in ihren Heimathstaaten keinen Grund und Boden mehr erwerben konnten, weil dort alles Land verschwendet und verschleudert wurde. Die amerikanische Republik hat wahrhaft unsinnig damit gewirthschaftet, aus ihrem für unerschöpflich gehaltenen Reichthum mit vollen Händen fortgegeben und Andere reich, sich selbst aber arm gemacht — so arm, daß sie keine Handbreit von Grund und

Boden mehr zu vergeben haben wird, ehe dieses Jahrhundert zu Ende geht. Es ist dies sehr übel, übler, als man es sich auf den ersten Blick vorstellt, denn es birgt eine große Gefahr für die Republik.

Schon Plinius, der seine berühmten Briefe über den Aufschwung und Niedergang der römischen Republik schrieb, sagt darin, daß die „Latifundien" das Verderben Italiens waren. Das allmälige Konzentriren des Grundbesitzes in den Händen weniger reicher Familien brachte Italien um seine freien unabhängigen Bürger und um seine Freiheit. Die Ackerbauer, die den Kern der Bevölkerung ausmachten, konnten nur noch Pächter sein, also keine Freisassen; sie waren abhängig von den reichen Herren, denen das Land gehörte und denen sie Pacht und Zins zahlen mußten. Das aus allem Grundbesitz verdrängte und von unbarmherzigen Herren bedrückte und aufgesogene Volk rebellirte, wie das die gracchischen Unruhen im vorletzten Jahrhundert der römischen Republik beweisen. Die deutschen Bauernkriege hatten eine ähnliche Veranlassung; die Bauern, welche schließlich zu Pächtern der wenigen adeligen Besitzer herabgesunken waren, empörten sich gegen ihre Bedrücker. Welche Frage ist Irlands brennendste und verhängnißvollste? Die Landfrage. Der Grund und Boden gehört wenigen, meist englischen Lords, die Bauern aber sind nur Pächter, die von den reichen Besitzern abhängen.

Aehnlichen Zuständen geht man in den Vereinigten Staaten entgegen. Hierin liegt durchaus keine Uebertreibung.

Man gehe nur nach den westlichen Staaten der Union, wo die landhungrigen Leute in Schaaren zusammenlaufen, sobald irgendwo eine Reservation zur Ansiedelung gelangen soll. Kein Acker Land ist mehr zu haben, außer zu schwindelhaft hohem Preise oder als Pachtung. Der fleißige Ansiedler, der im Schweiße seines Angesichts den Boden urbar macht, kann dort kein unabhängiger, auf seine Freiheit pochender Mann mehr werden.

„Onkel Sam" hat eben mit seinem Grund und Boden zu verschwenderisch gewirthschaftet und wenig übrig behalten. Das Neuland der Reservationen will nicht viel sagen: Brocken sind es, die der hungrigen Menge hingeworfen werden, aber sie nicht satt machen.

Um sich einen Begriff von der Landverschleuderung zu machen, bedarf es nur der Betrachtung folgender Zahlen. Von 1850 bis 1870 wurden allein an Eisenbahngesellschaften 185,890,794 Acker Land verschenkt, ein Gebiet darstellend, welches das neue deutsche Reich an Größe übertrifft.

Aber nicht einzig die Eisenbahngesellschaften sind die Besitzer von Grund und Boden, sondern auch Privatleute, die über Millionen verfügten und genug Land zusammenkaufen konnten, um nöthigenfalls kleine Königreiche daraus zu machen. Mitten im Staate Illinois besitzt ein gewisser Scully, ein in Amerika reich gewordener Irländer, über 40,000 Acker Land, die von einer ganzen Schaar von Pächtern bewirthschaftet werden und ihm jährlich 200,000 Dollars Pacht bringen, mit denen er vergnüglich in London oder in Paris lebt. Seine Pachtkontrakte sind noch viel drückender als diejenigen, unter denen das arme Landvolk in Irland seufzt. In Neu-Mexiko ist fast der ganze Grund und Boden Eigenthum englischer Lords und ausländischer Gesellschaften. Eine holländische Landgesellschaft besitzt dort 4½ Millionen Acker, die zur Verpachtung bestimmt sind. Die Engländer besitzen im fernen Westen und Südwesten ungeheure Landstrecken, oft Komplexe von vielen Hunderttausenden von Ackern umfassend. Viele dieser Großgrundherren sind durch allerlei Kniffe zu den betreffenden Besitzungen gelangt. Sie schicken angebliche Ansiedler voraus, die auf Grund des Heimstättegesetzes jeder die bewußten 160 Acker von Onkel Sam „claimten" und nachher an ihre Auftraggeber verkauften. Auf solche Weise und durch verschwenderische Landschenkungen sind Latifundien in der Union entstanden, in deren Grenzen kein freier Menschenschlag aufkommen, des Volkes Freiheit nicht gedeihen kann.

Daß solche Zustände mit der Zeit zu Unruhen, Bürgerkriegen u. s. w. führen können, ist jedenfalls nicht ausgeschlossen, wenn auch noch Jahre vergehen werden, bis sich die Dinge drüben bis zu einer derartigen Abrechnung zugespitzt haben.

O. v. Briesen.

Die Esel-Liese. — Zu Anfang der zwanziger Jahre starb in der Feste Silberberg in Schlesien ein weibliches Original, die sogenannte „Esel-Liese". Diese Esel-Liese war eine große, über-

mäßig starke Person mit wettergebräuntem Angesicht, welchem man ansah, daß sie „manchen Sturm erlebt."

Wie sie zu ihrem sonderbaren Namen gekommen, das hatte folgende Bewandtniß. An der Seite ihres Bräutigams, eines preußischen Husaren, hatte sie, ebenfalls als Husar, den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht. In den vielen Schlachten, an denen sie Theil genommen, erhielt sie zahlreiche Wunden, ehrenvolle Merkzeichen ihrer eines Mannes würdigen Tapferkeit. Nach Beendigung des Krieges legte sie ihre Uniform, nicht aber ihre soldatischen Gewohnheiten ab: sie rauchte Tabak und liebte den Schnaps ebenso wie das Reiten. Ein Pferd zu halten ging aber über ihre Verhältnisse, und so begnügte sie sich mit einem Esel. Daher hieß sie nirgends anders, als die „Esel-Liese". Die Könige von Preußen zahlten ihr eine kleine Pension und schenkten ihr ein Häuschen in Silberberg.

Da sie jedoch einmal die süße Gewohnheit des Umherziehens nicht ablegen, auch mit der kleinen Pension ihre Liebhabereien nicht bestreiten konnte, so pflegte sie einen Theil Schlesiens von Zeit zu Zeit zu bereisen, um sich durch Kartenlegen eine Nebeneinnahme zu verschaffen. Dieses Geschäft, um dessentwillen sie von allen Klassen der Bevölkerung gern gesehen wurde, zog ihr gleichwohl manche Unannehmlichkeiten zu. In den Jahren der Erniedrigung Deutschlands beging sie nämlich die Indiskretion, größere politische Ereignisse von Wichtigkeit, Uebergabe von Festungen, unglückliche Schlachten und dergleichen aus den Karten vorherzusagen. Zufällig traf eins oder das andere ein, und man erinnerte sich dann der Prophetin, nahm Aergerniß an ihrer Sehergabe, bestrafte sie und untersagte ihr das Kartenlegen.

Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehörte auch die, Jedermann ohne Unterschied des Standes mit „Du" anzureden. E. K.

Königliche Reisekosten. — Es war eine sehr kostspielige Reise, die des letzten französischen Bourbon auf dem Throne, Karl X., aus Frankreich, als er Thron und Vaterland anno 1830 lassen und verlassen mußte. Die Kosten derselben werden nämlich auf 1,483,485 Franken, also fast auf 1½ Millionen, geschätzt! — 600,000 Franken in Gold schickte man ihm nach; von Rambouillet aber nach Cherbourg kostete die königliche Wegzehrung allein

13,738 Franken. Dazu kamen noch die Kosten für den Marstall des abziehenden Königs mit 18,738 Franken, ferner als Sold und Verpflegung für die Leibgarden und Offiziere von jeder Waffengattung, die ihm das Geleite bis Cherbourg gaben: 43,278 Franken, und Sold und Verpflegung der Bedienung, die ihm beigegeben war: 370,760 Franken; wozu noch die Reisekosten der Kommissäre, die ihn nach Cherbourg begleiteten, mit 1616 Franken kamen, sowie die Lieferung für die Pariser Kolonne, welche nach Rambouillet marschirte, u. s. w. — Alles in Allem fast 1½ Millionen! — Soviel kostete es damals der „grande nation", einen König los zu werden! K. R.

Ein vierbeiniger Rentier. — Die Kasse der Schulen des dritten Pariser Arrondissements hat eine eigenthümliche Erbschaft gemacht. Eine Frau Dubrai setzte ihr testamentarisch die Summe von 9500 Franken aus, unter der Bedingung, daß ihr Grab stets mit frischen Blumen geschmückt und außerdem die Unterhaltungskosten für ihre Katze, genannt Biff, bestritten werden. Sie hat in ihrem Testament die einzelnen Mahlzeiten für ihr geliebtes Thierchen genau bestimmt. Dasselbe erhält zu verschiedenen Tageszeiten Lunge, Leber und Herz; das Thier soll zu einer alten Dame in Pension kommen, welche gleichfalls ein Legat erhält, aber streng beaufsichtigt werden soll, daß sie der Katze nie etwas von den ihr zugedachten Herrlichkeiten vorenthält. Das Testament ist dem Maire zugestellt worden, und wenn die darin getroffenen Bestimmungen die Bestätigung der vorgesetzten Behörden erhalten, wird die Stadt Paris einen Rentier mehr zählen, und zwar einen vierbeinigen. — dn —

Geistesgegenwart. — Der aus einem alten Bojarengeschlecht gebürtige Fürst Alexander Besborodko wurde 1774 von Katharina II. mit dem Titel als Oberst in der russischen Staatskanzlei und bald darauf als ihr Kabinetssekretär angestellt. Er bildete einige Zeit hindurch die Seele des Kabinets und wurde erst von Platon Subow, einem anderen Günstling der Kaiserin, verdrängt. Sein vorzüglichstes Talent war eine genaue Kenntniß der russischen Sprache, die er sehr fertig und rein schrieb, und eine große Gewandtheit, schnell etwas schriftlich abzufassen. Im Anfang seiner glänzenden Laufbahn erhielt er von der Kaiserin

den Befehl, einen Ukas zu entwerfen, vergaß aber den Auftrag und erschien zur Audienzstunde, ohne den Ukas geschrieben zu haben. Katharina forderte ihn, und Besborodko, ohne sich lange zu besinnen, nahm das erste beste Blatt Papier aus seiner Schreibtafel und las den Ukas ab, als ob er ihn vorliegen hätte. Die Kaiserin, mit der Abfassung sehr zufrieden, nahm ihm das Blatt zur Unterschrift aus der Hand und war nicht wenig erstaunt, es leer zu finden. Aber Besborodko's Geistesgegenwart gefiel ihr so wohl, daß sie ihm nicht nur keine Vorwürfe machte, sondern ihn vielmehr zu ihrem Geheimrath und 1780 zum Staatssekretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten ernannte.

D—l.

Warum ist das Meerwasser gesalzen? — Diese Frage ist zuweilen Gegenstand sonderbarer Auslegungen gewesen, und doch, so meint Dr. Mattieu Williams, ein englischer Chemiker, müsse uns ein wenig Nachdenken überzeugen, daß es ein Wunder wäre, wenn die Gewässer des Oceans anders als gesalzen wären.

Moderne Forschungen haben dargethan, daß Meerwasser beinahe jedes chemische Element enthält, welches die Erde aufweist, nur daß diese Elemente daselbst so ziemlich im Verhältniß zur Lösbarkeit derselben stehen. So wird Gold und Silber nebst den meisten übrigen schweren Metallen im Meerwasser gefunden, selbstverständlich nur in minimaler Quantität.

Nun darf man nicht vergessen, daß der Ocean das Sammelbecken alles Wassers der angrenzenden Kontinente ist, welches als Regenwasser von den Gehängen herabfließt und schließlich in Form von Flüssen und Strömen dem Meere zueilt, oder aber auch durch den Boden sickert und in Erdspalten sich verliert, um schließlich als Quellen oder unterirdische Wasserläufe wieder an die Oberfläche zu treten. In einem jeden dieser Fälle übt das Wasser eine auflösende Wirkung und führt alle lösbaren Stoffe, denen es begegnet, mit sich, so daß, wie bereits bemerkt, die Quantität der Lösungen dem Grade der Lösbarkeit der betreffenden festen Stoffe und der Zeit entspricht, während solche dem Auflösungsmittel, dem Wasser, ausgesetzt waren. Der niederfallende Regen ist destillirtes Wasser, welches, bis auf kleine Verunreinigungen aus der Atmosphäre, nahezu ohne fremde Bestandtheile ist; Fluß-

wasser hingegen enthält bei seinem Eintritt in den Ocean meßbare Quantitäten aufgelöster mineralischer und vegetabilischer Stoffe, welche unablässig zufließen und sich immer mehr anhäufen. Dieses fortwährende Anwachsen aufgelöster mineralischer Salze ist vor sich gegangen, so lange die Oberfläche unserer Erde aus Land und Wasser bestanden hat. Und daß diese Ansicht die richtige ist, findet in der Untersuchung anderer kontinentaler Wasserbecken, die gleich dem Ocean Wasserläufe aufnehmen, deren Entleerung aber einzig und allein in deren Verdunstung besteht, seine volle Bestätigung. Alle solche sind mehr oder weniger gesalzen, und zwar einige derselben in höherem Grade, als der Ocean selbst. So z. B. gibt es auf der großen Hochebene Asiens eine Masse kleiner Seen, welche die Wasserläufe der Region aufnehmen und keinen Abfluß nach dem Ocean haben. Alle diese Landseen sind salzig und viele sogar in hohem Grad, weil sie einfach fort und fort Flußwasser von leichtem Salzgehalt aufnehmen, das Wasser, das sie verdunsten, hingegen ganz und gar nicht salzhaltig ist. Ungleich den großen amerikanischen Seen und dem Boden- oder Genfer-See gibt es dort keinerlei Strömung. So sind auch der Aral- und der kaspische See Sammelbecken ohne andere Abnahme als die Verdunstung und daher salzhaltig. Ferner ist das Todte Meer, welches an einem Ende den Jordan, sowie am anderen und an den Seiten eine Menge kleinerer Wasserläufe aufnimmt, wegen seines äußerst hohen Salzgehaltes allgemein bekannt.

Die Totalbodenfläche, welche sich in die Oceane entwässert, beträgt etwa ein Viertel von der Ausdehnung der letzteren, während das Todte Meer die Entwässerung und die löslichen Bestandtheile eines Areals empfängt, welches sein eigenes um das Zwanzigfache übersteigt und auf diese Weise das Zutreffen der aufgestellten Theorie auf's Prägnanteste bestätigt, indem sein Salzgehalt selbst jenen des Großen Oceans weit übertrifft!

Unserem Gewährsmann nach muß der Salzgehalt des Oceans sich ständig, wenn auch sehr langsam, vermehren und hierdurch eine allmälige, dementsprechende Anpassung oder Evolution seiner Bewohner, sowohl des Thier- als des Pflanzenreichs bewirken. Das Studium dieser Frage und die Wirkung des wachsenden Salz-

gehalts vergangener Weltalter auf die allmäligen Modifikationen, respektive Veränderungen im organischen Leben, wie sich solche in den Fossilien bekunden, sind seines Erachtens einer größeren Beachtung werth, als solchen bislang von den Forschern zugewandt worden ist. V. F.

Eigenthümliche Themata waren es, die in früheren Jahrhunderten auf den Universitäten für das Doktorexamen gestellt wurden. So lautet das Thema einer deutschen Universität im Jahre 1576: „Dürfen einem verliebten Mädchen Schröpfköpfe gesetzt werden?" Im Jahre 1624: „Können Kranke durch Flöteblasen geheilt werden?" Ferner: „Ist ein einmaliges Betrinken in jedem Monat der Gesundheit zuträglich?" Im Jahre 1628 stellte eine französische Universität die Frage: „Kann man durch unregelmäßiges Leben kahlköpfig werden?" Und im Jahre 1745 eine italienische Universität folgende: „Haben Schriftsteller die Berechtigung zu heirathen?"

Es waren dies in der That ganz eigenthümliche Themata.

—dn—

Ein zerstreuter Gatte. — Der bekannte Professor Thomasius in Königsberg war zerstreut, wie alle Professoren. Eines Tages fiel es ihm auf, daß seine Frau ihm einen großen Strauß auf seinen Schreibtisch stellte.

„Was soll denn das bedeuten?" frug er erstaunt.

„Einfach, daß heute Dein Hochzeitstag ist!" erwiederte die Frau Professorin.

„Was nicht gar? — Gut, theile mir mit, wenn Deiner an die Reihe kommt, und ich werde mich revanchiren!" war die verblüffende Antwort des Professors. W. E. A.

Union … schaft

In unserm Verlage erschien soeben:

Chicago

eine Weltstadt im amerikanischen Westen

von

Ernst von Hesse-Wartegg.

228 Seiten. Kartoniert 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Inhalts-Verzeichnis.

Schon der weitbekannte Name des Verfassers besagt, daß es sich in dem vorstehenden Werke nicht um gewöhnliche Schilderungen und Aufzählung der Sehenswürdigkeiten Chicagos nach Art der „Fremdenführer" und „Städtebilder" handelt. Ernst von Hesse-Wartegg ist in seinen bisherigen von so großen Erfolgen begleiteten geographischen Werken von ganz neuen Gesichtspunkten ausgegangen, und seine geistvolle, ungemein fesselnde und lebendige Darstellung bethätigt er abermals in seinem Buche über die neueste Millionenstadt, dieses größte Kulturwunder des neunzehnten Jahrhunderts, einem Märchen des Occidents gleich. Nach eigenen Beobachtungen schildert er das Werden und Wachsen der Stadt aus dem sumpfigen, sandigen Prairieboden, er geht den Sonderbarkeiten westamerikanischen Lebens auf den Grund und entwirft ein ungemein fesselndes, klares und anschauliches Bild von Handel, Industrie und Verkehr, geistigem und gesellschaftlichem Leben, in vielen Dingen eine teilweise Verwirklichung von Bellamy's idealer Zukunftsstadt. Aber nicht nur die Stadt, sondern auch das großartige Verkehrsleben des amerikanischen Westens und der canadischen Seen entrollt sich den Lesern des Buches; dasselbe sei deshalb den Besuchern der Weltausstellung, zu deren Ehrenkommissär der Verfasser ernannt wurde, ferner den Angehörigen der vierhunderttausend deutschen Einwohner Chicagos und allen Litteraturfreunden angelegentlichst empfohlen.